



historia scribere

Jahrgang 13
Juni 2021

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Vorwort zur dreizehnten Ausgabe 2021	Eva Pfanzerler, Ute Hasenöhr, Eric Burton	I–VI
Best-Paper-Awards von <i>historia.scribere</i> 13		7
(gesponsert von Reinhold Bichler)	Ferdinand Kleyhons <i>Pons et cella penaria</i> – Die Bedeutung Siziliens für die Entwicklung des Imperium Romanum ausgehend von Ciceros „Verrinen“	9–30
(gesponsert von Margaretha Friedrich)	Verena Hechenblaikner Downton-Mania. Die Fernsehserie „Downton Abbey“ und ihre Auswirkung auf die Public History und den Filmtourismus	31–55
(gesponsert von Brigitte Mazohl)	Marcus Dietrich Max Weber und der Geist des Marxismus? Der „Historische Materialismus“ in Webers Werk	57–70
(gesponsert von Josef Riedmann)	Maximilian Gröber Verspieltes Kapital? Der gesellschaftliche Rollenwandel des Samuraistandes im Zuge der Meiji-Restauration	71–96
UNO Center Austria Prize in Transatlantic History 2021 (gesponsert vom UNO Center Austria und der Philosophisch-Historischen Fakultät)	Katharina Föger Koloniale Fesseln brechen. Afrikanische Dekolonisierungsprozesse auf sowjetischen Plakaten der 1960er-Jahre	97–112



historia scribere

Jahrgang 13
Juni 2021

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

**Sonderpreis des Landes
Vorarlberg 2021 & Best-
Paper-Award von
historia.scribere 13**
(gesponsert vom **Land
Vorarlberg** und der
**Philosophisch-
Historischen Fakultät**)

Marina Blum

113–126

Eine habsburgische Quelle im Kampf gegen Frankreich:
Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493

(gesponsert vom **Land
Vorarlberg** und der
**Philosophisch-
Historischen Fakultät**)

Florian Guggenberger

127–145

Vorarlberg in den Krisenjahren 1816 und 1817:
Gründe und Auswirkungen

**Runner-Up-Awards von
historia.scribere 13**

147

(gesponsert von
Thomas Albrich)

Verena Hechenblaikner

149–175

Die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht 1947.
Wissenschaftliche Aufarbeitung, Vermittlung und Initiativen
in der Public History

(gesponsert von
Klaus Eisterer)

Ferdinand Kleyhons

177–202

Les Affreux en Irak. Die Teilprivatisierung des professionellen
Blutvergießens in der heutigen Kriegsführung anhand des
Beispiels des Irakkriegs

(gesponsert von
Hermann Kuprian)

Florian Ambach

203–231

Baumwolle, Elfenbein und Glasperlen. Perspektiven
österreichischer Reisender auf die Errichtung eines
„informal empire“ im Sudan des 19. Jahrhunderts



historia scribere

Jahrgang 13
Juni 2021

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Runner-Up-Awards von *historia.scribere* 13

(gesponsert von
Heinz Noflatscher)

Sabrina Schober
Hofzeremoniell und Gebärstuhl. Zur Bedeutung von Ritualen bei den Entbindungen Maria Theresias (1717–1780)

233–256

(gesponsert von
Christoph Ulf)

Vera Flatz
The Beginnings of an Empire. The Transformation of the Ottoman State into an Empire, demonstrated at the example of Grand Vizier Mahmud Pasha's life and accomplishments

257–271

**Lobende
Erwähnungen 2021**
(gesponsert von der
**Philosophisch-
Historischen Fakultät**)

Thekla Kollmann
Die Bautätigkeit der Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. in Rom und deren Wahrnehmung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

273

275–286

Mattia Pellegrini
Ein Blick in Hossers Küche. Analyse der Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser über die bei der Belagerung der Burg Weineck (1292) aufgewendeten Lebensmittel

287–302

Vorwort zur dreizehnten Ausgabe von *historia.scribere* (2021)

Die Zahl 13 gilt in unseren Kulturkreisen – häufig in Kombination mit schwarzen Katzen – als Unglückszahl. Das geht so weit, dass in manchen Gebäuden das 13. Stockwerk bei der Zählung einfach übersprungen wird, ebenso wie in Flugzeugen der Sitzplatz mit dieser Zahl. Besonders in religiösen Kontexten hat die 13 eigentlich positive Bedeutungen. Im Zweiten Buch der Tora bzw. im Alten Testament werden beispielsweise die 13 Eigenschaften Gottes beschrieben. Die Bar Mitzwa, der jüdische Übergangsritus für Knaben, findet an deren 13. Geburtstag statt – hier ist die 13 eine Glückszahl. Rein statistisch gesehen, gibt es keinen Grund zur Besorgnis: Weder passieren an den 13. Tagen des Monats mehr Unfälle, noch lässt sich eine Häufung derselben an Kombinationen der Zahl 13 mit den ebenso gern gemiedenen Freitagen feststellen.

Bei *historia.scribere* haben wir uns jedenfalls weder von der Zahl 13 noch von den Einschränkungen der Corona-Pandemie abhalten lassen, die Publikation vorzubereiten: eine neue Ausgabe liegt nun vor – und zwei weitere „virtuelle Semester“ liegen hinter uns. Fast schon sind Online-Lehre und *Home-Office* zur neuen Normalität geworden – und die Zahl der Studierenden, die die Universität Innsbruck bislang fast ausschließlich über Webkonferenz-Systeme erlebt hat, ist weiter gestiegen. Auch wenn die Lern- und Arbeitsbedingungen in dieser Zeit nicht immer optimal waren, geschlossene Archive und Bibliotheken die Informationsbeschaffung erschwerten, so schlug sich dies jedoch nicht in der Qualität der studentischen Arbeiten nieder, die in den vergangenen Semestern entstanden. Ein gutes Drittel der in dieser Ausgabe abgedruckten Artikel entstammt bereits der „Corona-Zeit“, darunter einige mit Best-Paper-Awards ausgezeichnete Arbeiten. Gerne hätten wir Ihnen allen zumindest die Urkunde von *historia.scribere* persönlich überreicht. Doch auch diesen Sommer findet die feierliche Preisverleihung der prämierten Texte nicht in den Räumen der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, sondern im virtuellen Raum statt – auf dem frisch eingerichteten Youtube-Kanal von *historia.scribere*, der diese Veranstaltung auch in Zukunft für Interessierte abrufbar bewahrt (<https://www.youtube.com/channel/UCaJIWod2UkhaVCAaq9UY2Hw>).

Dass *historia.scribere* die größeren und kleineren Hürden der Corona-Zeit so gut meistern konnte, ist auch und vor allem wieder dem engagierten Redaktionsteam zu verdanken, für diese 13. Ausgabe in einer neuen Zusammensetzung. Marina Blum und Alexander Renner haben uns als studentische Mitarbeiter*innen unterstützt – dankenswerterweise finanziert von der Philosophisch-Historischen Fakultät, ohne deren Grundfinanzierung *historia.scribere* in dieser Form nicht umsetzbar wäre. Seit Ausgabe 10 erhalten wir zudem Unterstützung durch Best-Practice-Stellen im Rahmen des „Wissenschaftlichen

Ausbildungsprogramms der Richard & Emmy-Bahr-Stiftung in Schaffhausen“ – auch hier ein herzlicher Dank für die großzügige Unterstützung! Die Stellen wurden in diesem Jahr von Christian Konz und Nicole Hacksteiner besetzt. Vervollständigt wurde das Redaktionsteam durch Vera Flatz und Roland Laimer als Praktikant*innen im Rahmen des Masterstudiums Geschichte. Ohne unsere studentischen Mitarbeiter*innen würde Ausgabe 13 sicher nicht in jener Form vorliegen, die Sie als Leser*innen nun vor sich haben. Wir hoffen sehr, die eine oder den anderen auch in den folgenden Ausgaben wieder als Mitarbeiter*innen begrüßen zu können.

Der erste **Reviewprozess** wurde wie gewohnt vom Redaktionsteam sowie einer nochmals gewachsenen Zahl an Kolleg*innen, darunter auch Dissertant*innen und Projektmitarbeiter*innen, vorgenommen. Dazu gehörten in alphabetischer Reihenfolge in diesem Jahr: Marcel Amoser, Gunda Barth-Scalmani, Günter Bischof, Ingrid Böhler, Andrea Brait, Maria Buck, Markus Debertol, Julian Degen, Elisabeth Dietrich-Daum, Stefan Ehrenpreis, Ellinor Forster, Mona Garloff, Robert Groß, Niels Grüne, Maria Heidegger, Marina Hilber, Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Matthias Hoernes, Elias Knapp, Andrea Kronberger, Patrick Kupper, Irene Madreiter, Andreas Maier, Wolfgang Meixner, Reinhard Nießner, Sarah Oberbichler, Tobias Pamer, Alexander Piff, Peter Pirker, Heinz Pohl, Kurt Scharr, Martina Schmidinger, Kordula Schnegg, Felix Schulz, Jörg Schwarz, Elena Taddei, Brigitte Truschnegg und Noam Zadoff. Herzlichen Dank an alle, die uns ihre knapp bemessene Zeit schenkten und durch ihre fundierten Gutachten die Zusammenstellung dieser Ausgabe und den Auswahlprozess für die Best Papers wesentlich mitbestimmt haben!

Ebenso ist es mittlerweile schon Tradition, dass wir all jenen Institutionen und Personen danken dürfen, die **Preisgelder** für die Best Papers und für die Runner-Ups zur Verfügung gestellt haben. Erneut treu geblieben sind uns die Philosophisch-Historische Fakultät und die Emerita/Emiriti bzw. Ruheständler*innen der beteiligten Institute: Thomas Albrich, Reinhold Bichler, Klaus Eisterer, Margaretha Friedrich, Hermann Kuprian, Brigitte Mazohl, Heinz Noflatscher, Josef Riedmann und Christoph Ulf. Einen Sonderpreis stiftete das UNO-Center-Austria. Zwei Sonderpreise für Arbeiten mit Vorarlbergbezug stellte das Land Vorarlberg zur Verfügung. Wir bedanken uns ganz herzlich!

Besonders hervorheben möchten wir das anhaltende Engagement der Wagner'schen Buchhandlung in Person von Markus Renk, der die verliehenen Geldpreise durch Buchgutscheine großzügig unterstützt hat – und dies, obgleich es auch dieses Jahr nicht möglich war, die Preisverleihung der Best-Paper-Awards in seinen Räumlichkeiten feierlich zu begehen. Ein weiterer Dank geht an das Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck, das durch einen Druckkostenzuschuss die fortgesetzte Zusammenarbeit mit *innsbruck university press (iup)* ermöglichte. Carmen Drolshagen und Romana Fiechtner haben auch 2021 das Layout und die Formatierung der Beiträge übernommen. Der *iup* und dem VR-Forschung sei deshalb abermals für die kollegiale, professionelle und anhaltend konstruktive Zusammenarbeit gedankt.

Die Auswahl der „Best Papers“ ist uns auch dieses Jahr aufgrund der hohen Qualität der Einsendungen nicht leichtgefallen. Von den 39 Einreichungen im Herbst 2020 haben 14 Arbeiten das zweistufige Peer-Review-Verfahren erfolgreich durchlaufen. Neben sieben Best-Paper-Awards werden dieses Jahr fünf Runner-Up-Awards (also zweite Preise) sowie zwei Lobende Erwähnungen vergeben. Das Themenspektrum der prämierten Arbeiten zeugt von der Vielfalt der Lehre und deckt alle in Innsbruck vertretenen historischen Kernfächer ab. Neben theoretischen Arbeiten zum „Historischen Materialismus“ im Werk Max Webers finden sich beispielsweise auch umwelthistorische Studien zum „Jahr ohne Sommer“ in Vorarlberg, Reflexionen zur Public History, Quellenstudien zu mittelalterlichen Kaiserurkunden oder Arbeiten zur (post-)kolonialen Geschichte.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die sieben **Best Papers**:

Ein Best-Paper-Award, gesponsort von Reinhold Bichler, geht an **Ferdinand Kleyhons'** Seminararbeit (Vertiefung) „*Pons et cella penaria* – Die Bedeutung Siziliens für die Entwicklung des Imperium Romanum ausgehend von Ciceros ‚Verrinen‘“, die im Rahmen eines Vertiefungsseminars im Fach Alte Geschichte entstanden ist. Kleyhons zeigt in seiner Arbeit überzeugend, wie Sizilien als erste Römische Provinz einem neuen Verwaltungsstil den Weg ebnete, der dann für die Ausbreitung des Imperiums mit einem Provinzialsystem von entscheidender Bedeutung sein sollte. Darüber hinaus fungierte Sizilien nicht nur als strategischer Stützpunkt im Mittelmeer, sondern auch als Kornkammer des Römischen Reiches. Kleyhons' Ausführung besticht vor allem durch ihre klare und stringente Argumentation.

Maximilian Gröber erhält in diesem Jahr einen Best-Paper-Award für seine Bachelorarbeit „Verspieltes Kapitel? Der gesellschaftliche Rollenwandel des Samuraistandes im Zuge der Meiji-Restauration“. Die im Fach Neuzeit verfasste Arbeit, die von Josef Riedmann gesponsort wurde, zeichnet sich durch die fundierte Verbindung von Theorie und Empirie aus. Ausgehend von Pierre Bourdieus Überlegungen zum ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital wird in einer Längsschnittuntersuchung der Wandel in der Rolle der Samurai in der Gesellschaft Japans nachgezeichnet und kritisch hinterfragt. Gröber kommt dabei zu dem Schluss, dass es trotz des gravierenden Umbruchs der 1860er-Jahre, in denen das Ende des Feudalismus in Japan eingeleitet wurde, zu keinen drastischen Verlusten im Bereich der Kapitalarten kam – und die Kriegeraristokratie der Samurai letztlich keinem sozialen Abstieg ausgesetzt war.

Die Proseminar-Arbeit „Max Weber und der Geist des Marxismus? Der ‚Historische Materialismus‘ in Webers Werk“ von **Marcus Dietrich** wird ebenfalls mit einem Best-Paper-Award ausgezeichnet (gesponsort von Brigitte Mazohl). Die übliche Gegenüberstellung von Weber und Marx anzweifelnd argumentiert Dietrich, dass sich in Webers Methodologie und in seiner historischen Analyse subtile Einflüsse von Marx' Denken aufspüren lassen. Nicht zuletzt teilten beide die Kritik am modernen Industriekapitalismus als Wirtschaftsformation, die mit vielen gesellschaftlichen Zwängen einhergehe. Behutsam und auf hohem theoretischem Niveau zeigt diese Arbeit aus dem Bereich

Wirtschafts- und Sozialgeschichte, dass Weber sich zwar durchaus von Marx abgrenzte – aber auch auf dessen Werk aufbaute.

Aus dem Bereich der Zeitgeschichte, wenn auch im Fach Neuzeit verfasst, stammt die als Best Paper prämierte Seminararbeit (Vertiefung) „Downton-Mania. Die Fernsehserie ‚Downton Abbey‘ und ihre Auswirkung auf die Public History und den Filmtourismus“ von *Verena Hechenblaikner* (gesponsort von Margaretha Friedrich). Hier wird den Leser*innen erläutert, wie die quotenstarke Historienserie „Downton Abbey“ zu einem Kulturtourismus-Boom an den Drehorten führte, in dessen Zuge nun auch Restaurierungen an historischen Gebäuden durchgeführt werden können. Im Rückgriff auf zahlreiche Primärquellen beleuchtet Hechenblaikner dabei auch ambivalente und problematische Seiten dieses Publikumserfolgs. So beschränkt sich die Serie, nicht zuletzt aus kommerziellen Interessen, auf eine idealisierende Darstellung des Lebens der Reichen und Adligen und trägt damit zu einem verklärenden Geschichtsbild bei.

Eine zeitgeschichtliche Proseminararbeit zur Verflechtungsgeschichte von Dekolonisierung und Staatssozialismus erhält in diesem Jahr den **Sonderpreis des UNO-Centers Austria in Transatlantic History**, der zugleich einen Best-Paper-Award von *historia.scribere* bildet. **Katharina Föger** setzt sich in ihrer Arbeit „Koloniale Fesseln brechen. Afrikanische Dekolonisierungsprozesse auf sowjetischen Plakaten der 1960er-Jahre“ mit der Frage auseinander, wie das Ende der Kolonialherrschaft in der Sowjetunion bildlich kommuniziert wurde. Föger nähert sich ausgewählten Plakaten mithilfe der Bildanalyse nach Erwin Panofsky an und zeigt kenntnisreich, wie die Künstler auf bereits länger etablierte Motive und Symboliken, wie das Zerreißen von Fesseln, zurückgriffen. Zur personifizierten Darstellung des Dekolonisierungsprozesses bevorzugten sie den Idealtypen eines jungen, muskulösen und oft nur spärlich bekleideten Mannes.

Gleich zwei Best-Paper-Awards stiftete in diesem Jahr das **Land Vorarlberg**. Die im Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte verfasste Seminararbeit von **Florian Guggenberger** nimmt „Vorarlberg in den Krisen Jahren 1816 und 1817“ in den Blick. Die Studie beschäftigt sich mit den Gründen und regionalen Auswirkungen des sogenannten „Jahres ohne Sommer“ nach dem Tambora-Vulkanausbruch von 1815. Auf dem Stand der Forschung argumentierend, geht Guggenberger den verschiedenen Faktoren und Entwicklungen nach, welche zur dramatischen Verschlechterung der damaligen klimatischen und sozioökonomischen Situation führten. Darüber hinaus zeichnet er anhand vielfältiger regionaler Quellen die Lebenssituation der Vorarlberger Bevölkerung in den „Krisen Jahren“ 1816 und 1817 plastisch nach.

Der zweite vom Land Vorarlberg finanzierte Best-Paper-Award geht mit **Marina Blum** an eine gebürtige Vorarlbergerin. Mit ihrer im Kerngebiet Mittelalter verorteten Proseminararbeit „Eine habsburgische Quelle im Kampf gegen Frankreich: Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493“ hat Blum eine mustergültige Quellenanalyse eines mittelalterlichen Dokuments vorgelegt, das die Quellenbeschreibung mit einer fundierten Interpretation des historischen Kontexts – in diesem Fall das zerrüttete Ver-

hältnis der habsburgischen und französischen Herrscher sowie die aufstrebende Medienlandschaft des 15. Jahrhunderts – verbindet.

Fünf Arbeiten aus den Fächern Österreichische Geschichte, Neuzeit, Zeitgeschichte sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte erhalten **Runner-Up-Preise**. Zwei von ihnen stammen aus der Feder von Autor*innen, die in dieser Ausgabe bereits mit einem Best-Paper-Award ausgezeichnet wurden. Der erste Runner-Up-Award (gesponsert von Thomas Albrich) geht an **Verena Hechenblaikner** für die zeithistorische Seminar-Arbeit (Vertiefung) „Die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht 1947. Wissenschaftliche Aufarbeitung, Vermittlung und Initiativen in der Public History“. Hier spannt sie den Bogen von einer Darstellung dieser transalpinen Flucht jüdischer Gruppen gen Palästina 1947 hin zu einer aufschlussreichen Untersuchung der Erinnerung an dieses Ereignis. Hechenblaikner stellt fest, dass dieses erst seit der öffentlichen Begehung des Jubiläums 1997 stärker in den Fokus der Öffentlichkeit gelangt ist – und dass die ortsansässige Bevölkerung an einschlägigen Veranstaltungen nach wie vor kaum teilnimmt. Der zweite Runner-Up-Award (gesponsert von Klaus Eisterer) geht an **Ferdinand Kleyhons** für seine zeithistorische Bachelor-Arbeit mit dem Titel „Les Affreux en Irak. Die Teilprivatisierung des professionellen Blutvergießens in der heutigen Kriegsführung anhand des Beispiels des Irakkriegs“. Kleyhons setzt sich kenntnisreich und unter Heranziehung zahlreicher Quellen mit der Einbindung von Privatfirmen in militärischen US-Interventionen auseinander und analysiert, wo Vorteile und Nachteile einer Auslagerungsstrategie liegen. Gewinner dieser Entwicklung sind fraglos die Unternehmen selbst. Darüber hinaus argumentiert Kleyhons, dass erst eine derartige Teilprivatisierung Kriege und längere Besatzungszeiten für die USA in der Gegenwart ermöglicht.

Florian Ambach erhält den dritten Runner-Up-Award (gesponsert von Hermann Kuprian) für seine im Kernfach Österreichische Geschichte verfasste Bachelor-Arbeit „Baumwolle, Elfenbein und Glasperlen. Perspektiven österreichischer Reisender auf die Errichtung eines ‚informal empire‘ im Sudan des 19. Jahrhunderts“. Auf der Grundlage eines beeindruckend breiten Quellenkorpus von Reiseberichten aus über drei Jahrzehnten zeigt Ambach auf, wie sich österreichische Händler, Konsuln und Reisende um Zugang zu verschiedenen Rohstoffen bemühten und dabei die Etablierung eines (weitgehend informellen) Imperiums anstrebten. Ambach geht nicht nur auf kommerzielle Interessen und Kolonialträume ein, sondern diskutiert auch, wieso Österreich letztlich keine Kolonien in Nordafrika in Besitz nahm. Der vierte Runner-Up-Award (gesponsert von Heinz Noflatscher) geht an **Sabrina Schober** für die Seminar-Arbeit (Vertiefung) „Hofzeremoniell und Gebärstuhl. Zur Bedeutung von Ritualen bei den Entbindungen Maria Theresias (1717–1780)“ aus dem Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Im Rückgriff auf zahlreiche Briefe und Tagebucheinträge von Maria Theresia sowie ihrem Leibarzt und weiterem Hofpersonal werden verschiedene Perspektiven auf die Entbindungen sichtbar. Schober zeigt nicht nur anschaulich, wie ein ganzes Geflecht von Erwartungen und ritualisierten Abläufen die Entbindungen der Kaiserin bestimmte, sondern auch, wie Maria Theresia mit manchem Zeremoniell brach und Neuerungen einführte.

Mit dem fünften Runner-Up-Award (gesponsert von Christoph Ulf) wird **Vera Flatz** ausgezeichnet. Ihre Seminar-Arbeit aus dem Kerngebiet Neuzeit, „The Beginnings of an Empire. The Transformation of the Ottoman State into an Empire, „demonstrated at the example of Grand Vizier Mahmud Pasha’s life and accomplishments“, liest die politische Transformation vom Ottomanischen Staat zum Reich überzeugend durch die Biografie eines individuellen politischen Akteurs. Mit dem Fokus auf den Aufstieg des Großwesirs Mahmud Pascha gelingt es Flatz, zentrale Aspekte der Imperienbildung von Eroberungen und neuen Gesetzgebungen über Verwaltungstechniken bis hin zur Einbindung lokaler Eliten anschaulich zu illustrieren und auch in konkreten Handlungen und Akteurskonstellationen zu verankern. Die Arbeit zeichnet sich zudem durch einen produktiven Umgang mit den Quellen zu Paschas Leben aus, deren Erkenntnisgehalt oft kritisch reflektiert werden muss.

Die Preisgelder der beiden Arbeiten, die heuer eine **Lobende Erwähnung** erhalten, wurden von der **Philosophisch-Historischen Fakultät** gespendet. Es handelt sich um zwei Proseminararbeiten aus den Kerngebieten Mittelalter und Neuzeit. **Thekla Kollmann** untersucht in ihrer Arbeit aus dem Fach Neuzeit „Die Bautätigkeit der Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. in Rom und deren Wahrnehmung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“. Dabei geht sie den Gründen für die zeitgenössische positive oder negative Bewertung der städtebaulichen Maßnahmen in der Bevölkerung nach. **Mattia Pellegrini** wiederum wagt in seiner Proseminararbeit zur Geschichte des Mittelalters einen „Blick in Hossers Küche“. Anhand von Originalquellen analysiert er die „Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser über die bei der Belagerung der Burg Weineck (1292) aufgewendeten Lebensmittel“.

Wir wünschen den Autor*innen der dreizehnten Ausgabe von *historia.scribere* eine ähnlich rege Leserschaft wie in den letzten Jahren: Im Jahr 2020 waren es diesmal über 35.000 Unique Visitors und eine Arbeit der Ausgabe 3 (2011) wurde sogar 722 Mal heruntergeladen. Mit Interesse beobachten wir eine kontinuierlich wachsende Verlinkung besonders von der deutschsprachigen Wikipedia auf Beiträge in unserer Zeitschrift. Mittlerweile sind es 19 Lemmas in der Wikipedia.de und zwei in der englischsprachigen Wikipedia, die auf Aufsätze in *historia.scribere* verweisen – was sich wiederum in der Häufigkeit der Downloads dieser Beiträge auf der Website niederschlägt.

Wir hoffen, dass die breite Rezeption der publizierten Artikel sowie die enorme Bandbreite der veröffentlichten Arbeiten weitere Studierende inspirieren wird und wir im Herbst 2021 abermals eine Vielzahl spannender Arbeiten für den Review-Prozess der 14. Ausgabe erhalten werden. Doch vorerst freuen wir uns über die Fertigstellung der gelungenen 13. Ausgabe und wünschen allen Leser*innen *bonne lecture!*

Eric Burton, Ute Hasenöhl und Eva Pfanzelter

Best-Paper-Awards von *historia.scribere* 13

(gesponsert von **Reinhold Bichler**)

(gesponsert von **Margaretha Friedrich**)

(gesponsert von **Brigitte Mazohl**)

(gesponsert von **Josef Riedmann**)

UNO Center Austria Prize in Transatlantic History 2021 & Best-Paper-Award von *historia.scribere* 13

(gesponsert vom **UNO Center Austria** und der **Philosophisch-
Historischen Fakultät**)

Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2021 & Best-Paper-Award von *historia.scribere* 13

(gesponsert vom **Land Vorarlberg** und der **Philosophisch-
Historischen Fakultät**)

***Pons et cella penaria* – Die Bedeutung Siziliens für die Entwicklung des Imperium Romanum ausgehend von Ciceros „Verrinen“**

Ferdinand Kleyhons

Kerngebiet: Alte Geschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Mag. Dr. Roland Steinacher

eingereicht im: WiSe 2018/19

Rubrik: Seminar-Arbeit (Vertiefung)

Abstract

***Pons et cella penaria* – The importance of Sicily for the formation of the Roman Empire on the basis of Ciceros “In Verrem”**

In the year 70 BCE, one of the most renowned trials in Roman history took place: The lawsuit of Gaius Verres, former propraetor of the Roman province Sicilia. Marcus Tullius Cicero, taking up the role of the claimant in this trial, wrote a series of speeches against Verres (“In Verrem”). Therein he stated, among other things, the importance of Sicily for the Roman Empire. As the first Roman province, it introduced the Romans to a new system of governing foreign territory. It functioned as a “bridge” for the conquest of Carthage and, finally, it fed the Roman population and its army. The following paper will examine each of these three steps, as well as use them as a framework to discuss the role of Sicily for the formation of the Roman Empire.

1. Einleitung

Als am 5. August 70 v. Chr. der Prozess gegen den Statthalter Gaius Verres eröffnet wurde, ahnten die Beteiligten wahrscheinlich nicht, dass damit einer der spannendsten und aufsehenerregendsten Prozesse der Antike begann: Cicero gegen Verres.¹

1 Marcus Tullius Cicero, Die Reden gegen Verres, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann (Sammlung Tusculum), Berlin 2011, S. 259.

Als Angeklagter musste sich Verres vor Gericht verantworten, nachdem er die zwischen 73 und 71 v. Chr. unter seiner Verantwortung stehende Provinz Sicilia, seit 241 v. Chr. die erste Provinz des Römischen Reichs, zu seinem persönlichen Wohlergehen ausgebeutet hatte. Cicero, der 75 v. Chr. selbst Quästor auf Sizilien gewesen war, führte auf Bitte der Sizilianer*innen diesen Prozess gegen Verres und schrieb seine Anklagereden in den sogenannten „Verrinen“² nieder.³ Seine zweite Rede begann er mit der Erläuterung der Bedeutung Siziliens für das Imperium Romanum, genau dem Punkt, an welchem diese Arbeit ansetzt. Der Redner führte hier in erster Linie drei Gründe an, weshalb Sizilien so wichtig für das Römische Reich gewesen sei: Als erste Provinz lehrte es Rom über andere zu herrschen, als Sprungbrett bereitete es die Eroberung Karthagos und in weiterer Folge die Expansion nach Nordafrika vor und als Kornkammer versorgte es die römische Bevölkerung und seine Armee.⁴

Die vorliegende Arbeit greift Ciceros Argumentation auf und hinterfragt anhand dieser die Bedeutung der Provinz Sicilia für die Entwicklung des Römischen Reichs. Dazu werden die drei eben genannten Gründe nacheinander in jeweils einem eigenen Kapitel genauer analysiert. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit Siziliens Rolle als Kornprovinz des Römischen Reiches. Im Fokus stehen dabei zunächst die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Insel und das System, durch welches diese dem römischen Staat als Abgaben zugeführt wurden. Den Abschluss des Kapitels bildet die Frage, zu welchem Zweck die römische Republik diese Abgaben verwendete. Das zweite Kapitel widmet sich der Bedeutung Siziliens als strategischer Stützpunkt im Mittelmeer. Darunter fällt in erster Linie Siziliens Rolle in den Punischen Kriegen und bei der Vernichtung Karthagos, darüber hinaus aber auch die spätere Geltung der Insel hinsichtlich der Kontrolle über das Mittelmeer und den Handel mit Nordafrika. Das dritte und letzte Kapitel analysiert schließlich das Verwaltungssystem der Provinz Sicilia und dessen Auswirkung auf das spätere römische Provinzialsystem.

Die der Arbeit zugrunde liegende Hypothese ist, dass die Eroberung und Eingliederung Siziliens als erste römische Provinz unerlässlich für das Imperium Romanum und seine weitere Entwicklung war. Sicilia ermöglichte nicht nur die Auslöschung der größten Konkurrenz Roms im westlichen Mittelmeer, Karthago, und die darauffolgende Eroberung Nordafrikas, sondern diente als essenzielle Getreidequelle sowie als Grundstock des Provinzialsystems und der weiteren Entwicklung des Imperiums.

Neben Sekundärliteratur greift die vorliegende Arbeit als Quellengrundlage in erster Linie auf die „Verrinen“⁵ selbst, die „Römische Geschichte“⁶ von Titus Livius, Flavius Jose-

2 Marcus Tullius Cicero, Reden gegen Verres III. Zweite Rede gegen Verres. Zweites Buch, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1988; Marcus Tullius Cicero, Reden gegen Verres IV. Zweite Rede gegen Verres. Drittes Buch, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1990; Marcus Tullius Cicero, Reden gegen Verres VI. Zweite Rede gegen Verres. Fünftes Buch, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1994; Cicero, Die Reden gegen Verres.

3 Martin Dreher, Das antike Sizilien, München 2008, S. 96–97.

4 Cic. Verr. 2, 2, 2–5.

5 Cicero, Die Reden gegen Verres.

6 Titus Livius, Römische Geschichte. Der Punische Krieg 218–201, übersetzt und herausgegeben von Hans Armin Gärtner, Stuttgart 1968.

phus', „Jüdischer Krieg“⁷, Sextus Aurelius Victor's „Epitome de Caesaribus“⁸ und Strabons „Geographica“⁹ zurück. Sie alle ermöglichen einen Einblick in die Landwirtschaft und Getreideabgaben Siziliens bzw. die Getreideversorgung innerhalb des Römischen Reichs. Polybios „Historien“¹⁰ wiederum geben wertvolle Erkenntnisse hinsichtlich der Versorgung der römischen Legionen und werden diesbezüglich ebenfalls miteinbezogen.

2. Sizilien als die „Kornkammer Roms“

„Wann hat sie nicht das Getreide, das sie schuldet, auf den Tag genau geliefert? [...] Daher hat der berühmte Cato, der Weise, Sizilien die Vorratskammer unseres Staates, die Ernährerin des römischen Volkes genannt. Wir gar haben während des schrecklichen und überaus schwierigen Italischen Krieges¹¹ die Erfahrung gemacht, daß uns Sizilien nicht nur als Vorratskammer, sondern auch als Ersatz für jene alte und wohlgefüllte Staatskasse unserer Vorfahren gedient hat. Denn ohne irgendwelche Kosten von unserer Seite hat es durch die Lieferung von Leder, Hemden und Getreide unsere großen Heere gekleidet, ernährt und bewaffnet.“¹²

Mit diesen Worten thematisierte Cicero die womöglich wichtigste Bedeutung Siziliens für das Römische Reich, die im nun folgenden Kapitel genauer beleuchtet wird: Sizilien als die „Kornkammer“ und „Ernährerin“ Roms.

2.1 Die landwirtschaftlichen Produkte Siziliens

Bedingt durch die geografische Lage Siziliens sowie das trockene, mediterrane Klima in Zusammenspiel mit dem fruchtbaren Boden war die Insel in der Antike prädestiniert für Ackerbau und Viehwirtschaft. So schrieb der augusteische Geograf Strabon, dass Sizilien den Vorzügen Italiens gleichgekommen wäre, in Bezug auf seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse wie Getreide, Früchte, Honig und Vieh die Apenninhalbinsel sogar noch übertroffen hätte, was die Insel in Kombination mit ihrer Nähe zu Rom zur idealen Vorratskammer der Stadt gemacht hätte.¹³ Tatsächlich wurde in Sizilien, bereits lange bevor es als Provinz in das Römische Reich einging, von der indigenen Bevölkerung Landwirtschaft betrieben, was über die Jahrhunderte hinweg weitergeführt und intensiviert wurde.¹⁴

7 Flavius Josephus, Der Jüdische Krieg, Bd. 1, Griechisch-deutsch, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Otto Michel und Otto Bauernfeind, Darmstadt 1959.

8 Sextus Aurelius Victor, De Caesaribus, herausgegeben von Franz Pichlmayr (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), Leibnitz 1966.

9 Strabon, Erbeschreibung. Erster Teil, Griechisch-deutsch, übersetzt und kommentiert von Christoph Gottlieb Groskurd, Berlin-Stettin 1831.

10 Polybios, Geschichte, Bd. 1, eingeleitet und übertragen von Hans Drexler, Stuttgart-Zürich 1961.

11 An dieser Stelle ist der Bundesgenossenkrieg (91–88 v. Chr.) gemeint: Cicero, Reden gegen Verres III, S. 7, 183.

12 Cic. Verr. 2, 2, 5 (Übersetzung von Gerhard Krüger).

13 Strab. geogr. 6, 2, 7.

14 Dreher, Sizilien, S. 9.

Während der römischen Phase der Geschichte der Insel waren die landwirtschaftlichen Produkte in erster Linie Getreide, Obst und Gemüse sowie Erträge der Viehwirtschaft. Getreide wurde in großen Mengen auf zahlreichen kleineren *latifundia*, die von Sklav*innen bewirtschaftet wurden, in Form von Weizen und Gerste angebaut.¹⁵ Auch Oliven und Wein wurden auf der ganzen Insel kultiviert, Wein speziell rund um den Ätna, wo der Boden aufgrund der Vulkanasche besonders fruchtbar war.¹⁶ Sizilianischer Wein konnte sich bis in die römische Kaiserzeit einer besonderen Reputation erfreuen.¹⁷ An Obst und Gemüse wurde alles angebaut, was im mediterranen Raum auch sonst üblich war, wie etwa Äpfel, Quitten, Nüsse, Erbsen, Bohnen und Linsen.¹⁸ Die Viehwirtschaft stellte einen weiteren wichtigen Pfeiler der sizilianischen Landwirtschaft dar. So wurde laut Althistoriker Vincent Scramuzza in der Regel für jeden Morgen Ackerland ein weiterer Morgen ausschließlich für die Weidewirtschaft reserviert.¹⁹ Generell ging der Ackerbau mit der Viehhaltung Hand in Hand, da das Land nach der Getreideernte als Weide genutzt und so wieder gedüngt wurde. Gehalten wurden in erster Linie Schafe und Rinder.²⁰ Darüber hinaus war Sizilien in der Antike auch als Produzent von erstklassigem Honig bekannt, aber auch als Herkunftsland ausgezeichneter Pferde.²¹

2.2 Das römische Abgabesystem

Nach der Eroberung der punischen Gebiete im Westen Siziliens und der Errichtung einer ersten Provinz namens Sicilia nach dem Ersten Punischen Krieg (264–241 v. Chr.) führte die römische Reichsverwaltung eine erste Form der Besteuerung der Insel, in Form von Getreideabgaben, ein. Aus Mangel an Erfahrung bei der Verwaltung von Provinzen übernahmen sie mit großer Wahrscheinlichkeit jedoch das bereits bestehende punische System, das von Karthago in seinen Herrschaftsbereichen etabliert worden war.²² Das bedeutete, dass von der bäuerlichen Bevölkerung der sogenannte Zehent (*decuma*), ein Zehntel ihrer Ernte, zu entrichten war.²³ Wie sich dieses System im Detail gestaltete, ob es womöglich an das Steuer- und Abgabesystem der Ptolemäer*innen angelehnt war und wie viel Getreide tatsächlich erbracht wurde, lässt sich aus der Quellenlage allerdings nicht genau eruieren.²⁴

Laut Althistoriker Paul Erdkamp reichten die Abgaben, die in Form des Zehents erbracht wurden, lediglich dafür aus, um jene römischen Legionäre zu versorgen, die mit großer Wahrscheinlichkeit bereits nach der Errichtung der Provinz auf Sizilien stationiert

15 Moses I. Finley, *Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur Arabischen Eroberung*, München 1968, S. 168; *Cic. Verr.* 2, 3, 18.

16 Vincent Mary Scramuzza, *Roman Sicily*, in: Tenney Frank (Hrsg.), *An Economic Survey of Ancient Rome*, Bd. 3, New Jersey 1959, S. 225–377, hier S. 269–274.

17 Ebd., S. 350–351.

18 Ebd., S. 274–275.

19 Ebd., S. 78–79.

20 Ebd., S. 278–280.

21 Ebd., S. 280–282.

22 John Serrati, *Garrisons and Grain. Sicily between the Punic Wars*, in: Christopher Smith/John Serrati (Hrsg.), *Sicily from Aeneas to Augustus. New Approaches in Archeology and History (New perspectives on the Ancient World)*, Edinburgh 2000, S. 115–134, hier S. 122–124.

23 Ebd., S. 123; *Cic. Verr.* 2, 3, 36.

24 Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 122–126.

waren.²⁵ Dies unterstützen würde die Aussage, die Livius dem Senat 215 v. Chr. zuordnete: „Sizilien und Sardinien, die vor dem Krieg Abgaben abgeführt hätten, ernährten kaum die Truppen zu ihrem Schutz“²⁶. Aus dieser Aussage lässt sich im Umkehrschluss ableiten, dass der Zehent vor Beginn des Zweiten Punischen Kriegs (218–201 v. Chr.) nicht ausreichte, um sowohl die römischen Truppen zu ernähren als auch überschüssige Abgaben abzuführen. Dafür spricht auch, dass noch 211 v. Chr. ein Botschafter nach Alexandria geschickt wurde, um den ägyptischen Herrscher Ptolemaios IV.²⁷ um Getreideexporte nach Rom zu bitten, da es wegen des Zweiten Punischen Kriegs zu Engpässen bei der Getreideversorgung gekommen war, die wiederum einen rasanten Anstieg des Preises für sizilianisches Getreide bewirkt hatten.²⁸

Nach der Eroberung von Syrakus führte der römische Staat spätestens 210 v. Chr. mit der sogenannten *lex Hieronica* auf der gesamten Insel ein einheitliches Besteuerungssystem ein, das aus der Regierungszeit des 215 v. Chr. verstorbenen syrakusischen Königs Hieron II. übernommen wurde.²⁹ Dieses basierte ebenfalls auf einer Art Zehent, der zu entrichten war, wobei sich auch in diesem Fall nicht genau bestimmen lässt, wie sich dieses System gestaltete. Es liegt allerdings nahe, dass es große Ähnlichkeiten mit dem karthagischen System hatte, welches es ersetzte.³⁰ Cicero beschrieb die *lex Hieronica* folgendermaßen: Die in der Landwirtschaft erwerbstätige Bevölkerung musste ihre gesamte Ernte so lange auf ihrer Tenne aufbewahren, bis ein Zehentpächter (*decumanus*) vorbeikam und die jeweiligen Abgaben, die sich ungefähr auf ein Zehntel der Ernte, meist ein *modius* pro bestellten Morgen Land, beliefen, bestimmte und vertraglich niederschrieb.³¹ Der *modius* („Scheffel“), die größte römische Maßeinheit, entsprach je nach Angabe rund 8,73 bis 8,75 Liter, was circa 6,6 kg für einen *modius* Weizen und circa 5,5 kg für einen *modius* Gerste gleichkam.³² Unabhängig davon, wie sich dieses Abgabensystem genau darstellte, ermöglichte der Besitz der syrakusischen Territorien, die zu den getreidereichsten der Insel zählten, der römischen Bevölkerung in Zusammenspiel mit der *lex Hieronica* auf jeden Fall ihren Getreidebedarf abzudecken, der im Zuge des Kriegs stark erhöht war.³³

Genauere Angaben bezüglich der Menge an Getreide, welche die römische Republik durch die Steuereinnahmen erhielt, sind erst für die Zeit nach den Punischen Kriegen überliefert und das auch nur durch eine einzige Person: Cicero gab für das Jahr 73 v. Chr. eine Menge von rund drei Millionen *modii* an Weizen an, die in Form des Zehents an den römischen Staat flossen.³⁴ Außerdem lässt sich aus den Angaben Ciceros schlie-

25 Paul Erdkamp, *The Grain Market in the Roman Empire. A Social, Political and Economic Study*, Cambridge u. a. 2005, S. 210–211; Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 127.

26 Liv. 23, 48; Peter Garnsey, *Famine and Food Supply in the Graeco-Roman World. Responses to Risk and Crisis*, Cambridge u. a. 1988, S. 183.

27 Ptolemäus IV. wurde 245 oder 244 geboren und herrschte bis zu seinem Tod 204 in Ägypten: Walter Ameling, Ptolemaios IV. Philopator, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 10, Stuttgart-Weimar 2001, Sp. 538–539.

28 Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 124.

29 Ebd., S. 116, 123–125.

30 Ebd., S. 125.

31 Cic. Verr. 2, 3, 36; Cic. Verr. 2, 3, 112; Cicero, *Reden gegen Verres IV*, S. 242.

32 Heinz-Joachim Schulzki, *Modius*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 8, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 316–317.

33 Garnsey, *Famine*, S. 183; Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 123.

34 Erdkamp, *Grain Market*, S. 214.

ßen, dass diese Menge tatsächlich vielmehr einem Durchschnittswert der letzten Jahre entsprach, sodass auch ohne das Wissen darüber, wie die Ernte im Jahr 73 v. Chr. ausfiel, die Zahl von drei Millionen *modii* als relevante Angabe herangezogen werden kann.³⁵

Aus dieser Zahl ergibt sich darüber hinaus auch die Möglichkeit, die gesamte Jahresernte annäherungsweise zu berechnen. Scramuzza ging dabei folgendermaßen vor: Die drei Millionen *modii* entsprachen seiner Meinung nach nicht exakt zehn Prozent der Jahresernte, sondern nur etwa neun Prozent, da die vertraglich angeheuerten Zehentpächter wiederum ungefähr zehn Prozent der Zehentabgaben als Lohn erhielten. Des Weiteren darf bei dieser Berechnung auch nicht die Ernte der Gemeinschaften, die von der Zehentabgabe ausgenommen waren, außer Acht gelassen werden. Darunter fielen insgesamt acht Städte: Messina (heutiges Messina), Tauromenium (heutiges Taormina), Netum (heutiges Noto), Centuripe, Halaesa, Segesta, Halicyae und Panormus (heutiges Palermo).³⁶ Laut Scramuzza wären durch diese weitere 4,7 Millionen *modii* hinzugekommen, sodass auf Sizilien somit insgesamt rund 38 Millionen *modii* Weizen pro Jahr geerntet worden wären.³⁷

Spätestens ab 191 v. Chr. konnte von Sizilien ein zweiter, zusätzlicher Zehent erbracht werden, der schließlich ab 73 v. Chr. gesetzlich verankert wurde und auch jährlich erbracht werden musste.³⁸ Für die Zeit davor sind insgesamt nur vier Fälle überliefert, in denen von Sizilien der doppelte Zehent entrichtet werden musste: dreimal im Antiochoskrieg (191–188 v. Chr.) und einmal im Dritten Makedonischen Krieg (171–169 v. Chr.). Cicero gab bezüglich des doppelten Zehents an, dass dieser dafür mit einem Preis von drei Sesterzen pro *modius* vergolten worden ist. Darüber hinaus mussten die sizilianischen Bäuerinnen und Bauern auch noch Weizen in Form eines zweiten Zwangsverkaufs abgeben, bei dem ein *modius* wieder zu einem von Rom vorgegebenen Preis, in diesem Fall 3,5 Sesterzen, verkauft werden musste. Cicero nannte diesbezüglich eine Menge von 800.000 *modii*.³⁹ Zusätzlich mussten auch noch rund 50.000 *modii* für die Versorgung des römischen Beamtenapparats auf der Insel gestellt werden.⁴⁰ In Summe waren demnach 6,85 Millionen *modii* an Weizen für den römischen Staat als Abgabe zu stellen.

Außerdem wurde auch auf Gerste eine Zehentabgabe erhoben. Allerdings gestaltet sich die Berechnung dieser noch schwieriger als bei Weizen, da Cicero hier nur zwei Angaben machte. Zum einen für die Stadt Agyrium, wo sich laut Berechnung von Althistoriker R.T. Pritchard das Verhältnis von Weizen zu Gerste als circa 10:1 darstellte, und zum anderen für die Stadt Herbita, wo dieses Verhältnis knapp über 2:1 ausmachte. Somit ist die einzige Schlussfolgerung, die aus Ciceros Angaben bezüglich der Ernte von Gerste und ihrer Zehentabgaben getroffen werden kann, dass Gerste, die sich bei der

35 Erdkamp, *Grain market*, S. 215.

36 Finley, *Sizilien*, S. 160.

37 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 256–257, 259.

38 Garnsey, *Famine*, S. 186; Finley, *Sizilien*, S. 159.

39 Cic. *Verr.* 2, 3, 163.

40 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 262.

römischen Bevölkerung generell einer geringeren Beliebtheit erfreute, deutlich weniger angebaut wurde als Weizen.⁴¹

Der Zehent bezog sich aber nicht nur auf Getreideabgaben, sondern auf alle landwirtschaftlichen Produkte wie Öl, Wein oder auch sonstige „kleine Früchte“, wie es Cicero beschrieb.⁴² Was er genau mit letzterer Bezeichnung meinte, geht aus dem Text nicht hervor, die Beschreibung lässt allerdings auf Hülsenfrüchte schließen.

Neben dem Zehenten forderte das Imperium auch noch eine Abgabe in der Höhe von fünf Prozent auf alle Waren, die in einem sizilianischen Hafen verschifft oder entladen wurden, mit Ausnahme des persönlichen Handgepäcks der Passagierinnen und Passagiere und des Zehenten. Des Weiteren erhob die römische Verwaltung eine Weidelandsteuer, die in Geld zu entrichten war.⁴³

Unter Augustus kam es dann schließlich zu einer grundlegenden Reformierung des Steuersystems. Das Zehent-System wurde durch ein *stipendium*-System ersetzt, wobei sich Historiker*innen dahingehend uneinig sind, ob diese Abgabe in Geld oder weiterhin in Naturalien zu entrichten war.⁴⁴ Moses Finley ging diesbezüglich von einer Art Geldsteuer aus, die auf Grundbesitz erhoben wurde, möglicherweise sogar in Form einer reinen Kopfsteuer.⁴⁵ Auch Geoffrey Rickman hielt eine Abgabe in Geld für wahrscheinlicher.⁴⁶ Dem gegenüber stehen die Aussagen der beiden Althistoriker Paul Erdkamp und Richard Duncan-Jones, die es für ungewiss hielten, dass die Steuerabgaben nicht mehr in Naturalien zu entrichten waren.⁴⁷ Laut Erdkamp spielte während des römischen Prinzipats das sizilianische Getreide im Vergleich zum afrikanischen und ägyptischen zwar nur noch eine untergeordnete Rolle, allerdings war Sizilien immer noch eine sichere Getreidequelle. Sie war vor allem wesentlich zugänglicher als die restlichen römischen Kornprovinzen, sodass nicht davon auszugehen ist, dass sich Rom die Steuerabgaben nicht in Form von Getreide entrichten ließ.⁴⁸ Trotzdem blieb die Sicilia aufgrund ihres Getreidereichtums definitiv eine fixe Einkommensquelle für Rom, ganz gleich ob in Form von Geld oder Naturalien.

In der Kaiserzeit verlor Sizilien, wie bereits erwähnt, seinen vorrangigen Stellenwert in der Getreideversorgung Roms an die beiden Kornprovinzen Africa, das 146 v. Chr. römische Provinz wurde, und Aegyptus, das durch Augustus 30 v. Chr. in das Römische Reich eingegliedert wurde. Obwohl in Ägypten zwar nicht mehr Getreide als in Sizilien geerntet wurde⁴⁹, war die Ausfuhr nach Rom mit zwanzig Millionen *modii*, wie

41 R. T. Pritchard, Some Aspects of First Century Sicilian Agriculture, in: *Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte* 21 (1972), Heft 4, S. 646–660, hier S. 656–658.

42 Cic. Verr. 2, 3, 18.

43 Finley, Sizilien, S. 158–159.

44 Ebd., S. 194.

45 Finley, Sizilien, S. 194.

46 Geoffrey Rickman, *The Corn Supply of Ancient Rome*, Oxford u. a. 1980, S. 65.

47 Erdkamp, *Grain Market*, S. 219; Richard Duncan-Jones, *Structure and Scale in the Roman Economy*, Cambridge 1990, S. 189–190.

48 Ebd., S. 219.

49 Peter Garnsey bezog sich bezüglich der Menge an jährlich geerntetem ägyptischem Getreide auf Kaiser Justinian, der im 6. Jahrhundert in seinem Edikt 13 auf rund 36 Millionen *modii* kommt: Garnsey, *Famine*, S. 231.

im „*Epitome de Caesaribus*“ angeführt wurde, doch deutlich höher als jene der Mittelmeerinsel.⁵⁰ Für Africa sind leider keine Zahlen überliefert, einzig Flavius Josephus gibt in seinem Werk „*De bello Judaico*“ an, dass die Ausfuhren der Provinz Africa doppelt so hoch wie die von Aegyptus gewesen sein sollen, was von der Wissenschaft jedoch in Frage gestellt wird.⁵¹ Wenngleich sich die genaue Zusammensetzung der Getreideversorgung Roms in der Kaiserzeit nicht rekonstruieren lässt, kann festgehalten werden, dass sizilianisches Getreide zweifelsohne auch zu dieser Zeit nach Rom floss, der Großteil aber aus Nordafrika und Ägypten stammte.⁵² Dennoch war Sizilien in den Augen der römischen Bevölkerung derartig mit der allgemeinen Getreideversorgung verbunden, dass sie zwischen der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts für die Insel sogar eigene Münzen mit Getreideähren als Motiv prägten.⁵³

2.3 *Die Verwendung der landwirtschaftlichen Produkte*

Ein Großteil der rund 38 Millionen *modii* Weizen diente zur Versorgung der Inselbevölkerung⁵⁴ sowie des römischen Beamtenapparates.⁵⁵ Circa 6,8 Millionen *modii* wurden in Form des Zehnten oder Zwangsverkäufen von der römischen Verwaltung von der Insel exportiert. Die beiden Hauptverwendungszwecke dieses Getreides waren zum einen die Versorgung der römischen Hauptstadt und zum anderen die Versorgung der Truppen im Feld, worauf in den beiden nachfolgenden Unterkapiteln genauer eingegangen wird.

Der Rest der Ernte, der nach Abzug der Abgaben an den römischen Staat übrigblieb, durfte nur nach Italien exportiert werden. Ausnahmen konnten nur durch den Senat bewilligt werden.⁵⁶ Bezüglich der Höhe dieses Rests ist sich die Forschung uneinig: Scramuzza ging hier von rund 4,7 Millionen *modii* aus, was wiederum von Erdkamp bezweifelt wurde. Seiner Meinung nach setzte Scramuzza die Höhe des jährlich aufzubehaltenden Saatguts viel zu niedrig an, sodass die eigentliche Höhe des exportierbaren Überschusses lediglich rund 2,5 Millionen *modii* gewesen sein dürfte.⁵⁷

2.3.1 *Die Versorgung Roms*

Um ein besseres Verständnis davon zu bekommen, welchen Stellenwert das sizilianische Getreide in puncto Versorgung der Bevölkerung Roms hatte, soll an dieser Stelle zuerst ein kurzer Überblick über die demographische Entwicklung der Stadt gegeben werden. Leider sind nur sehr wenige Quellen mit genauen Bevölkerungszahlen Roms

50 Aur. Vict. epit. Caesaribus 1, 6; Jörg Schlumberger, *Die Epitome de Caesaribus. Untersuchungen zur heidnischen Geschichtsschreibung des 4. Jahrhunderts n. Chr.*, München 1974, S. 19.

51 Ios. Bell. Iud. 2, 383; Erdkamp, *Grain market*, S. 226–228.

52 Erdkamp, *Grain Market*, S. 225.

53 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 350.

54 Scramuzza schätzte diese zur Zeit Ciceros auf rund 750.000 Menschen: Ebd., S. 261.

55 Ebd., S. 262.

56 Finley, *Sizilien*, S. 159.

57 Erdkamp, *Grain Market*, S. 216.

überliefert, meist auch nur zu einer bestimmten Bevölkerungsklasse, sodass bezüglich der Gesamtbevölkerung lediglich grobe Schätzungen möglich sind.

Der britische Althistoriker Peter Brunt kam für das Jahr 270 v. Chr. auf ca. 180.000 Menschen, eine Zahl, die sich bis 130 v. Chr. auf rund 375.000 verdoppelte.⁵⁸ Für die späte Republik bzw. die frühe Kaiserzeit gab er eine Zahl von rund 750.000 Einwohner*innen an.⁵⁹ Sein britischer Kollege Peter Garnsey baute darauf auf und schätzte die Zahl der Bevölkerung in augusteischer Zeit auf etwa eine Million Menschen.⁶⁰

Als Nächstes gilt es festzulegen, wie viele *modii* Getreide pro Person zu veranschlagen sind. 78 und 73 v. Chr. wurde gesetzlich festgelegt, dass fünf *modii* an Getreide pro Monat pro Person der *plebs frumentaria*, also dem Kreis an berechtigten Personen, die vergünstigtes oder kostenloses Getreide empfangen durften, abzugeben waren.⁶¹ Rickman bezog sich dabei auf eine Überlieferung, wonach sich der Konsul Marcus Aemilius Lepidus 78 v. Chr. für ein Gesetz einsetzte, demnach fünf *modii* pro Proletarian an die Bevölkerung verteilt werden sollten.⁶² Zwar änderte sich im Laufe der Zeit die Gruppe der Empfangsberechtigten mehrmals, allerdings lässt sich festhalten, dass nur Männer bzw. Jungen ab zehn Jahren empfangsberechtigt waren und Frauen bzw. Mädchen wahrscheinlich lange Zeit von Getreidespenden ausgeschlossen waren. Demnach mussten die fünf *modii* pro Monat zu einem Großteil der Fälle nicht nur eine einzelne Person ernähren, sondern dienten oftmals der Versorgung einer ganzen Familie.⁶³ Polybios wiederum gab für den Zeitraum des Zweiten Punischen Kriegs an, dass Infanteristen monatlich vier *modii* Getreide erhielten.⁶⁴ Demnach wird an dieser Stelle angenommen, dass vier *modii* pro Person ausreichend für einen Monat waren.

Demnach wären allein mit den 6,8 Millionen *modii* sizilianischen Weizens pro Monat etwa 141.667 Menschen zu ernähren gewesen. Diese Berechnung ist jedoch eine rein hypothetische und dient an dieser Stelle lediglich dazu, einen groben Überblick über das Ausmaß der Getreideabgaben zu geben und darüber, wie viele Personen im Idealfall allein durch diese zu ernähren gewesen wären. Die Realität spiegelte aber etwas ganz anderes wider, da, wie bereits erwähnt wurde, in der Anfangszeit Siziliens als römische Provinz kaum etwas von dem sizilianischen Getreide tatsächlich die Stadt Rom erreichte. Das änderte sich erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr., als die Abgaben mehr und mehr ausreichten und auch nach Rom geliefert werden konnten.⁶⁵ Aber auch in späterer Zeit, als bereits zwei Zehentabgaben ausgeführt werden konnten, gingen diese oftmals nicht direkt nach Rom, sondern zur Armee im Feld, worauf noch genauer eingegangen wird.

58 Brunt orientierte sich bei seinen Schätzungen in erster Linie anhand der Entwicklung bzw. dem Ausbau der Wasserversorgung der Stadt Rom: Peter Astbury Brunt, *Italian Manpower*. 225 B.C. – A.D. 14, Oxford 1971, S. 384.

59 Ebd., S. 69, 384.

60 Garnsey, *Famine*, S. 191.

61 Frank Kolb, *Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike*, München 1995, S. 304.

62 Rickman, *Corn Supply*, S. 166.

63 Brunt, *Italian Manpower*, S. 381–382.

64 Pol. 6, 39.

65 Garnsey, *Famine*, S. 183.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Rom nicht zwingend abhängig vom sizilianischen Getreide, schließlich war die Apenninenhalbinsel selbst weiterhin die Hauptversorgungsquelle Roms.⁶⁶ Dies änderte sich erst im Laufe des 3. Jahrhunderts v. Chr., als mit Sizilien als neuer, zusätzlicher Getreidequelle zum einen die Bewohner*innen der Stadt besser und billiger versorgt und zum anderen Hungersnöte bzw. Ernteauffälle anderer Getreideregionen gemildert werden konnten.

Darüber hinaus wäre es durchaus nachvollziehbar, wenn es durch das zusätzliche sizilianische Getreide zu einer besseren Versorgung und damit einhergehend zu einem merkbaren Anstieg der Bevölkerungszahl gekommen wäre. Das kann aber aufgrund fehlender Quellen zur tatsächlichen Bevölkerungsentwicklung der Stadt nicht bewiesen werden und ist daher reine Spekulation. Definitiv nachweisen lässt sich jedoch, dass es 202 v. Chr. durch die Ausfuhr von sizilianischem und sardischem Getreide zu einem derartigen Preisverfall kam, dass die Kaufleute mit dem Erlös gerade einmal ihre Transportkosten decken konnten. Natürlich blieb das Getreide nicht von diesem Zeitpunkt an auf einem derartig niedrigen Preisniveau, jedoch ist dies ein erster Hinweis auf die Auswirkungen, die von der neuen Provinz ausgingen.⁶⁷

Des Weiteren flossen Teile der Getreideabgaben Siziliens an Rom auch in die öffentlich subventionierte Getreideversorgung der Bürger*innen Roms und ermöglichten so, dass diese seit der *lex frumentaria* 123 v. Chr. vergünstigtes oder sogar kostenloses Getreide erhielten.⁶⁸ In der Zeit davor konnte das Getreide, das Rom aus den sizilianischen Abgaben bezog, frei auf dem Markt verkauft werden und spülte so zusätzliches Geld in die Staatskasse.⁶⁹ Natürlich darf auch nicht der sizilianische Ernteüberschuss von rund 2,5 Millionen *modii* vergessen werden, der nach Rom exportiert wurde und so zu einer besseren Versorgung der Stadtbevölkerung sowie mit hoher Wahrscheinlichkeit zu niedrigeren Getreidepreisen führte.

Durch das Vorhandensein des sizilianischen Getreides konnten zweifelsohne über die Jahrhunderte einige Hungersnöte bekämpft werden, die die Stadt von Zeit zu Zeit plagten, so zum Beispiel 75 v. Chr., als Cicero Massen an Getreide aus Sizilien nach Rom schickte. Im Laufe des 3. Jahrhunderts v. Chr. war Sizilien bereits derartig in die Versorgung der Stadt integriert, dass ein Ausbleiben der Getreidelieferungen für die Bevölkerung deutlich spürbar war.⁷⁰ Dies war vor allem dann der Fall, wenn die gesamten Zehentabgaben rein der Versorgung der Legionen dienten und nichts davon an Rom selbst ging.⁷¹

66 Garnsey, *Famine*, S. 188.

67 Rickman, *Corn Supply*, S. 150–151.

68 Lebensmittelspenden an die römische Stadtbevölkerung waren eine übliche Form der politischen Meinungsmache der römischen Nobilität und ab der Zeit des Prinzipats auch der römischen Kaiser: Kolb, *Rom*, S. 185, 514–515; Rickman, *Corn Supply*, S. 160.

69 Rickman, *Corn Supply*, S. 160.

70 Garnsey, *Famine*, S. 200.

71 Ebd., S. 194.

Auch als sich in Sizilien in den 130er-Jahren v. Chr.⁷² die Sklav*innen zum ersten Mal erhoben und die Insel Schauplatz des Ersten Sklavenkriegs wurde, konnten keine Zehentabgaben geleistet werden, was sich schwerwiegend auf die Getreideversorgung der Hauptstadt auswirkte.⁷³

2.3.2 Die Versorgung der römischen Armee und Flotte

Die Versorgung einer Armee mit Nahrung ist ein entscheidender Faktor ihrer Effektivität und Schlagkräftigkeit. Das war auch bei den römischen Legionen nicht anders. Wie bereits erwähnt wurde, schrieb Polybius bezüglich der Verpflegung der römischen Legionäre Folgendes: „[...] an Verpflegung jene [Infanteristen] im Monat etwa zwei Drittel eines attischen Scheffels⁷⁴ Weizen, die Reiter sieben Scheffel Gerste, zwei Weizen, bei Bundesgenossen die Infanteristen das gleiche, die Reiter ein und ein Drittel Scheffel Weizen und fünf Scheffel Gerste.“⁷⁵

Die vier Legionen von 225 v. Chr. bestanden aus 5.200 Infanteristen und dreihundert Kavalleristen.⁷⁶ Demzufolge benötigte alleine eine dieser Legionen mindestens 24.400 *modii* Weizen und 12.600 *modii* Gerste an Getreiderationen im Monat.

In der Anfangszeit Siziliens als römischer Provinz wurden des Öfteren beide Zehenten direkt zur Armee ins Feld geschickt.⁷⁷ Bereits mit dem einfachen Zehent von drei Millionen *modii* konnten demzufolge mehr als zehn Legionen in der oben genannten Größenordnung für ein ganzes Jahr mit Weizen versorgt werden. Darüber hinaus ließ Rom seiner Armee spätestens ab 191 v. Chr. häufig beide Zehenten zukommen. Zum ersten Mal in gleich drei aufeinanderfolgenden Jahren, 191, 190 und 189 v. Chr., als die römische Armee im Osten im Syrischen Krieg (192–188 v. Chr.) gegen das Volk der Seleukiden kämpfte. Demzufolge sollten laut Paul Erdkamp, dessen Überlegungen wiederum auf den Berechnungen Peter Brunts basierten, 40.000 bis 65.000 Mann pro Jahr die zwei Zehenten sizilianischen Getreides zur Verfügung gestanden haben, sodass jedem Soldaten mehr als sieben *modii* Weizen an Ration monatlich zustanden, sofern der doppelte Zehent tatsächlich sechs Millionen *modii* ausmachte. Ein weiteres Mal gingen 170 v. Chr. beide Zehentabgaben direkt an die römischen Legionen, die im Dritten Makedonischen Krieg kämpften.⁷⁸ Natürlich gibt es keine eindeutigen Zahlen zur Höhe der Zehent-Abgaben dieser Zeit, also ob sie auch tatsächlich den drei Millionen *modii* Weizen für einen Zehent wie zur Zeit Ciceros entsprachen, oder ob sie deutlich darunter lagen.

72 In welchem Jahr der Erste Sklavenkrieg begann, ist nicht genau bekannt. In der Forschung stehen das Jahr 139 oder das Jahr 135 v. Chr. zur Diskussion, wobei das Ende mit 132 v. Chr. wiederum genau überliefert ist: Finley, Sizilien, S. 178–179.

73 Rickman, Corn Supply, S. 162; Garnsey, Famine, S. 195.

74 Ein attischer Scheffel (*medimnos*) entsprach 52,53 Liter, was einer Menge von rund sechs römischen *modii* gleichkam: Heinz-Joachim Schulzki, Hohlmaße, in: Der Neue Pauly, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 673–674.

75 Pol. 6, 39.

76 Brunt, Italian Manpower, S. 671.

77 Garnsey, Famine, S. 194.

78 Erdkamp, Grain Market, S. 212.

Nichtsdestotrotz geht aus diesen Beispielen eindeutig hervor, wie wichtig das sizilianische Getreide in Hinblick auf die Versorgung der römischen Streitkräfte war. Ganze Legionen konnten über Jahre hinweg ernährt werden, ohne dass auf die ursprünglichen Getreidequellen Italiens, nämlich der Apenninenhalbinsel selbst, zurückgegriffen werden musste. So wurde die ohnehin oftmals hungernde Stadtbevölkerung Roms nicht noch weiter belastet. Unter anderen Faktoren war es auch die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, die Rom die Aufstellung solch mannstarker Streitkräfte erst ermöglichte. Ohne das Zehentgetreide hätten diese nur durch Getreide von außen ernährt werden können. Dieses hätte allerdings teuer erkaufte werden müssen, was wiederum die römische Staatskasse enorm belastet hätte. Natürlich soll hier die Dominanz der römischen Armee nicht allein auf ihre Nahrungsversorgung zurückgeführt werden, doch spielte das sizilianische Getreide diesbezüglich sicherlich eine entscheidende Rolle.

Neben der Versorgung der römischen Truppen mit Getreide nannte Cicero auch jene mit Leder und Kleidung.⁷⁹ Zwar machte er hier keine genaueren Angaben zur Menge, allerdings kann angenommen, dass auf Sizilien enorme Mengen an Leder und Wolle akkumuliert wurden, mit denen die römischen Legionäre ausgerüstet werden konnten.⁸⁰ Dies lässt sich auf die Tatsache, dass die Viehhaltung auf Sizilien aufgrund der Größe der Weidefläche mindestens genauso wichtig war wie der Getreideanbau zurückführen. Ähnliches berichtete Livius, dem zufolge die römischen Truppen in Nordafrika während des Zweiten Punischen Kriegs (218–201 v. Chr.) Nachschub aus Sizilien in Form von Getreide, Kleidung, aber auch Waffen erhielten.⁸¹

Des Weiteren kann davon ausgegangen werden, dass das Holz der Wälder, die Sizilien in der Antike noch großflächig bedeckten, eine große Rolle für den Flottenbau des Römischen Reichs spielte. Zwar gibt es in den antiken Überlieferungen keinerlei eindeutige Hinweise darauf, jedoch nutzte bereits sowohl die griechische als auch die syrakusische Bevölkerung das sizilianische Holz für den Bau ihrer Schiffe, sodass es verwunderlich schiene, wenn Rom dieses nicht auch im Zuge seines groß angelegten Flottenbauprogrammes während des Ersten Punischen Kriegs verwendete.⁸² Außerdem gibt es Überlieferungen, denen zufolge sizilianische Städte wie Heraclia, Apollonia, Herbita oder Haluntium jeweils ein Schiff für die römische Flotte stellten.⁸³ Für die letztgenannte Ortschaft ist für das Frühmittelalter sogar eine eigene Werft nachgewiesen, sodass die Vermutung nahe liegt, dass Haluntium möglicherweise schon zur Zeit der römischen Besiedelung der Insel seine eigenen Schiffe fertigte.⁸⁴

79 Cic. Verr. 2, 2, 5.

80 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 278–279.

81 Liv., 30, 3.

82 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 276–277.

83 Cic. Verr. 2, 5, 86.

84 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 293–294.

3. Sizilien als strategischer Stützpunkt im Mittelmeer

„Daher benutzten unsere Vorfahren diese Provinz als Sprungbrett nach Afrika zur Ausdehnung ihrer Herrschaft. Denn die große Macht Karthagos wäre nicht so leicht zusammengebrochen, hätte uns Sizilien nicht als Versorgungsbasis und als Stützpunkt für unsere Flotten zur Verfügung gestanden.“⁸⁵

Aufgrund seiner zentralen Lage im Mittelmeer war Sizilien prädestiniert dafür, eine bedeutende Rolle als strategisch wichtiger Stützpunkt zu spielen, wie auch Cicero in Form dieses Zitats andeutete. Mit einer Entfernung von nur rund 145 Kilometer nach Nordafrika bildet Sizilien eine ideale Brücke zwischen den zwei Kontinenten. Dieser Bedeutung der Insel waren sich die Völker des Mittelmeerraums natürlich schon in der Antike bewusst, so konnte es fast gar nicht anders kommen, als dass Sizilien im Laufe der Geschichte Schauplatz und Anlass für zahlreiche Kriege wurde. Einer der ersten größeren Konflikte um die Insel, aber auch um die Vorherrschaft im Mittelmeer, entspann sich in Form der Punischen Kriege zwischen Rom und Karthago.

Der Erste Punische Krieg (264–241 v. Chr.) wurde um die Herrschaft über die Insel selbst geführt. Nach jahrelangen Kämpfen zu Land und zu See konnte Rom diesen ersten Krieg schließlich für sich entscheiden, sich die karthagischen Besitzungen auf Sizilien in Form seiner ersten Provinz einverleiben und so neben dem Königreich Syrakus im Osten zur Hegemonialmacht über die Insel aufsteigen.⁸⁶

Damit war ein entscheidender Grundstein zum Sieg über Karthago gelegt. Von nun an diente Sizilien der römischen Flotte als Basis für weitere Expeditionszüge gegen ihren Erzfeind. Bereits während des Ersten Punischen Kriegs startete Rom mit seiner Flotte von Sizilien aus Angriffe auf das karthagische Festland in Nordafrika. Ein erster Versuch wurde 256 v. Chr. von Eknomos aus unternommen, der allerdings nicht mit der Landung am nordafrikanischen Festland, aber dennoch mit einem wichtigen Sieg für das Römische Reich in der sogenannten Schlacht am Kap Eknomos endete. Wenig später startete die römische Flotte einen zweiten Versuch und konnte schließlich am Kap Bon in Nordafrika landen, die Stadt Aspis erobern und von dort weitere Expeditionen auf dem karthagischen Festland unternehmen. Wenn es Rom auch noch nicht gelang, sich dort dauerhaft zu etablieren, konnte es Karthago doch beträchtlich stören.⁸⁷

Während des Zweiten Punischen Kriegs (218–201 v. Chr.) war Sizilien zwar nicht mehr der Hauptschauplatz der ausgetragenen Kämpfe, blieb allerdings weiterhin ein wichtiger Ausgangspunkt für römische Angriffe auf das karthagische Festland. Nun war es vor allem der während des Ersten Punischen Kriegs von der römischen Armee so hart erkämpfte Marinestützpunkt Lilybaeum im Westen der Insel, der fortan als Operationsbasis diente.⁸⁸ Dort lagen große Teile der römischen Flotte vor Anker, zeitweise sogar hun-

85 Cic. Verr. 2, 2, 3 (Übersetzung von Gerhard Krüger).

86 Klaus Zimmermann, *Rom und Karthago*, Darmstadt 2005, S. 37.

87 Zimmermann, *Rom und Karthago*, S. 107–111.

88 Ebd., S. 130.

dert Schlachtschiffe (*quinqueremen*).⁸⁹ Aus Furcht vor weiteren Invasionen von Sizilien aus versuchte Karthago daher von Kriegsbeginn an Lilybaeum zurückzuerobern, blieb jedoch erfolglos.⁹⁰ Auf der anderen Seite starteten von dort aus ab 211 v. Chr. groß angelegte Angriffe der römischen Flotte. 211 v. Chr. lief die Flotte – zu diesem Zeitpunkt aus achtzig Schlachtschiffen bestehend – aus und attackierte erfolgreich Küstenplätze am Golf von Utica, nördlich der Stadt Karthago. Ein Jahr darauf griffen fünfzig Schlachtschiffe erneut karthagische Küstenabschnitte an, plünderten und nahmen zahlreiche Gefangene. Ähnliches wurde 207 v. Chr. mit rund hundert Schiffen wiederholt.⁹¹ Von Lilybaeum aus erfolgte 204 v. Chr. der entscheidende Schritt zur Invasion Karthagos. Feldherr Publius Cornelius Scipio Africanus – zu diesem Zeitpunkt schon Konsul – führte die römische Invasionsflotte von vierhundert Schiffen (davon nur vierzig Schlachtschiffe zum Schutz der restlichen Transportschiffe) an, mit der rund 30.000 Mann von Sizilien nach Nordafrika verbracht werden konnten. Nach zwei Jahren andauernder Gefechte gelang es der römischen Invasionsarmee im Jahr 202 v. Chr., Karthago in der Schlacht von Zama eine vernichtende Niederlage zuzufügen und es so zu einem Friedensabkommen zu zwingen.⁹²

Nachdem sich Rom zur vollständigen Vernichtung Karthagos entschlossen hatte, wurde von Lilybaeum aus im Jahr 149 v. Chr. die finale Invasion gestartet: Fünfzig Schlachtschiffe und ein Transportgeschwader mit rund 30.000 Infanteristen und 4.000 Reitern setzte nach Utica über. Diese Invasionsarmee konnte nach einer dreijährigen Belagerung die Stadt 146 v. Chr. einnehmen und so Roms Erzfeind endgültig vernichten. Dadurch war Roms Stellung als Hegemonialmacht im westlichen Mittelmeer vollends besiegelt und der erste Schritt zur Eroberung Nordafrikas mit der Errichtung der Provinz Africa auf den ehemaligen Kerngebieten Karthagos getan.⁹³

Folglich blieb Sizilien weiterhin ein wichtiger Flottenstützpunkt, wenn auch die Insel keine direkte Brücke mehr zu nichtrömischen Gebieten bildete, wie es zur Zeit der Punischen Kriege noch der Fall war. Die 27 v. Chr. von Kaiser Augustus gegründete Misenische Flotte (*classis Misenensis*), deren Aufgabe unter anderem der Schutz der so wichtigen Getreidetransporte aus den römischen Kornprovinzen war, unterhielt allein auf Sizilien fünf Stützpunkte und diente so der Kontrolle des (westlichen) Mittelmeeres.⁹⁴

Darüber hinaus war Sizilien aufgrund seiner zentralen Lage im Mittelmeer seit jeher ein wichtiger Handelsumschlagplatz und blieb dieser Rolle während seiner Zeit als römische Provinz treu. Es führte den Handel in alle vier Himmelsrichtungen bzw. zwischen den drei Kontinenten der Alten Welt gleichermaßen zusammen, was sich auch in der multikulturellen bzw. multiethnischen Gesellschaft der großen sizilianischen

89 Hans D. L. Viereck, Die römische Flotte. *Classis Romana*, Herford 1975, S. 186.

90 Zimmermann, Rom und Karthago, S. 130.

91 Viereck, *Classis Romana*, S. 185–187.

92 Ebd., S. 188–189.

93 Viereck, *Classis Romana*, S. 198–199; Elfriede Storm, *Massinissa, Numidien im Aufbruch*, Stuttgart 2001, S. 84.

94 Viereck, *Classis Romana*, S. 252–253.

Hafenstädte widerspiegelte.⁹⁵ Speziell Lilybaeum konnte sich im Handel mit Afrika als bedeutendster Hafen etablieren.⁹⁶

4. Sizilien als Grundlage für die Entwicklung des römischen Provinzialsystems

„Erstens, weil sich Sizilien von allen auswärtigen Ländern als erstes der Freundschaft und dem Schutz des römischen Volkes anvertraut hat. Als erstes von allen wurde es, was eine Auszeichnung für unser Reich ist, Provinz genannt; als erstes hat es unsere Vorfahren gelehrt, wie ehrenvoll es ist, über auswärtige Völker zu gebieten;“⁹⁷

So wurde in Ciceros Rede die Aufnahme Siziliens in das Römische Reich als erste Provinz dargestellt und gleichzeitig diese Eingliederung gewissermaßen als bedeutender Schritt für die Entwicklung des späteren Provinzialsystems des Imperium Romanum präsentiert. Der Frage, inwieweit Sizilien als erste römische Provinz nun tatsächlich Bedeutung für die Entwicklung des römischen Provinzialsystems hatte, widmet sich das folgende Kapitel.

Als Rom nach dem Ersten Punischen Krieg den Großteil Siziliens für sich beanspruchen konnte, erkannte es, dass es eines eignen Systems zur Kontrolle bzw. Verwaltung dieses ersten außeritalischen Territoriums bedurfte. 241 v. Chr. wurde die Insel unter dem Namen Sicilia zur ersten Provinz des Reichs, das sich für alle zukünftigen Eroberungen auf dasselbe Grundprinzip des Provinzsystems verließ.⁹⁸ Sizilien stellte für Rom dementsprechend, wie es Cicero beschrieb, einen ersten Gehversuch bei der Verwaltung auswärtiger Territorien dar, bei dem es Erfahrungen für alle weiteren territorialen Inbesitznahmen sammeln konnte. Dies machte sich etwa dadurch bemerkbar, dass sich gerade in der Anfangszeit der Provinz Sicilia das Verwaltungssystem häufigen Änderungen unterzog.

Zu Beginn wurde wahrscheinlich lediglich ein sogenannter *quaestor classici* auf Sizilien eingesetzt. Dessen genaue Funktion ist jedoch nicht bekannt.⁹⁹ Generell waren diese dem Namen nach für die Verwaltung der römischen Flotte zuständig, welche Funktion dem sizilianischen Quästor allerdings tatsächlich zufiel, ist nicht bekannt.¹⁰⁰ Jedenfalls verfügte er über kein *imperium*, also keine militärische Befehlsgewalt, sodass er dementsprechend ausschließlich für die Einfuhr von Abgaben zuständig gewesen sein konnte. Laut der deutschen Althistorikerin Gabriele Welsch-Klein deutet das Fehlen eines Magistrats mit *imperium* weiters daraufhin, dass Rom anfangs auf militärische Prä-

95 Wolfgang Gruber/Stephan Köhler, (Hrsg.), *Siziliens Geschichte. Insel zwischen den Welten*, Wien 2013, S. 33–34.

96 Scramuzza, *Roman Sicily*, S. 296–298, 302.

97 Cic. Verr. 2, 2, 2 (Übersetzung von Gerhard Krüger).

98 Gabriele Welsch-Klein, *Die Provinzen des Imperium Romanum. Geschichte, Herrschaft, Verwaltung*, Darmstadt 2016, S. 27, 35, 145.

99 Ebd., S. 145.

100 William Vernon Harris, *The Development of the Quaestorship. 267–81 B. C.*, in: *The Classical Quarterly* 26 (1976), Heft 1, S. 92–106, hier S. 92.

senz verzichtete.¹⁰¹ Demgegenüber steht die Argumentation des Althistorikers John Serrati, der davon ausging, dass bereits kurz nach Ende des Ersten Punischen Kriegs römische Truppen dauerhaft auf der Insel stationiert wurden.¹⁰² Da es aber, wie bereits erwähnt, zu diesem Zeitpunkt keine römische Amtsperson mit militärischer Kommandogewalt gab, unterstanden die Truppen laut Serrati einem sogenannten *praetor peregrinus*, einer Form des Prätors, der dazu befugt war, Truppen von alliierten Völkern mit *peregrinus*-Status¹⁰³ auszuheben und der die Rechtsprechung über die von Rom eroberten Gebiete innehatte. Demzufolge wäre es nur naheliegend, dass auch Sizilien unter dessen Einflussbereich fiel.¹⁰⁴

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass die genaue Organisation der Provinz Sicilia in ihrer Anfangszeit nicht bekannt ist, es mit großer Wahrscheinlichkeit aber mindestens zwei Amtspersonen gab, unter deren Einflussbereich die Provinz fiel: einen *quaestor classici*, der für die Erhebung der Abgaben zuständig war sowie einen *praetor peregrinus*, der die Rechtsprechung und den Befehl über die sizilianischen Truppen innehatte.

Erst für die Jahre ab 227 v. Chr. ist eine eigene Prätur für die Sicilia überliefert, die in Zusammenhang mit der Erhöhung der insgesamten Zahl römischer Prätores im Römischen Reich von zwei auf vier steht.¹⁰⁵ Der Amtssitz war anfangs in Lilybaeum, bevor er dann 212 v. Chr., nach der Eroberung von Syrakus, dorthin verlegt wurde und die Stadt Syrakus zur Provinzhauptstadt aufstieg.¹⁰⁶

Neben einem Prätor wurde für Sizilien noch ein weiterer Quästorenposten geschaffen, wann genau ist allerdings nicht bekannt. Aber auch hier scheint es denkbar, dass die Eroberung von Syrakus in Zusammenhang damit stand und, dass der zweite Quästor, dessen Sitz ebenfalls in Syrakus war, 212 v. Chr. aufgestellt wurde.¹⁰⁷ Dieser zweite Quästorenposten stellte eine Eigenheit der Provinz dar, da Sicilia auch in späterer Zeit die einzige Provinz mit zwei Quästoren war.¹⁰⁸

Als Statthalter Roms war der Prätor in der Provinz für die Rechtsprechung und die Eintreibung der Steuern bzw. Abgaben zuständig und hatte außerdem den militärischen Oberbefehl über die dort stationierten Truppen inne. Den ihm unterstehenden Quästoren wiederum oblag es, wie davor schon dem *quaestor classici*, die Finanzen der Provinz zu verwalten und dem Prätor bei der Steuereintreibung zu assistieren.¹⁰⁹

101 Welsch-Klein, Provinzen, S. 145.

102 Serrati, Garrisons and Grain, S. 127.

103 *Peregrinus* war der römische Rechtsstatus von Fremden, die nicht Teil des römischen Bürgertums, aber auch nicht rechtlos waren. Bis zur *constitutio Antoniniana* (212 n. Chr.) fielen alle außeritalischen Völker, die Teil des römischen Reichs waren, unter den *Peregrinus*-Status: Gottfried Schieman, *Peregrinus*, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 540–541.

104 Serrati, Garrisons and Grain, S. 122–123.

105 Welsch-Klein, Provinzen, S. 145; Harris, *Quaestorship*, S. 94.

106 Dreher, *Sizilien*, S. 92.

107 Harris, *Quaestorship*, S. 104.

108 Dreher, *Sizilien*, S. 93.

109 Ebd., *Sizilien*, S. 92–93; Gabriele Welsch-Klein, *Provincia. Okkupation und Verwaltung der Provinzen des Imperium Romanum von der Inbesitznahme Siziliens bis auf Diokletian*. Ein Abriss, Berlin 2008, S. 106–120.

Dieses 227 v. Chr. eingeführte System der Provinzverwaltung behielt das Römische Reich bis zur Teilung der Provinzen in senatorische und kaiserliche im Jahr 27 v. Chr. für alle weiteren Provinzen bei. Natürlich kam es im Laufe der Jahrhunderte zu weiteren Reformen, das Grundprinzip der Verwaltung, mit einem Statthalter an der Spitze der Provinz und einem Quästor inklusive Beamtenapparat, die dem Statthalter zur Seite standen, änderte sich allerdings nicht.¹¹⁰

Da Rom, wie bereits erwähnt, noch keine Kenntnisse mit dem Aufbau und der Verwaltung von Provinzen hatte, baute es bei der Gründung von Sicilia vor allem auf die bereits bestehenden Verwaltungs- und Besteuerungsstrukturen der Insel auf, was sich ebenso für spätere Provinzen als gängige Praxis durchsetzen konnte.¹¹¹ In Sizilien führte die römische Verwaltung, wie im ersten Kapitel bereits beschrieben, direkt nach der Gründung der Provinz das karthagische Abgabensystem im Westen der Insel fort, bevor sie spätestens 210 v. Chr. die *lex Hieronica* als grundlegendes Besteuerungssystem auf die gesamte Provinz ausweitete.¹¹² Alle Strukturen unterhalb der zentralen Verwaltungsebene bestanden weiter: Städte und Gemeinden unterstanden ihrer Selbstverwaltung, in die sich Rom nur selten einmischte.¹¹³

5. Fazit

„Doch bevor ich von den Leiden Siziliens rede, muß ich, scheint mir, ein wenig über die Bedeutung, das Alter und den Nutzen dieser Provinz sprechen. Denn wenn ihr auf alle Bundesgenossen und Provinzen sorgfältig Obacht geben müßt, dann besonders auf Sizilien, ihr Richter, und zwar aus sehr vielen und sehr triftigen Gründen.“¹¹⁴

Mit diesen Worten leitete Cicero seine Lobrede für Sizilien in den „Verrinen“ ein und verdeutlichte dadurch, welcher Stellenwert dieser für die damalige Zeit recht kleinen und unscheinbaren Provinz zufiel. Tatsächlich hatte die Eingliederung Siziliens als erste Provinz in vielerlei Hinsicht weitreichende Auswirkungen für die weitere Entwicklung des Römischen Imperiums, wobei hier in erster Linie drei Gründe zu nennen sind, so wie sie auch von Cicero beschrieben wurden.

Zum einen war Sizilien eine essentielle Quelle für billiges Getreide. Allein drei Millionen *modii* an Weizen erhielt der römische Staat jährlich als Zehentabgabe. Hinzu kamen noch die geringeren Zehentabgaben auf Gerste und spätestens ab 73 v. Chr. weitere 3,85 Millionen *modii* Weizen, die verbindlich zu einem sehr günstigen Preis an Rom verkauft werden mussten. Auch alle verbleibenden Überschüsse durften nur nach Rom verkauft bzw. exportiert werden, was möglicherweise weitere 2,5 Millionen *modii* Weizen für den Markt Roms bedeutete. Durch die Eingliederung Siziliens als Provinz des

110 Welsch-Klein, *Provinzen*, S. 135–139; Welsch-Klein, *Provincia*, S. 106.

111 Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 120–121; Welsch-Klein, *Provinzen*, S. 19.

112 Serrati, *Garrisons and Grain*, S. 116, 123–125.

113 Finley, *Sizilien*, S. 162–163.

114 *Cic. Verr. 2, 2, 2* (Übersetzung von Gerhard Krüger).

Römischen Reichs wurde die Getreideversorgung dementsprechend drastisch ausgebaut. Mit dem zusätzlich verfügbaren Getreide konnte nicht nur die Stadt Rom selbst bzw. deren Einwohner*innen günstiger ernährt sowie Hungersnöte abgewendet und gelindert werden, was sicherlich auch zur Prosperität der Stadt beitrug. Die Getreideexporte der Provinz Sicilia wurden vom römischen Staat auch für die Versorgung der Armee im Krieg verwendet, sodass sich das sizilianische Getreide sogar als kriegsentscheidender Faktor erwies. Neben Getreide stellte die Insel zudem Holz für den Flottenbau sowie Kleidung und Leder für die römischen Truppen bereit.

Zum anderen war es sicherlich auch die strategisch bedeutsame Lage Siziliens im *mare nostrum* als „Brücke“ zwischen Europa und Afrika, die der aufstrebenden römischen Republik zum Aufstieg zur Hegemonialmacht im Mittelmeerraum verhalf. Ohne Sizilien als Ausgangsbasis für zahlreiche Expeditionszüge der römischen Flotte in den Punischen Kriegen wäre Rom der Kampf gegen seinen Widersacher Karthago weitaus schwerer gefallen, wie es auch Cicero beschrieb. Dessen Vernichtung war aber Voraussetzung für die weitere Genese des römischen Imperiums und so unabdingbar. Außerdem führte dieser Kampf auch zum ersten territorialen Landgewinn Roms in Nordafrika. In weiterer Folge behielt Sizilien die Rolle als wichtiger Umschlagplatz für den Handel mit Nordafrika und als Flottenstützpunkt für die römische Kontrolle über das (zentrale und westliche) Mittelmeer bei.

Sizilien war für die Entwicklung des Römischen Reichs aber auch insofern von Bedeutung, als es die erste römische Provinz war und demnach den Grundstock für den Umgang mit allen weiteren Provinzen bzw. die weitere römische Expansion legte. Die Insel ermöglichte Rom unter idealen Rahmenbedingungen Erfahrungen zu sammeln und anhand ihres Beispiels ein Provinzialsystem zu erarbeiten, dessen Grundzüge sich in allen weiteren Provinzen seines späteren Reichs wiederfinden ließen.

Zum Schluss bleibt natürlich noch die Frage offen, ob es ausschlaggebend war, dass gerade Sizilien zur ersten römischen Provinz wurde. Hätte es einen signifikanten Unterschied für die weitere Entwicklung des Imperium Romanum gemacht, hätte ein anderes Territorium diese Rolle übernommen? In Anbetracht all der Faktoren, die womöglich einen Einfluss darauf gehabt hätten, lässt sich diese Frage nur ansatzweise beantworten. Dennoch soll an dieser Stelle ein Versuch gewagt werden.

Zum einen bot die geografische Lage Siziliens ideale Voraussetzungen für eine erste Provinz. Im Gegensatz zu den späteren Provinzen auf dem Festland, deren Grenzen durch Flussläufe und sonstige Gewässer, Gebirgszüge, aber auch durch Wälle gekennzeichnet waren, war das Territorium von Sicilia als Insel von Natur aus klar definiert und sehr übersichtlich.¹¹⁵ Dieser klare Grenzverlauf ermöglichte somit eine einfache Kontrolle bzw. Verteidigung der Provinz, da Angreifer auf dem offenen Meer weitaus besser und früher auszumachen waren als bei anderen Grenzverläufen, wie zum Beispiel den

Auenlandschaften des Donaulimes, die immer wieder von germanischen Gruppen durchbrochen wurden.¹¹⁶

Sizilien war auch nach innen hin einfach zu kontrollieren, was durch die Topografie im Zusammenspiel mit der Vegetation begünstigt wurde. Die Berge verschafften von oben einen gewissen Überblick über die dazwischenliegenden landwirtschaftlich genutzten Ebenen, waren aber nicht unpassierbar und durch den Ackerbau und die Weidewirtschaft war die Insel von weitläufigen offenen Flächen geprägt, ganz im Gegensatz zu den unübersichtlichen Wäldern der Provinzen Germaniens. Natürlich war auch die Größe der Provinz ein vorteilhafter Faktor, um mit ihr Erfahrungen im Umgang mit Provinzen zu sammeln, da Sicilia, auf die Fläche bezogen, zu einer der kleineren Provinzen des Reiches zählte.

Zum anderen waren es die ansässige Bevölkerung der Insel sowie die bereits bestehenden lokalen Verwaltungsstrukturen Siziliens, die die Insel zur idealen ersten Provinz machten. Die Einwohner*innen waren schon an das Konzept der Fremdherrschaft gewöhnt und bereiteten Rom dementsprechend kaum Probleme, anders als zum Beispiel die Bevölkerung Spaniens, die sich des Öfteren gegen ihre Besatzungsmacht erhob.¹¹⁷ Und durch die bereits existenten Verwaltungsstrukturen hatte Rom ein schon funktionierendes System, auf das es aufbauen konnte und welches es nur marginal adaptieren musste.

Festhalten lässt sich somit, dass Sicilia für Rom vergleichsweise eine recht simple und zuträgliche Provinz darstellte, an die diesbezüglich nur wenige andere Provinzen, wie zum Beispiel Sardinia et Corsica, die ähnliche Strukturen wie Sicilia aufwies, heranreichten und die demnach ideal für Rom war, um den Umgang mit Provinzen zu erlernen. Andererseits kann nicht davon ausgegangen werden, dass Sizilien in dieser Hinsicht ausschlaggebend für die Ausbreitung des Imperium Romanum war. Vermutlich hätte Rom auch in jedem anderen außeritalischen Gebiet, welches es als erste Provinz in sein Reich eingliedert hätte, die notwendigen Erfahrungen gesammelt.

Abschließend lässt sich somit festhalten, dass Cicero nicht übertrieb, wenn er davon sprach, dass Sizilien zu einer der wichtigsten und wertvollsten Provinzen des Römischen Reichs zählte. Obwohl es vielleicht als kleine, unscheinbare Provinz nicht den Anschein erwecken würde, hatte Sicilia tatsächlich eine Schlüsselrolle in der Genese des Imperium Romanum inne. Es versah die aufstrebende Republik am Anfang ihrer Expansionsbewegung mit den dafür notwendigen Elementen in Form einer zusätzlichen gesicherten Nahrungsquelle zur Versorgung der Einwohner*innen, einer strategisch relevanten Ausgangsbasis zur weiteren Expansion und eines Systems zur Verwaltung dieser, und bildete so ein Fundament, auf das Rom sein späteres Weltreich aufbauen konnte.

116 Pierre Cabanes, Istros, in: Der Neue Pauly, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 1149–1150.

117 Dirk Rohmann, Viriatus, in: Der Neue Pauly, Bd. 12/2, Stuttgart-Weimar 2003, Sp. 244.

6. Quellen

Flavius Josephus, *Der Jüdische Krieg*, Bd. 1, Griechisch-deutsch, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Otto Michel und Otto Bauernfeind, Darmstadt 1959.

Marcus Tullius Cicero, *Die Reden gegen Verres*, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann (Sammlung Tusculum), Berlin 2011.

Ders., *Reden gegen Verres III. Zweite Rede gegen Verres. Zweites Buch*, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1988.

Ders., *Reden gegen Verres IV. Zweite Rede gegen Verres. Drittes Buch*, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1990.

Ders., *Reden gegen Verres VI. Zweite Rede gegen Verres. Fünftes Buch*, Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von Gerhard Krüger, Stuttgart 1994.

Polybios, *Geschichte*, Bd. 1, eingeleitet und übertragen von Hans Drexler, Stuttgart-Zürich 1961.

Sextus Aurelius Victor, *De Caesaribus*, herausgegeben von Franz Pichlmayr (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), Leibnitz 1966.

Strabon, *Erbeschreibung*. Erster Teil, Griechisch-deutsch, übersetzt und kommentiert von Christoph Gottlieb Groskurd, Berlin-Stettin 1831.

Titus Livius, *Römische Geschichte. Der Punische Krieg 218–201*, übersetzt und herausgegeben von Hans Armin Gärtner, Stuttgart 1968.

7. Literatur

Ameling, Walter, *Ptolemaios IV. Philopator*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 10, Stuttgart-Weimar 2001, Sp. 538–539.

Brunt, Peter Astbury, *Italian Manpower. 225 B.C. – A.D. 14*, Oxford 1971.

Cabanes, Pierre, *Istros*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 1149–1150.

Dreher, Martin, *Das antike Sizilien*, München 2008.

Duncan-Jones, Richard, *Structure and Scale in the Roman Economy*, Cambridge 1990.

Erdkamp, Paul, *The Grain Market in the Roman Empire. A Social, Political and Economic Study*, Cambridge u. a. 2005.

Finley, Moses I., *Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur Arabischen Eroberung*, München 1968.

Garnsey, Peter, *Famine and Food Supply in the Graeco-Roman World. Responses to Risk and Crisis*, Cambridge u. a. 1988.

Gruber, Wolfgang/Köhler, Stephan (Hrsg.), *Siziliens Geschichte. Insel zwischen den Welten*, Wien 2013.

Harris, William Vernon, *The Development of the Quaestorship. 267–81 B. C.*, in: *The Classical Quarterly* 26 (1976), Heft 1, S. 92–106.

Kolb, Frank, *Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike*, München 1995.

Pritchard, R. T., *Some Aspects of First Century Sicilian Agriculture*, in: *Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte* 21 (1972), Heft 4, S. 646–660.

Rickman, Geoffrey, *The Corn Supply of Ancient Rome*, Oxford u. a. 1980.

Rohmann, Dirk, *Viriatius*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 12/2, Stuttgart-Weimar 2003, Sp. 244.

Schiemann, Gottfried, *Peregrinus*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 540–541.

Schlumberger, Jörg, *Die Epitome de Caesaribus. Untersuchungen zur heidnischen Geschichtsschreibung des 4. Jahrhunderts n. Chr.*, München 1974.

Schulzki, Heinz-Joachim, *Hohlmaße*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 673–674.

Ders., *Modius*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 8, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 316–317.

Scramuzza, Vincent Mary, *Roman Sicily*, in: Tenney Frank (Hrsg.), *An Economic Survey of Ancient Rome*, Bd. 3, New Jersey 1959, S. 225–377.

Serrati, John, *Garrisons and Grain. Sicily between the Punic Wars*, in: Christopher Smith/John Serrati (Hrsg.), *Sicily from Aeneas to Augustus. New Approaches in Archeology and History (New perspectives on the Ancient World)*, Edinburgh 2000, S. 115–134.

Storm, Elfriede, *Massinissa, Numidien im Aufbruch*, Stuttgart 2001.

Viereck, Hans D. L., *Die römische Flotte. Classis Romana*, Herford 1975.

Welsch-Klein, Gabriele, *Provincia. Okkupation und Verwaltung der Provinzen des Imperium Romanum von der Inbesitznahme Siziliens bis auf Diokletian. Ein Abriß*, Berlin 2008.

Dies., *Die Provinzen des Imperium Romanum. Geschichte, Herrschaft, Verwaltung*, Darmstadt 2016.

Zimmermann, Klaus, *Rom und Karthago*, Darmstadt 2005.

Ferdinand Kleyhons studiert Geschichte, Archäologie und Biologie an der Universität Innsbruck. ferdinand.kleyhons@student.uibk.ac.at.

Zitation dieses Beitrages

Ferdinand Kleyhons, *Pons et cella penaria* – Die Bedeutung Siziliens für die Entwicklung des Imperium Romanum ausgehend von Ciceros „Verrinen“, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 9–30, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Downton-Mania. Die Fernsehserie „Downton Abbey“ und ihre Auswirkung auf die Public History und den Filmtourismus

Verena Hechenblaikner

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: assoz. Prof. Dr. Elena Taddei

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Seminar-Arbeit (Vertiefung)

Abstract

Downton Mania. The Television Series “Downton Abbey” and its Impact on Public History and Film Tourism

The following seminar-paper examines the potential of historical television series for historical science. Using the television series "Downton Abbey" as an example, it shows series' effects on public history and film tourism. The main argument is that historical series increase public interest in history and thus make it possible to communicate historical topics to a broader audience.

1. Einleitung

Histotainment hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem wichtigen Schlagwort in der Darstellung und Vermittlung von Geschichte entwickelt.¹ So erlebt das öffentliche Interesse an der Vergangenheit seit den 1980er-Jahren einen Boom und Geschichte entwickelt sich zunehmend zu einem „Gegenstand populärkultureller Repräsentation, Produktion und Konsumption“². Es geht darum, Vergangenes für ein Laien-Publikum in populärer Weise aufzubereiten, wobei neben der Informationsvermittlung hauptsächlich Spannung und Unterhaltung im Vordergrund

1 Thomas Fischer/Thomas Schuhbauer, *Geschichte in Film und Fernsehen. Theorie-Praxis-Berufsfelder (Public History-Geschichte in der Praxis)*, Tübingen 2016, S. 99.

2 Barbara Korte/Sylvia Paletschek, *Geschichte in populären Medien und Genres. Vom historischen Roman zum Computerspiel*, in: Barbara Korte/Sylvia Paletschek (Hrsg.), *History Goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres (Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen/History in Popular Cultures 1)*, Bielefeld 2009, S. 9–60, hier S. 9.

stehen.³ Dementsprechend sind historische Darstellungen in den unterschiedlichsten Medien allgegenwärtig. Ein gesamtgesellschaftlicher Trend zeichnet sich vor allem in der filmischen Darbietung der Vergangenheit ab.⁴ So gehören „das Kino und das Fernsehen zu den wirkungsmächtigen Medien, in denen Geschichtsbilder [...] heute einem Breitenpublikum vermittelt werden“⁵. Daraus resultiert vielfach der Wunsch, die Drehorte zu besuchen⁶, was in weiterer Folge die Public History und den Filmtourismus beeinflusst:⁷ „The growing pull of heritage has made the past the world’s most popular tourist destination.“⁸

Die vorliegende Seminararbeit setzt an diesem Punkt an und beschäftigt sich mit den Auswirkungen der britischen Fernsehserie „Downton Abbey“. Dabei werden zwei Fragestellungen verfolgt: Zum einen soll allgemein untersucht werden, ob Szenische Historienserien⁹, die primär auf Unterhaltung ausgelegt sind, für die Geschichtswissenschaft von Nutzen sein können. Zum anderen geht die Arbeit der Frage nach, welche Auswirkungen „Downton Abbey“ auf die Public History und den Filmtourismus hat. Das Ziel besteht darin, diese Folgen an ausgewählten Beispielen exemplarisch zu veranschaulichen und dadurch auf den geschichtswissenschaftlichen Nutzen von Szenischen Historienserien zu schließen. Die leitende These der Arbeit ist folgende: Die britische Fernsehserie „Downton Abbey“ zeigt, dass Szenische Historienserien ein mögliches Medium sind, um in der Öffentlichkeit Interesse an Geschichte zu wecken. Dieses Interesse können die Public History und der Filmtourismus nutzen, wodurch es gelingen kann, einem breiten Publikum historische Themen zu vermitteln und gegebenenfalls auch historische Gebäude zu erhalten.

Zur Bearbeitung des Themas wird sowohl auf Fachliteratur als auch auf Internetquellen zurückgegriffen. So dienen die beiden Publikationen „Einführung in die Public History“¹⁰ und „Filmtourismus“¹¹ als Grundlagenwerke, da sie einen Einblick in das jeweilige Forschungsfeld bieten. Die Arbeiten von Andrew Higson sind, mit ihrer detaillierten Beschreibung der britischen Filmgeschichte, ebenso zentral.¹² Als weitere wichtige Veröffentlichungen, welche sich explizit mit der Serie „Downton Abbey“ auseinandersetzen, können die Monographie „Downton Abbey on Location“¹³ sowie der wissenschaftliche Aufsatz „The Downton Boom“¹⁴ genannt werden. Darüber hinaus wird die Dissertation

3 Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018, S. 25.

4 Andreas Sommer, Geschichtsbilder und Spielfilme. Eine qualitative Studie zur Kohärenz zwischen Geschichtsbild und historischem Spielfilm bei Geschichtsstudierenden (Geschichtskultur und historisches Lernen 5), Berlin 2010, S. 15.

5 Korte/Paletschek, Geschichte in populären Medien, S. 32.

6 Andrew Higson, Nostalgia is not what it used to be. Heritage films, nostalgia websites and contemporary consumers, in: *Consumption Markets & Culture* 17 (2014), Heft 2, S. 120–142, hier S. 123.

7 Definitionen der Begriffe Public History und Filmtourismus siehe S. 11.

8 David Lowenthal, Why the Past Matters, in: *Heritage & Society* 4 (2011), Heft 2, S. 159–171, hier S. 159.

9 Definition des Begriffs Szenische Historienserie siehe S. 5.

10 Lücke/Zündorf, Einführung in die Public History.

11 Albrecht Steinecke, Filmtourismus, Konstanz-München 2016.

12 Andrew Higson, English heritage, English cinema. Costume drama since 1980, Oxford 2003; Andrew Hickson, Film England. Culturally English filmmaking since the 1990s, London-New York 2011.

13 J. P. Sperati/Sabine Schreiner, Downton Abbey on Location. An unofficial Review & Guide to the Locations used, Sawston-Cambridge 2017.

14 Oliver Cox, The “Downton Boom”. Country Houses, Popular Culture, and Curatorial Culture, in: *The Public Historian* 37 (2015), Heft 2, S. 112–119.

von Jordan Hellemans, welcher die touristischen Folgen von Fernsehserien untersucht, herangezogen.¹⁵

Während das erste der drei Hauptkapitel auf das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zum Film, insbesondere zu den Szenischen Historienserien, eingeht, widmet sich der zweite Abschnitt im Speziellen dem *British Costume Drama* und der Serie „Downton Abbey“. Der dritte Teil beschreibt die Auswirkung der Fernsehserie auf ausgewählte Orte. In einem abschließenden Fazit werden die Ergebnisse zusammenfassend dargestellt.

2. Ein ungleiches Paar – Die Geschichtswissenschaft und Szenische Historienserien

Traditionell beschäftigte sich die Geschichtswissenschaft vor allem mit Texten.¹⁶ So geht Volker Sellin in seiner „Einführung in die Geschichtswissenschaft“ noch im Jahr 2005 davon aus, dass schriftliche Zeugnisse jeglicher Art die wichtigsten Quellen darstellen.¹⁷ Das Potenzial anderer Quellengattungen wurde lange ignoriert, erst in den 1970er-Jahren mehrten sich Forderungen, Bilder als Quellen in historische Fragestellungen miteinzubeziehen. In den 1980er-Jahren plädierten Alltags- und Sozialhistoriker*innen zudem für die Anerkennung des Films als Quelle in der Geschichtswissenschaft.¹⁸ Das in den 1990er-Jahren von Jan und Aleida Assmann weiterentwickelte Konzept des kollektiven Gedächtnisses geht davon aus, dass die Erinnerung jedes Individuums vom Kollektiv geprägt wird.¹⁹ Das Konzept verweist dabei auch auf die wichtige Rolle von Medien bei der Erinnerung an die Vergangenheit.²⁰ Die Geschichtsvermittlung muss zwar nicht intentional erfolgen,²¹ die Tradierung von Vergangenem – ob absichtlich oder nicht – hat aber wesentliche Auswirkungen auf das Geschichtsbild, also auf die Vorstellung der Vergangenheit. Medien prägen somit die kollektive Erinnerung und dienen nicht nur der Darstellung, sondern ebenso der Wissensproduktion.²² Allen voran gilt der Spielfilm als „geschichtsbewusstseinskonstituierendes Medium“.²³

Die Wirkungsmacht von Bildern erkannte etwa John Thomas Mitchell und prägte 1994 den Begriff *pictorial turn*, der sich ebenso auf die Geschichtswissenschaft auswirkte.²⁴ Da das Fernsehen in den 1990er-Jahren zunehmend zu einem Leitmedium der populären

15 Jordan Hellemans, *Film Induced Tourism. Television Series*, Diss. Universidad de Murcia 2014.

16 Sommer, *Geschichtsbilder*, S. 19.

17 Volker Sellin, *Einführung in die Geschichtswissenschaft*, Göttingen-Oxford 2009, S. 85.

18 Gerhard Paul, *Von der historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 7–36, hier S. 8–9.

19 Aleida Assmann/Jan Assmann, *Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis*, in: Klaus Merten/Siegfried Schmidt/Siegfried Weischenberger (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994, S. 114–140, hier S. 117.

20 Assmann/Assmann, *Das Gestern im Heute*, S. 120; Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2018⁸, S. 35–37.

21 Harald Welzer, *Das soziale Gedächtnis*, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 11–14.

22 Korte/Paletschek, *Geschichte in populären Medien*, S. 15.

23 Sommer, *Geschichtsbilder*, S. 11.

24 Ebd., S. 20.

Vergangenheitsvermittlung avancierte,²⁵ musste die Geschichtswissenschaft notgedrungen ihr Verhältnis zum Spielfilm²⁶ als Medium der Geschichtsdarstellung ändern. Schrittweise etablierte sich die Visual History, welche als „interdisziplinärer Zugang zur visuellen Darstellung von Vergangenheit“²⁷ zusammengefasst werden kann. Allerdings herrscht in der Geschichtswissenschaft nach wie vor Skepsis gegenüber der Komplexität des Films. Ein grundsätzliches Problem stellen die Fiktionalität und die Frage der Authentizität dar.²⁸ Vergangenes Geschehen wird durch den Fokus auf einige wenige Hauptdarsteller*innen personalisiert²⁹ und Emotionen werden bewusst eingesetzt, da dramatische Ereignisse besonders in Erinnerung bleiben.³⁰ Die Intention dahinter ist klar, es geht in erster Linie nicht um eine möglichst seriöse Geschichtsdarstellung, sondern um Spannung und Unterhaltung – und somit um Quoten und Geld.³¹

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den sogenannten Szenischen Historienfilmen. Dabei handelt es sich um Filme, die außerhalb des ungefähr achtzig bis hundert Jahre zurückreichenden Erinnerungs- und Erfahrungshorizonts des Publikums liegen. Die Handlung spielt in der Vergangenheit und wird unmittelbar durch Schauspieler*innen – also durch szenisches Spiel – dargestellt.³² Eine besondere Form innerhalb dieser Gattung stellen Szenische Historienserien dar, die durch ihren wiederholenden Charakter in Form von zahlreichen Folgen sowie meist mehreren Staffeln eine längere Laufzeit als klassische Spielfilme haben.³³ Mit einem offenen Ausgang am Ende jeder Episode, einem *Cliffhanger*, wird Spannung aufgebaut und versucht, die Zuseher*innen langfristig an die Handlung zu binden.³⁴

3. British Costume Drama und die Fernsehserie „Downton Abbey“

Wie das 452 Seiten umfassende Buch „The British Cinema Book“ verdeutlicht, ist die britische Filmgeschichte äußerst facettenreich.³⁵ Im Zuge des *Heritage Booms*, der in Großbritannien im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts einsetzte und eine verstärkte Bezugnahme auf das kulturelle sowie nationale Erbe bewirkte,³⁶ entwickelte sich zunehmend ein Trend hin zu Spielfilmen mit historischen Inhalten.³⁷ So spielen zwölf Prozent der zwischen 1990 und 2009 gedrehten britischen Spielfilme in der Vergangenheit. Von diesen rund 220 Produktionen waren 120 Filme in der Zeitspanne von

25 Fischer/Schuhbauer, *Geschichte in Film*, S. 9.

26 Zwar sind auch Geschichtsdokumentationen ein Medium der Geschichtsdarstellung, die vorliegende Seminararbeit beschränkt sich bei ihren Ausführungen jedoch auf Spielfilme bzw. im Speziellen auf Szenische Historienserien.

27 Sommer, *Geschichtsbilder*, S. 25.

28 Ebd., S. 31.

29 Ebd., S. 30.

30 Fischer/Schuhbauer, *Geschichte in Film*, S. 19.

31 Ebd., S. 100–101.

32 Fischer/Schuhbauer, *Geschichte in Film*, S. 40–41.

33 Eine Ausnahme stellen mehrteilige Spielfilme dar.

34 Steinecke, *Filmtourismus*, S. 181; Sue Beeton, *Film-Induced Tourism (Aspects of Tourism 76)*, Clevedon 2016, S. 13.

35 Robert Murphy (Hrsg.), *The British Cinema Book*, London 2018.

36 Korte/Paetschek, *Geschichte in populären Medien*, S. 10.

37 Higson, *Film England*, S. 191.

1800 bis 1939 angesiedelt, womit es sich um Szenische Historienfilme handelt.³⁸ Diese Hinwendung zur Geschichte wird mit dem rasanten gesellschaftlichen Wandel in den letzten Jahrzehnten begründet:

„Traditionelle Wertemuster, Lebensstile und Arbeitsweisen waren [...] radikalen Veränderungen unterworfen; dies gilt auch für staatliche Grenzen und Konstruktionen von Nationen und Ethnien. Kategorien sozialer Ungleichheit wie Geschlecht, Klasse, Rasse oder Alter erfuhren einen teilweise rapiden Wandel ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche Platzierung und Identität des Individuums. Die Hinwendung zur Geschichte kann in dieser Situation Kontinuität, Identität und Orientierung stiften.“³⁹

Für Großbritannien trifft diese Einschätzung wohl in besonderem Ausmaß zu. So ist es nicht verwunderlich, dass sich gerade dort ein neues Filmgenre herausbildete, welches auf das einstige britische Weltreich Bezug nimmt.⁴⁰ Die Rede ist vom sogenannten *British Costume Drama*, das sich auf vielfältige Weise mit der britischen Geschichte und ihren Traditionen auseinandersetzt.⁴¹ Der Fokus dieser meist im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert angesiedelten Filme liegt hauptsächlich auf den Privilegierten, Reichen und Adeligen.⁴² Romantische Komödien und Dramen⁴³ vermitteln ein Bild von Großbritannien, insbesondere von England, das vor allem die oberen Gesellschaftsschichten in Szene setzt:

„Many of the films include set-piece celebratory events, lavish dinner parties or balls, for instance, which provide plenty of opportunities for filling the frame with splendid costumes and hair-dos, tableware and food. Equally frequently, conversations take place against a backdrop of picturesque semi-rural English scenery, or the frontage of some magnificent castle, stately home, or quaint cottage, the types of ancient architectural and landscape properties conserved by the National Trust and English Heritage.“⁴⁴

Diese Charakteristika treffen beispielsweise auf Spielfilme wie „Wings of the Dove“ (1997), „An Ideal Husband“ (1999) oder „The Importance of Being Earnest“ (2002) zu, aber auch verschiedene Serien können dem *British Costume Drama* zugeordnet werden.⁴⁵ Zu nennen wären hier unter anderem die bereits in den 1960er-Jahren gedrehte Serie „The Forsyte Saga“ (1967–1969) sowie „Upstairs, Downstairs“ (1971–1975) und „Bri-

38 Higson, Film England, S. 192.

39 Korte/Paletschek, Geschichte in populären Medien, S. 10.

40 Peter Hasenberg, Eine einfachere Welt? Familienbilder und gesellschaftlicher Wandel in der britischen TV-Serie Downton Abbey, in: Peter Hasenberg/Markus Leniger/Reinhold Zwick (Hrsg.), Familienbilder. Reflexionen und Konstruktionen zum Thema Familie im aktuellen Spielfilm (Religion, Film und Medien 4), Marburg 2018, S. 173–209, hier S. 176.

41 Higson, Film England, S. 31.

42 Ebd., S. 200.

43 Ebd., S. 31.

44 Higson, English heritage, S. 40.

45 Higson, Film England, S. 200.

deshead Revisited“ (1981). Eine neuere Produktion, welche durch die Thematisierung einer Adelsfamilie und ihrer Dienerschaft bestimmte Aspekte der vorherigen Serien aufgreift, stellt „Downton Abbey“ (2010–2015) dar.⁴⁶

An diesen Fernsehsendungen beanstanden Kritiker*innen vor allem die Konstruktion einer nationalen Identität, welche sich vorwiegend auf die *upper-class* bezieht.⁴⁷ Wie Andrew Higson betont, handle es sich um eine idealisierte Version der britischen Geschichte,⁴⁸ welche den Anschein erwecke, die oberste Gesellschaftsschicht sei das wichtigste Element des nationalen Erbes.⁴⁹ Seiner Ansicht nach verbreiten diese „films of dubious national identity“⁵⁰ nur eine begrenzte Darstellung der multikulturellen Gesellschaft.⁵¹ Sie fokussieren sich auf „a highly circumscribed set of traditions, those of the privileged, white, Anglo-Saxon community who inhabit lavish properties in a semi-rural southern England, within striking distance of the metropolitan seat of power.“⁵²

Nichtsdestotrotz prägen diese Filme das kollektive Gedächtnis hinsichtlich der britischen Geschichte und Kultur entscheidend.⁵³ Auch die britische Regierung erkannte diesen Umstand und erklärte: „British films are an important part of our cultural heritage and a significant channel for the continuing expression and dissemination of British culture.“⁵⁴ Für das *British Costume Drama* trifft dies besonders zu, gilt es doch als „the most British of all television genres“⁵⁵. Doch die Bezeichnung *British* ist trügerisch. *Britishness* spielt zwar eine Schlüsselrolle in der Festlegung und Reproduzierung des Markenzeichens Großbritanniens⁵⁶, paradoxerweise wird diese aber oft von ausländischen Filmemacher*innen und Schauspieler*innen verkörpert.⁵⁷ Dem Boom des *British Costume Drama* tut das aber keinen Abbruch – im Gegenteil. Gerade die Tourismus-Industrie profitiert davon, da viele Fans wegen solcher Filme nach Großbritannien reisen.⁵⁸

Die vorliegende Seminararbeit möchte die Effekte, welche ein *British Costume Drama* auf den Tourismus und die öffentliche Geschichtsdarstellung haben kann, am Beispiel der Serie „Downton Abbey“⁵⁹ aufzeigen. Es handelt sich dabei um eine vom britischen Sender ITV in Zusammenarbeit mit Carnival Films produzierte Historienserie, die von

46 Hasenberg, Eine einfachere Welt?, S. 177.

47 Claire Monk, The British heritage-film debate revisited, in: Claire Monk/Amy Sargeant (Hrsg.), British historical cinema. The history, heritage and costume film (British popular cinema), London-New York 2002, S. 176–198, hier S. 179.

48 Higson, Film England, S. 208.

49 Higson, English heritage, S. 27.

50 Ebd., S. 26.

51 Higson, Film England, S. 31–32.

52 Higson, English heritage, S. 27.

53 Ebd., S. 1.

54 HM Treasury (Hrsg.), Reform of film taxes incentives. Promoting the sustainable production of culturally British films, Juli 2005, www.hm-treasury.gov.uk/d/filmcondocv1.pdf, eingesehen 18.3.2009, zit. nach Higson, Film England, S. 247.

55 Jerome de Groot, Foreword, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey, London 2015, S. IX–XII, hier S. IX.

56 Higson, Film England, S. 191.

57 Ebd., S. 247.

58 Higson, English heritage, S. 56–63.

59 Michael Engler, Downton Abbey, DVD, 2960 min., London 2010–2015. Diese Arbeit beschränkt sich ausschließlich auf die Serie „Downton Abbey“, der 2019 erschienene Spielfilm ist nicht Teil der Untersuchung.

2010 bis 2015 im britischen und ein Jahr zeitversetzt im deutschsprachigen Fernsehen ausgestrahlt wurde.⁶⁰ Die Serie thematisiert in sechs Staffeln und 52 Folgen das Leben der englischen Adelsfamilie Crawley und ihrer Diensthofen von 1912 bis 1926.⁶¹ Die Familie und das Personal, welche auf dem titelgebenden Anwesen Downton Abbey in der englischen Grafschaft Yorkshire leben, werden im Verlauf der Serie mit den gesellschaftlichen und politischen Veränderungen sowie mit den technischen Neuerungen des beginnenden 20. Jahrhunderts konfrontiert. So spielen etwa der Untergang der Titanic, der Erste Weltkrieg, die Spanische Grippe, die Emanzipation der Frau und die zunehmende Motorisierung eine Rolle. Zentrales Hauptthema ist jedoch der Erhalt des Anwesens samt Vermögen und die Frage nach dem legitimen Erben. Robert Crawley, Earl of Grantham und Verwalter von Downton, hat zwar drei Töchter, aufgrund der gesetzlichen Bestimmungen können diese das Erbe aber nicht antreten. Somit wird versucht, eine andere Lösung zu finden und die Töchter, insbesondere die Älteste, mit passenden Kandidaten zu verheiraten. Da die jungen Frauen allerdings eigene Pläne verfolgen und sich zunehmend emanzipieren, gestaltet sich dies als schwierig. Insgesamt scheitert der Versuch, den Status Quo aufrecht zu erhalten, in den meisten Fällen am unaufhaltsamen gesellschaftlichen Wandel.

Jane Mattisson bezeichnet „Downton Abbey“ als die erfolgreichste TV-Serie in der britischen Fernsehgeschichte⁶² und Peter Hasenberg stellt die These auf, dass keine andere Serie das öffentliche Bewusstsein und die Populärkultur in ähnlicher Art geprägt habe.⁶³ Die Autorin der vorliegenden Arbeit möchte sich diesen Superlativen, die meist auf individueller Wahrnehmung beruhen, nicht anschließen, da dabei die Frage der Beweisbarkeit offen bleibt. Fest steht aber, dass „Downton Abbey“ auf viele Menschen eine große Faszination ausübt. So wurde die erste Folge im britischen Fernsehen bereits von neun Millionen Personen gesehen, was einem Marktanteil von 32 Prozent entsprach.⁶⁴ Das Finale der dritten Staffel verfolgten in Großbritannien zwölf Millionen Menschen im Fernsehen.⁶⁵ Weltweit wird das Publikum der gesamten Serie auf etwa 120 Millionen Zuseher*innen geschätzt.⁶⁶

Trotz zahlreicher Auszeichnungen auf nationaler und internationaler Ebene fallen die Kritiken zu „Downton Abbey“ sehr unterschiedlich aus. Während beispielsweise der Filmkritiker Hasenberg die Serie positiv beurteilt und die universelle Botschaft des gesellschaftlichen Wandels betont,⁶⁷ sind andere Beiträge vermehrt negativ konnotiert. So schreibt die „Süddeutsche Zeitung“, es handle sich um „die unkritischste Darstellung

60 Hellemans, *Film Induced Tourism*, S. 42.

61 Hasenberg, *Eine einfachere Welt?*, S. 173.

62 Jane Mattisson, *Downton Abbey. A Cultural Phenomenon. History for the Many*, in: *SIC. Journal of Literature, Culture and Literary Translation* 5 (2014), S. 1–27, hier S. 1, <https://www.sic-journal.org/Article/Index/291>, eingesehen 1.5.2020.

63 Hasenberg, *Eine einfachere Welt?*, S. 177.

64 Sperati/Schreiner, *Downton Abbey*, S. 5.

65 Lucy Brown, *Homosexual Lives. Representation and Reinterpretation in Upstairs, Downstairs and Downton Abbey*, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. 263–273, hier S. 272.

66 Mattisson, *Downton Abbey*, S. 1.

67 Hasenberg, *Eine einfachere Welt?*, S. 209.

des britischen Klassensystems⁶⁸. Die Zeitung „The Guardian“ schließt sich mit der Formulierung „idealised portrayals of aristocracy and social order“⁶⁹ diesem Urteil weitgehend an. Der amerikanische Historiker Simon Schama bezeichnet die Serie sogar als „a steaming, silvered tureen of snobbery“⁷⁰. Wie die Schlagzeile „Eine Nation flüchtet in die Vergangenheit“ in der „Frankfurter Allgemeinen“⁷¹ oder der Artikel von Katherine Byrne⁷² verdeutlichen, befürchten Kritiker*innen, dass ein Konservatismus mit klarer hierarchischer Ordnung vermittelt wird. James Legott, Professor für Film und Fernsehen, und Julie Anne Taddeo, Historikerin, loben „Downton Abbey“ zwar für die Detailtreue, bewerten die ihrer Ansicht nach nostalgische und konservative Verehrung des aristokratischen Lebensstils aber ebenso kritisch.⁷³ Trotz der exemplarisch aufgezeigten Polarisierung der Serie legt die vorliegende Arbeit ihren Fokus jedoch nicht primär auf deren historische Authentizität, sondern thematisiert die Auswirkungen der Darstellung auf die Public History und den Filmtourismus.

4. Auswirkungen auf Public History und Filmtourismus

„It is time to [...] recognize its huge contribution to the British (and international) imaginative economy over decades. We may recognize its conservative impetus and worry at the nostalgic way it represents the past, but we should also recognize that it is something worth to investigate for its longevity, its influence, and its adaptability as a mode.“⁷⁴

Wie Jerome de Groot in Bezug auf das *British Costume Drama* feststellt, ist es an der Zeit, nicht nur die Art der Darstellung in Frage zu stellen, sondern auch auf ihre Effekte einzugehen. Im Fall von „Downton Abbey“ haben sich bereits mehrere Publikationen mit dem Thema auseinandergesetzt.⁷⁵ Die Autor*innen betonen dabei, dass die Rezeption der Serie zu einem regelrechten Massenphänomen geworden sei.⁷⁶ So profitieren zahlreiche Branchen vom Hype um die Serie. Dies verdeutlichen beispielsweise die unzähl-

68 Christian Zschke, Reich und schön, in: *Süddeutsche Zeitung*, 15.12.2017, <https://www.sueddeutsche.de/medien/das-empire-gastiert-in-new-york-reich-und-schoen-1.3793889?reduced=true>, eingesehen 22.3.2020.

69 Tanya Gold, Downton Abbey. class and distinction, in: *The Guardian*, 13.9.2011, <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2011/sep/13/downton-abbey-class-and-distinction>, eingesehen 22.3.2020.

70 Simon Schama, Why Americans have fallen for Snobby 'Downton Abbey', in: *Newsweek*, 16.1.2012, <https://www.newsweek.com/why-americans-have-fallen-snobby-downton-abbey-64157>, eingesehen 22.3.2020.

71 Gina Thomas, Eine Nation flüchtet in die Vergangenheit, in: *Frankfurter Allgemeine*, 22.9.2013, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/fernsehserie-downton-abbey-iv-eine-nation-fluechtet-in-die-vergangenheit-12583246.html>, eingesehen 22.3.2020.

72 Katherine Byrne, New Developments in Heritage. The Recent Dark Site of Downton „Downer“ Abbey, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. 177–189.

73 James Legott/Julie Anne Taddeo, Introduction, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. XV–XXX, hier S. XXV.

74 Groot, Foreword, S. XII.

75 Mattisson, Downton Abbey; Oliver Cox, The „Downton Boom“. Country Houses, Popular Culture, and Curatorial Culture, in: *The Public Historian* 37 (2015), Heft 2, S. 112–119.

76 Byrne, New Developments, S. 178.

ligen auf „Downton Abbey“ bezogenen Bücher, Spiele und Kostüme.⁷⁷ Byrne spricht in diesem Zusammenhang von einer Kommerzialisierung der Vergangenheit⁷⁸ und auch der Titel der vorliegenden Seminararbeit – Downton-Mania – erscheint angesichts dieser Entwicklung passend.

Eine der größten Auswirkungen hat der *Downton Effect*⁷⁹ auf die Tourismusindustrie.⁸⁰ Wie Albrecht Steinecke in seiner Monographie „Filmtourismus“ betont, sind Spielfilme und TV-Serien entscheidend an der Imagebildung von Destinationen und den damit einhergehenden touristischen Effekten beteiligt.⁸¹ Dies bestätigt die nationale Tourismusagentur VisitBritain:

„Films and TV are powerful motivators for travel with almost a third of potential visitors to the UK wanting to visit places seen-on-screen. [...] The success of British period TV drama [*British Costume Drama*] [...] have also delivered a real boost to visitor numbers, including to buildings used as filming locations and showcasing less explored regions.“⁸²

Dieses Phänomen trifft ebenfalls auf „Downton Abbey“ zu. Laut Mattison beeinflusst die Serie das kollektive Gedächtnis der Zuschauer*innen hinsichtlich der britischen Vergangenheit⁸³ – eine nicht unumstrittene Ansicht. Stephen Heath etwa argumentiert dagegen, das Fernsehen produziere Vergessen.⁸⁴ In den meisten Fällen wird beim Publikum aber der Wunsch erweckt, die Drehorte zu besuchen.⁸⁵ Um die Auswirkungen der Fernsehserie „Downton Abbey“ auf die Public History und den Filmtourismus untersuchen zu können, muss zunächst die Terminologie geklärt werden. Public History ist jede Form von Geschichtspräsentation für eine nicht geschichtswissenschaftlich vorgebildete Öffentlichkeit sowie eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft, die sich mit der Erforschung von Geschichtsdarstellungen befasst.⁸⁶ Der Begriff Filmtourismus umfasst hingegen Reisen zu Drehorten und Schauplätzen von Spielfilmen und TV-Serien, den sogenannten *On Locations*. Zudem zählen Besuche von filmbezogenen Freizeiteinrichtungen bzw. Events dazu, welche allgemein *Off Locations* genannt werden.⁸⁷ Die nachfolgenden Unterkapitel beschäftigen sich mit ausgewählten Orten dieser Art.

77 Nancy West, *The Worlds of Downton Abbey*, in: *South Atlantic Review* 80 (2015), Heft 3, S. 215–233, hier S. 215; Byrne, *New Developments*, S. 177.

78 Ebd. S. 178.

79 Cox, *The 'Downton Boom'*, S. 115.

80 Hellemans, *Film Induced Tourism*; Lorenzo Bagnoli, „Downton Abbey“ and the TV-induced Tourism, in: *AlmaTourism. Journal of Tourism, Culture and Territorial Development* 4 (2015), S. 102–116.

81 Steinecke, *Filmtourismus*, S. 5.

82 VisitBritain (Hrsg.), *Global partnership campaigns*, o. D., <https://www.visitbritain.org/global-partnership-campaigns>, eingesehen 24.3.2020.

83 Mattison, *Downton Abbey*, S. 1.

84 Stephen Heath, *Representing Television*, in: Patricia Mellankamp (Hrsg.), *Logics of Television. Essays in Cultural Criticism*, Bloomington 1990.

85 Hasenberg, *Eine einfachere Welt?*, S. 176.

86 Lücke/Zündorf, *Einführung in die Public History*, S. 24.

87 Steinecke, *Filmtourismus*, S. 45.

4.1 *On Locations*

Wie das Buch „Downton Abbey on Location“⁸⁸ verdeutlicht, entstand die Serie an den unterschiedlichsten Orten in Großbritannien. Im Folgenden werden zwei für die Serie bedeutsame *On Locations* herausgegriffen und näher beschrieben.

4.1.1 Highclere Castle

Das im Verwaltungsbezirk Hampshire, südwestlich von London gelegene Highclere Castle stellt das Anwesen Downton Abbey dar und ist somit als Familiensitz der Crawleys der Hauptfilmort der Serie. Alle Szenen in den Räumlichkeiten der Familie sowie die Außenaufnahmen im Park wurden dort gedreht. Auch wenn sich das Herrenhaus auf einem Grundstück befindet, das die Bischöfe von Winchester bereits im Mittelalter genutzt haben, erhielt das Gebäude sein heutiges Aussehen erst im 19. Jahrhundert und wurde im neogotischen Stil zwischen 1839 und 1842 errichtet. Heute bewohnt der achte Earl of Carnarvon mit seiner Familie das Schloss.⁸⁹

Zwar spielte das Anwesen in mehreren Produktionen, wie „The Secret Garden“ (1987), „Robin Hood Prince of Thieves“ (1991) oder „The Four Feathers“ (2002) eine Rolle, größere Bekanntheit erlangte es aber vor allem durch „Downton Abbey“.⁹⁰ Während sich der Earl und die Countess of Carnarvon vor dem Seriendreh noch in ernsthaften Zahlungsschwierigkeiten befanden und das renovierungsbedürftige Highclere Castle kaum erhalten konnten, erlebte das Schloss nach der Ausstrahlung der Fernsehserie einen regelrechten Aufschwung. In der Sommersaison 2010 – also bevor „Downton Abbey“ im Herbst desselben Jahres erstmals ausgestrahlt wurde – verzeichnete es 30.000 Gäste. 2011 – nach dem Serienstart – besuchten 50.000 Personen das Schloss⁹¹ und 2014 stieg die Zahl auf 60.000.⁹² Im Durchschnitt besichtigen Highclere Castle in den Sommermonaten ungefähr 1.200 Menschen pro Tag.⁹³

Um den Andrang der Besucher*innen zu kontrollieren und sicherzustellen, dass sich nicht zu viele Menschen gleichzeitig auf dem Gelände aufhalten, war der Besitzer gezwungen, ein *timed ticket system* einzuführen⁹⁴: Die Tickets können seitdem nur im Voraus über die Webseite von Highclere Castle gekauft werden und sind nur noch in begrenzter Anzahl verfügbar. Aufgrund der enormen Nachfrage und der Tatsache, dass das Anwesen ausschließlich im Sommer besucht werden kann, war beispielsweise bereits am 4. April 2020 kein einziges Ticket mehr für den Juli 2020 erhältlich.⁹⁵

88 Sperati/Schreiner, Downton Abbey.

89 Ebd., S. 37–38.

90 Ebd., S. 46.

91 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 48.

92 Byrne, New Developments, S. 177.

93 Bagnoli, „Downton Abbey“, S. 110.

94 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 48.

95 Auch wenn 2020 aufgrund der Maßnahmen gegen das Coronavirus nicht alle Tickets genutzt werden konnten, handelt es sich um einen allgemeinen Trend, dass die Sommertickets zumeist schon im Frühling ausverkauft sind: Highclere Castle (Hrsg.), Summer 2020 Admission Tickets, o. D., <https://highclerecastleshop.co.uk/categories/summer-2020-admission-tickets>, eingesehen 4.4.2020.

Personen, welche das Schloss besichtigen möchten, müssen Monate vorher einen Tag festlegen, an dem ihr Ticket für einige wenige Stunden Gültigkeit besitzt. Zudem sind spezielle Veranstaltungen buchbar. Die Countess of Carnarvon bietet, in Anlehnung an „Downton Abbey“, die persönlich geführte „Living in a Castle Tour“⁹⁶ an:

„Following each talk, which will take place in the Saloon, the heart of the Castle, guests have the chance to enjoy a guided Tour both to explore the works of art, but also the rooms which are, of course, the set in which ‘Downton Abbey’ was filmed [...]“⁹⁷

Neben den Schlossbesichtigungen ist es in den Sommermonaten möglich, in verschiedenen Lodges zu übernachten.⁹⁸ Einmalig wurde im Oktober 2019 eine Übernachtung für zwei Personen im Schloss angeboten, aufgrund der hohen Nachfrage gab es aber strenge Auswahlkriterien. Die Buchung glich einem Bewerbungsverfahren, bei dem die Interessent*innen ihre Leidenschaft für „Downton Abbey“ überzeugend darlegen mussten.⁹⁹ Wie beispielsweise die aufwendigen Renovierungen der um 1840 errichteten London Lodge und der ähnlich alten Grotto Lodge zeigen,¹⁰⁰ scheint der Besitzer mittlerweile keine Probleme mehr mit den Erhaltungskosten zu haben. Bereits 2013 bestätigte der Earl of Carnarvon den durch „Downton Abbey“ hervorgerufenen Erfolg von Highclere Castle, welcher den finanziellen Druck verringert und wieder mehr Handlungsspielraum für dringend notwendige Investitionen geboten habe.¹⁰¹ Die langfristigen Auswirkungen der Serie trugen somit zum Erhalt des Gebäudes bei.

Der Earl und die Countess of Carnarvon investierten darüber hinaus in einen repräsentativen Internetauftritt. So gibt es neben der eigentlichen Homepage für das Schloss¹⁰² noch eine eigene Webseite für die Countess of Carnarvon.¹⁰³ Anhand von Videos und einem Blog bietet die Gräfin Hintergrundinformationen zum Leben auf dem Schloss und dem Seriedreh an:

„My blog is my way of trying to share the stories and heritage of this wonderful building and estate, and all the people and animals that live and work here, so

96 Highclere Castle (Hrsg.), Summer 2020 Admission Tickets.

97 Highclere Castle (Hrsg.), Living in a Castle, o. D., <https://highclerecastleshop.co.uk/categories/living-in-a-castle>, eingesehen 4.4.2020.

98 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 48.

99 Silvia Ihring, Ein Zimmer in „Downton Abbey“ kann man jetzt auf Airbnb mieten, in: *Welt*, 1.10.2019, <https://www.welt.de/icon/unterwegs/article201175490/Airbnb-bietet-Uebernachtung-im-Schloss-aus-Downton-Abbey.html>, eingesehen 4.4.2020.

100 Highclere Castle (Hrsg.), London Lodge, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/london-lodge>, eingesehen 4.4.2020; Highclere Castle (Hrsg.), Grotto Lodge, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/grotto-lodge>, eingesehen 4.4.2020.

101 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 48; Viv Micklefield, Lady Carnarvon on Downton Abbey, life at Highclere Castle and her blog, in: *Hampshire Life*, 15.1.2018, <https://www.hampshire-life.co.uk/people/lady-carnarvon-on-downton-abbey-life-at-highclere-castle-and-her-blog-1-5355878>, eingesehen 4.4.2020.

102 Highclere Castle (Hrsg.), Home, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/>, eingesehen 4.4.2020.

103 Lady Carnarvon (Hrsg.), The official Website of the Countess of Carnarvon, o. D., <https://www.ladycarnarvon.com/>, eingesehen 4.4.2020.

that you can get to know and love it as I do. Surrounded by so much history, I try to turn the stories into ways of drawing people into Highclere's world."¹⁰⁴

Die wöchentlichen Blogeinträge erfreuen sich großer Beliebtheit und erreichen ein internationales Publikum.¹⁰⁵ Je nach Thema erhalten sie etwa fünfzig bis 350 Kommentare. Besonders häufig werden die Eintragungen in der Rubrik „Downton Abbey“ kommentiert. Die Reaktionen fallen dabei durchwegs positiv aus und loben zum Beispiel Lady Carnarvon für ihr Engagement, schwärmen über die Serie oder berichten über Besuche in Highclere Castle.¹⁰⁶ Ähnlich verhält es sich in den sozialen Medien: Highclere Castle verfügt über einen eigenen YouTube-Kanal, dem 1.220 Abonent*innen folgen,¹⁰⁷ und ist auf Facebook, Twitter sowie auf Instagram vertreten.¹⁰⁸ Zudem ist eine kostenpflichtige App für das Smartphone erhältlich, welche das Schloss und seine Geschichte präsentiert und eine Verbindung zu „Downton Abbey“ herstellt. Beispielsweise führt die Stimme von Carson, dem Butler in „Downton Abbey“, die Nutzer*innen der Anwendung durch ausgewählte Räume. Es werden Gegenstände aus dem Schloss vorgestellt und es ist möglich, Highclere Castle mittels einer 360-Grad-Ansicht virtuell zu besichtigen.¹⁰⁹ Auf der offiziellen Webseite heißt es: „This app allows you to explore the history of the Castle, its rooms and treasures and to discover what it's like to live and work there.“¹¹⁰

„Downton Abbey“ wirkt sich jedoch nicht nur auf Highclere Castle aus, sondern steigert den Tourismus in der gesamten Region, die umgangssprachlich bereits als Downtonia bezeichnet wird. Einer Studie aus dem Jahr 2013 zufolge kommen ein Drittel der Gäste ausschließlich in die Gegend, um die Drehorte von „Downton Abbey“ zu besuchen.¹¹¹ Zahlreiche Reisebüros haben sich auf „Downton Abbey“ spezialisiert und bieten entsprechende Touren an.¹¹² So konnte etwa die von Highclere ungefähr acht Kilometer entfernte Stadt Newbury einen Nutzen daraus ziehen: Besuchten im Jahr 2010 20.450 Tagesgäste pro Woche die Kleinstadt, waren es im Jahr 2013 wöchentlich bereits 25.090.¹¹³ Es kann also in der gesamten Region ein gesteigertes öffentliches Interesse an den historischen Orten und an Public History verzeichnet werden. Ähnliche Entwicklungen gibt es ebenfalls im Ort Bampton – der nächsten *On Location*, mit der sich die vorliegende Arbeit auseinandersetzt.

104 Lady Carnarvon (Hrsg.), About, o. D., <https://www.ladycarnarvon.com/about/>, eingesehen 4.4.2020.

105 Tammy Hughes, Downton Abbey is open for business. Lord and Lady Carnarvon re-open Highclere Castle to the public, in: *The Daily Mail*, 21.1.2017, <https://www.dailymail.co.uk/news/article-4142220/Downton-Abbey-set-open-public.html>, eingesehen 5.4.2020.

106 Lady Carnarvon (Hrsg.), Blog, o. D., <https://www.ladycarnarvon.com/blog/>, eingesehen 5.4.2020.

107 Highclere Castle (Hrsg.), YouTube, o. D., <https://www.youtube.com/channel/UCLbmdFj2sQV4n4R1Qa5fZlq/> featured, eingesehen 5.4.2020.

108 Highclere Castle (Hrsg.), Facebook, o. D., <https://www.facebook.com/HighclereCastleOfficial/>, eingesehen 5.4.2020; Highclere Castle (Hrsg.), Twitter, o. D., <https://twitter.com/HighclereCastle>, eingesehen 5.4.2020; Highclere (Hrsg.), Instagram, o. D., https://www.instagram.com/highclere_castle/, eingesehen 5.4.2020.

109 Highclere Castle (Hrsg.), Highclere Castle launches New App on iTunes and GooglePlay, 5.1.2016, <https://www.highclerecastle.co.uk/news/highclere-castle-launches-new-app-itunes-and-google-play>, eingesehen 5.4.2020.

110 Ebd.

111 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 54; Sperati/Schreiner, Downton Abbey, S. 45.

112 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 45–46.

113 Bagnoli, „Downton Abbey“, S. 110.

4.1.2 Bampton

Das im Verwaltungsbezirk Oxfordshire, nordwestlich von London gelegene Bampton, ein Ort mit 2.500 Einwohner*innen, stellt in der Serie das Dorf Downton dar. Auch wenn Bampton mit seinem historischen Ortskern, insbesondere der gut erhaltenen St. Mary's Church und seiner grünen Hügellandschaft (Cotswolds) durchaus Attraktionen aufweist, war der Tourismus hier nie von großer Bedeutung. Nach der Ausstrahlung der Serie änderte sich dies allerdings. „Downton Abbey“-Themenreisen wandelten die Gemeinde in vielerlei Hinsicht: Während die Ortschaft vorher über kein Besucherzentrum verfügte und sich nur wenige Urlauber*innen in den Ort verirrt, ist in der örtlichen Bücherei nun eine Tourismusinformation eingerichtet, welche täglich von mehreren hundert Personen besucht wird.¹¹⁴ Neben einer kleinen Ausstellung zum Dreh in Bampton werden ebenfalls auf die Serie bezogene Souvenirs angeboten und 2013 waren in der West Ox Arts Gallery im alten Rathaus einige in „Downton Abbey“ getragene Kostüme ausgestellt.¹¹⁵

Die Hauptattraktion für die Besucher*innen ist sicherlich die Church View Street, da dort die meisten in Bampton spielenden Szenen gedreht wurden.¹¹⁶ So steht zum Beispiel die St. Mary's Church, die fast in jeder Folge zu sehen war, an dieser Straße. Neben Hintergrundaufnahmen spielte die Kirche vor allem bei den Hochzeiten und Beerdigungen eine tragende Rolle in der Serie. Am Kirchenportal sind Fotos angebracht, welche Einblicke hinter die Kulissen der Dreharbeiten zeigen.¹¹⁷ Zudem können am Friedhof die für die Serie angelegten Gräber besichtigt werden.¹¹⁸ Weitere beliebte Gebäude sind etwa das Churchgate House, das in der Serie das Haus von Isobel Crawley darstellte, oder die ehemalige Grammar School, in der heute die Bücherei, das Besucherzentrum sowie das lokale Archiv untergebracht sind und das in der Serie als Downton Cottage Hospital diente.¹¹⁹

Auch die nationale Tourismusagentur VisitBritain sowie die regionale Einrichtung in Oxfordshire bewerben auf ihren Homepages mittlerweile die *Downton Abbey Film Locations* und verweisen an mehreren Stellen auf Bampton. Eigene *Downton Leaflets* und *Walking Maps* informieren die Gäste über die verschiedenen Angebote.¹²⁰ Auf der Webseite der Region ist zu lesen:

„This charming village will seem oddly familiar to Downton Abbey fans, doubling as the fictional Yorkshire village of Downton [...]! Many scenes, including some of Downton Abbey's key events, have been filmed in and around the

114 Bagnoli, „Downton Abbey“, S. 106–110.

115 Andrea David, Downton Abbey, in: Filmtourismus. Die Welt der Drehorte, Blogbeitrag o. D., <https://www.filmtourismus.de/downton-abbey/>, eingesehen 10.4.2020.

116 Ebd.

117 Sperati/Schreiner, Downton Abbey, S. 153.

118 David, Downton Abbey.

119 Sperati/Schreiner, Downton Abbey, S. 154–155.

120 VisitBritain (Hrsg.), Bampton, o. D., <https://www.visitbritain.com/de/de/bampton>, eingesehen 10.4.2020; Oxfordshire Cotswolds Tourism (Hrsg.), Downton Abbey film locations, o. D., <https://www.oxfordshircotswolds.org/plan-your-visit/towns-and-villages/downton-abbey-film-locations>, eingesehen 10.4.2020.

church in Bampton, the main location for filming. The set locations for Downton Abbey have become stars in their own right and are as much a character in the series as any of the actors.”¹²¹

Die vierteljährlich erscheinende Gemeindezeitschrift „Bampton Beam“ etablierte sogar eine eigene Rubrik zu „Downton Abbey“.¹²² Die Bedeutung von „Downton Abbey“ für den Ort lässt sich ebenfalls am Bampton Community Archive erkennen: Dieses 2002 gegründete Archiv dokumentiert die Geschichte von Bampton. Neben steinzeitlichen Funden und historischen Fotografien sammelt die Institution sämtliche Zeugnisse, welche an die Dreharbeiten von „Downton Abbey“ in Bampton erinnern.¹²³ Darunter fallen etwa Fotos oder Zeitungsartikel, welche in digitalisierter Form auf der Webseite frei zugänglich sind. Laut dem Archiv handelt es sich dabei um wichtige Quellen für die Geschichte des Ortes.¹²⁴ Darüber hinaus hat das Archiv das Projekt „The Downton' Mile“ ins Leben gerufen, welches die Restaurierung der alten Grammar School – in der Serie als Krankenhaus zu sehen – zum Ziel hat. Die Idee dahinter ist, so viele Ein-Pfundmünzen zu sammeln, wie theoretisch benötigt würden, um die eine Meile lange Strecke der „Downton Abbey Location Tour“ in Bampton zu bedecken. Insgesamt sollen so 71.000 Pfund zusammenkommen. Schauspieler*innen aus „Downton Abbey“, darunter Hugh Bonneville, in der Serie als Robert Crawley zu sehen, werben in der Öffentlichkeit für diesen Plan. Die Serie wird zum Anlass genommen, das historische Gebäude zu renovieren und dort neben der Bücherei, dem Besucherzentrum und dem Archiv eine detaillierte Ausstellung zu den „Downton Abbey“ Dreharbeiten in Bampton unterzubringen.¹²⁵

Wie Albert Steinecke und Sue Beeton in zwei Standardwerken zum Filmtourismus betonen, hat dieser auch negative Effekte – ebenso in Bampton.¹²⁶ Nach der Ausstrahlung von „Downton Abbey“ empfahlen Anlagenberater*innen Investitionen im Ort, wodurch neue Siedlungen entstanden und die Immobilienpreise stiegen. Die ansässige Bevölkerung steht diesen Entwicklungen zum Teil kritisch gegenüber und befürchtet, dass die Infrastruktur bald überlastet sein und der Ort seinen ursprünglichen Charme verlieren könnte. Die Society for the Protection of Bampton versucht dagegen anzukämpfen – allerdings mit mäßigem Erfolg.¹²⁷

4.2 *Off Locations*

Neben den sogenannten *On Locations*, den eigentlichen Drehorten von „Downton Abbey“, entwickelten sich auch Orte, die zwar keinen räumlichen Bezug, dafür aber einen

121 VisitBritain (Hrsg.), Bampton.

122 Bampton Beam (Hrsg.), Downton Abbey, o. D., <http://www.bamptonbeam.co.uk/downton-abbey>, eingesehen 10.4.2020.

123 Bampton Community Archive (Hrsg.), About us, o. D., <https://www.bamptonarchive.org/the-bampton-community-archive/>, eingesehen 10.4.2020.

124 Bampton Community Archive (Hrsg.), Downton Abbey, o. D., <https://atom.bamptonarchive.org/index.php/downton-abbey>, eingesehen 10.4.2020.

125 Bampton Community Archive (Hrsg.), The Downton' Mile, o. D., <http://www.downtonmile.co.uk/>, eingesehen 10.4.2020.

126 Steinecke, Filmtourismus, S. 135–184; Beeton, Film-Induced Tourism., S. 114–170.

127 Hellemans, Film Induced Tourism, S. 48–49.

thematischen Zusammenhang mit der Serie haben, zu touristischen Sehenswürdigkeiten. In den folgenden Unterkapiteln werden ausgewählte *Off Locations* exemplarisch beschrieben.

4.2.1 „Downton Abbey“ Ausstellungen

Fans von „Downton Abbey“ sind nicht nur an der Handlung und den Charakteren der Serie interessiert, sondern zeigen ebenso Begeisterung für verwendete Kostüme und Gegenstände.¹²⁸ Ein Beispiel dafür ist die bereits erwähnte Ausstellung in der West Ox Arts Gallery in Bampton.¹²⁹ Die Serie löste ein allgemeines Interesse an den Herrenhäusern des englischen Landadels – den sogenannten *stately homes* oder *English country houses* – aus.¹³⁰ Richard Compton, Präsident der Historic Houses Association, betonte in einem Interview: „Downton has done us all a great service because it’s reminding people about our heritage. It’s bringing history to light.“¹³¹ Einer Umfrage zufolge besuchte im Jahr 2013 einer von drei Touristen*innen in Großbritannien ein solches Herrenhaus. Der Historiker Oliver Cox begründet dies damit, dass es diesen repräsentativen Gebäuden besonders gut gelinge, eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen. Die Geschichten der Menschen, welche diese Anwesen bewohn(t)en, berühren die Besucher*innen emotional und ermöglichen ein Hineinversetzen in das damalige Leben.¹³²

Daher lag es nahe, die beiden Aspekte Kostüme und *stately homes* zu kombinieren und an Orten, an denen die Serie nie gedreht wurde, „Downton Abbey“ Ausstellungen einzurichten. Beispielsweise war im US-amerikanischen Winterthur Museum and Country Estate von März 2014 bis Jänner 2015 die Ausstellung „Costumes of Downton Abbey“ zu sehen.¹³³ In der serienbezogenen Kostümausstellung wurden vierzig ausgewählte Gewänder aus der Serie präsentiert und mit entsprechenden Fotos ergänzt. Laut Museumsmarketing ermögliche die Ausstellung den Besucher*innen, die Welt von „Downton Abbey“ zu betreten und zu erfahren.¹³⁴ Auch wenn Historiker*innen wohl skeptisch sein sollten, wenn damit geworben wird, eine historisch korrekte Welt betreten und selbst erfahren zu können, handelte es sich um ein sehr erfolgreiches Public History-Projekt und um die am häufigsten besuchte Ausstellung in Winterthur.¹³⁵

Angesichts dieses Erfolgs ließen weitere Projekte nicht lange auf sich warten. So heißt eine weitere Ausstellung, welche verschiedene Kostüme aus der Serie „Downton Abbey“ zeigt, „Dressing Downton: Changing Fashion for Changing Times“. Die Schau wur-

128 Hellemans, *Film Induced Tourism*, S. 46.

129 David, *Downton Abbey*.

130 Cox, *The “Downton Boom”*, S. 113.

131 Zit. nach Robert Hardiman, *Defending the real Downton Abbeys. Why Britain’s stately homes are struggling*, in: *The Spectator*, 9.3.2013, <https://www.spectator.co.uk/article/defending-the-real-downton-abbeys>, eingesehen 5.4.2020.

132 Cox, *The “Downton Boom”*, S. 114.

133 Winterthur Museum (Hrsg.), *Costumes of Downton Abbey*, o. D., <http://www.winterthur.org/exhibitions-events/exhibitions/past-exhibitions/costumes-of-downton-abbey/>, eingesehen 13.4.2020.

134 Ebd.

135 Laura Jacobs, *Upstairs Timelessness, Downstairs Precision*, in: *The Wall Street Journal*, 8.7.2014, <http://online.wsj.com/articles/exhibition-review-upstairs-timelessness-downstairs-precision-1404861153>, eingesehen 13.4.2020.

de im Februar 2015 im Biltmore Estate in North Carolina/USA eröffnet und war seitdem in verschiedenen US-Museen zu sehen – beispielsweise 2016 im Driehaus Museum in Chicago, welches für die dreimonatige Ausstellungsdauer rund 30.000 Personen erwartete.¹³⁶ Die Sammlung umfasst 35 Gewänder – darunter sowohl Neuanfertigungen nach historischen Vorbildern als auch originale Kleidungsstücke bzw. Accessoires aus den 1910er- und 1920er-Jahren – welche alle in der Serie getragene wurden.¹³⁷

Darüber hinaus gibt es noch das Public History-Projekt „Downton Abbey: The Exhibition“, welches neben Kostümen noch Filmkulissen von „Downton Abbey“ präsentiert. Auf der offiziellen Ausstellungsseite heißt es dazu:

„Downton Abbey: The Exhibition, based on the beloved television show, transports you to post-Edwardian England, where the characters and the iconic house come to life. You’ll be immersed in the fascinating social history, culture, and some of the most memorable moments from the show’s six-season run.“¹³⁸

Auch in diesem Fall handelt es sich um eine Wanderausstellung.¹³⁹ Sie zeigt 58 Kostüme sowie sechs Filmkulissen und eine Vielzahl an Requisiten aus der Serie – von Büchern und Briefen bis hin zu Handschuhen und Halsketten. Zudem werden Szenen aus der Serie vorgeführt und 21 Charaktere vorgestellt.¹⁴⁰ Wie bereits die vorherigen Ausstellungsorte nutzte das Biltmore Estate in North Carolina – ein Landsitz aus den 1890er-Jahren,¹⁴¹ der von November 2019 bis April 2020¹⁴² die Ausstellung beherbergte,¹⁴³ die mediale Aufmerksamkeit, um die Ähnlichkeiten des eigenen Anwesens mit „Downton Abbey“ hervorzuheben.¹⁴⁴ So werden auf der Webseite des Guts Aktivitäten beworben, welche in Zusammenhang mit der Ausstellung gebucht werden können und Einblicke in die Geschichte des Hauses ermöglichen. In Anlehnung an die Serie „Downton Abbey“, die sowohl das Leben der Adeligen als auch die Welt der Dienerschaft zeigt, bietet das Biltmore Estate eine „Through The Servants’ Eyes Tour“ mit Besichtigung der Dienstbotenbereiche an.¹⁴⁵

136 Alexandra Whittaker, Downton Abbey Exhibit coming to Chicago, in: *Medill Reports Chicago*, 27.1.2016, <https://news.medill.northwestern.edu/chicago/downton-abbey-exhibit-coming-to-chicago/>, eingesehen 13.4.2020.

137 Ebd.

138 Downton Abbey: The Exhibition (Hrsg.), Experience the history, the fashion and the house, o. D., <https://www.downtonexhibition.com/>, eingesehen 15.4.2020.

139 Downton Abbey: The Exhibition (Hrsg.), Experience.

140 Biltmore Estate (Hrsg.), Downton Abbey: The Exhibition by the Numbers, 12.11.2019, <https://www.biltmore.com/blog/downton-abbey-the-exhibition-by-the-numbers/>, eingesehen 15.4.2020.

141 Biltmore Estate (Hrsg.), Estate History, o. D., <https://www.biltmore.com/our-story/estate-history/>, eingesehen 15.4.2020.

142 Im Zuge der Corona-Maßnahmen wurde die Ausstellung allerdings am 26. März 2020 geschlossen: Biltmore Estate (Hrsg.), COVID-19: Health and Safety Changes, o. D., <https://www.biltmore.com/coronavirus-covid-19-update/>, eingesehen 15.4.2020.

143 Biltmore Estate (Hrsg.), Downton Abbey: The Exhibition now open at Biltmore, 8.11.2019, <https://www.biltmore.com/news-release/downton-abbey-the-exhibition-now-open-at-biltmore/>, eingesehen 15.4.2020.

144 Biltmore Estate (Hrsg.), Comparing Biltmore House to Downton Abbey, 18.8.2019, <https://www.biltmore.com/blog/comparing-biltmore-house-to-downton-abbey-2/>, eingesehen 15.4.2020.

145 Biltmore Estate (Hrsg.), Top 5 Downton Abbey-Related Activities at Biltmore, 7.11.2019, <https://www.biltmore.com/blog/top-5-downton-abbey-related-activities-at-biltmore/>, eingesehen 15.4.2020.

Cox betont, dass Szenische Historienserien, wie „Downton Abbey“, das öffentliche Interesse an der Vergangenheit wecken und die Art und Weise, wie die Vergangenheit konsumiert wird, verändern. Die beschriebenen Ausstellungen verdeutlichen, dass sich dies auf die Konzeption von Museen, insbesondere auf *stately homes*, auswirkt.¹⁴⁶ In dieser Veränderung liegt Potential:

„Downton Abbey has reinforced the importance of bringing alive the country house, challenging academics and curators to explore how competing personal narratives can be used to explain the architectural container that shaped and determined the evolution of these stories. The country house now holds potent sway over the visiting public through the personal stories of those who lived upstairs and down.“¹⁴⁷

Nichtsdestotrotz wurden die erwähnten Ausstellungen teils stark kritisiert: So schreibt die „Süddeutsche Zeitung“, die Ausstellung „Downton Abbey: The Exhibition“ präsentierte ein „England, das es so nie gab“¹⁴⁸. Weiters ist nicht selten von „retro-kitsch fantasia“ oder von „Disneyfication“ die Rede.¹⁴⁹ So taucht der Vorwurf auf, es gehe nur darum, die Besucher*innen zu unterhalten, sodass es kaum noch einen Unterschied zu einem Vergnügungspark gebe.¹⁵⁰ „Downton Abbey“ hat allerdings keine komplett neue kuratorische Richtung hervorgebracht,¹⁵¹ sondern bereits bestehende Trends in der musealen Präsentation beschleunigt und somit das öffentliche Interesse an den *country houses* gesteigert.¹⁵²

Auch wenn über die serienbezogenen Ausstellungen keine genauen Besucherzahlen veröffentlicht wurden und nicht generell angenommen werden kann, dass sich alle Besucher*innen genauer mit den Ausstellungen auseinandergesetzt haben, kann argumentiert werden, dass es der Serie gelungen ist, ein größeres Publikum zu erreichen und historische Themen zu vermitteln. Es gilt allerdings zu berücksichtigen, dass Filme und Serien stets eine gewisse Erwartungshaltung bei den Zuschauer*innen implizieren, die nicht immer der Realität entspricht.¹⁵³ Das Fernsehen vermittelt den Eindruck, die Vergangenheit erlebbar zu machen, aber die dabei erschaffene Welt kann nicht eins zu eins besichtigt werden.¹⁵⁴ Die Herausforderung für die Geschichtswissenschaft und die Kulturbranche besteht daher darin, „the quasi-historical shorthand of Downton“¹⁵⁵ zu nutzen, um Besucher*innen in die *country houses* zu bringen und deren Geschichte

146 Cox, The „Downton Boom“, S. 114.

147 Ebd., S. 118–119.

148 Zschke, Reich und schön.

149 Stephen Adams, National Trust is ‘Disney-fying’ its country houses, say critics, in: *The Telegraph*, 29.5.2010, <http://www.telegraph.co.uk/culture/culturenews/7778870/NationalTrust-is-Disney-fying-its-country-houses-say-critics.html>, eingesehen 18.4.2020.

150 Cox, The „Downton Boom“, S. 119.

151 Die museale Darstellung vom Leben der Dienerschaft ist nicht neu, sondern wurde bereits in den 1970er-Jahren gezeigt: Cox, The „Downton Boom“, S. 116.

152 Ebd.

153 Ebd., S. 117.

154 Higson, Nostalgia, S. 129.

155 Cox, The „Downton Boom“, S. 115.

mit wissenschaftlicher Recherche gemäß der Public History für ein breites Publikum aufzubereiten.¹⁵⁶

4.2.2 Downton Experience auf Dundas Castle

Im Bereich der Public History steht in den letzten Jahren nicht mehr die Darstellung von Authentizität im Mittelpunkt, sondern vielmehr das (Nach-)Erleben.¹⁵⁷ Die Historikerin Suzannah Lipscomb erklärt dies damit, dass die Menschen glauben, sich besser in vergangene Welten hineinversetzen zu können, wenn sie die Vergangenheit scheinbar selbst erlebt haben.¹⁵⁸ An sich stellt das Erleben von Vergangenheit in der Gegenwart zwar einen Widerspruch dar, dennoch erfreut sich die sogenannte Living History wachsender Beliebtheit, da sie versucht, Geschichte möglichst authentisch nachzuspielen.¹⁵⁹ Es geht darum, „Geschichte spannend und für die Lebenswelt der Rezipienten anschlussfähig“¹⁶⁰ zu gestalten.

Fans der Serie konnten 2016 mit der „Downton Experience“ auf dem schottischen Dundas Castle das in „Downton Abbey“ gezeigte Leben bei einem Urlaub in die Vergangenheit nacherleben. Das Paket umfasste sowohl *upstairs* als auch *downstairs* Aktivitäten. Da die „Downton Experience“ mittlerweile nicht mehr angeboten wird, finden sich keine Informationen auf der offiziellen Webseite von Dundas Castle. Allerdings haben zahlreiche Medien darüber berichtet, wobei die Preisangaben für einen Tag Aufenthalt zwischen 3.000 und 3.500 US-Dollar schwanken.¹⁶¹ Je nach Wunsch der Gäste konnte das Leben der Oberschicht geführt oder in die Rolle der Dienstboten geschlüpft werden. Es war zwar beliebig oft möglich, zwischen den zwei Welten zu wechseln, der Preis blieb aber derselbe – unabhängig davon, ob sich die Besucher*innen bedienen ließen oder selbst arbeiteten.¹⁶² Die Gäste lernten so gegen Bezahlung, wie in einem *country house* ein Bett gemacht, gekocht, serviert und geputzt wird.¹⁶³

Auch wenn gerne damit geworben wurde, handelte es sich keineswegs um ein Abbild des damaligen Lebens in einem britischen *stately home*, sondern lediglich um eine stilisierte Inszenierung der Vergangenheit. Andrew Higson spricht im Zusammenhang mit dem Wunsch, die Vergangenheit erleben zu wollen, von *nostalgia* – gleichbedeutend

156 Cox, The "Downton Boom", S. 115.

157 Sarah Edwards/Juliette Wilson, Do we do the past differently now? An interview with David Lowenthal, in: *Consumption Markets & Culture* 17 (2014), Heft 2, S. 105–119, hier S. 108.

158 Suzannah Lipscomb, Historical Authenticity and Interpretative Strategy at Hampton Country Palace, in: *The Public Historian* 32 (2010), Heft 3, S. 98–119, hier S. 111.

159 Lücke/Zündorf, Einführung in die Public History, S. 82–83.

160 Korte/Paletschek, Geschichte in populären Medien, S. 15.

161 Joi-Marie McKenzie, Have the Ultimate 'Downton Abbey' Experience at Dundas Castle in Scotland, in: *ABC News*, 30.1.2016, <https://abcnews.go.com/Lifestyle/ultimate-downton-abbey-experience- Dundas-castle-scotland/story?id=36616173>, eingesehen 1.5.2020; Peter Nonnenmacher, Klassenwechsel im Schloss, in: *Tagesanzeiger*, 15.3.2016, <https://www.tagesanzeiger.ch/panorama/vermishtes/schloss-mit-klassenwechsel/story/18125072>, eingesehen 1.5.2020.

162 Ebd.

163 Marc Horne, £2,500 for day as a Downton servant, in: *The Times*, 9.3.2016, <https://www.thetimes.co.uk/article/2-500-for-day-as-a-downton-servant-hpv0fqzkw>, eingesehen 1.5.2020.

mit einer Verklärung der Vergangenheit.¹⁶⁴ Dementsprechend sollte diese Art der Geschichtsdarstellung und -vermittlung von Historiker*innen kritisch hinterfragt werden.

5. Fazit

Die vorliegende Arbeit hat sich mit den Fragen auseinandergesetzt, ob Szenische Historienserien für die Geschichtswissenschaft von Nutzen sein können und welche Auswirkungen die Fernsehserie „Downton Abbey“ auf die Public History und den Film-tourismus hat. Die eingehende Beschäftigung mit dem Thema hat gezeigt, dass die eingangs aufgestellte These zum Teil verifiziert werden kann. So verdeutlicht das Beispiel „Downton Abbey“, dass Szenische Historienserien ein mögliches Medium sind, um in der Öffentlichkeit Interesse für Geschichte zu wecken. Auch wenn das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zum Film nicht unumstritten ist, handelt es sich um ein wichtiges Medium zur populären Vergangenheitsvermittlung. Vor allem das *British Costume Drama*, das sich auf vielfältige Weise mit der britischen Geschichte, ihrem Erbe und ihren Traditionen auseinandersetzt, prägt das kollektive Gedächtnis entscheidend und hat, wie „Downton Abbey“ demonstriert, vielfältige Auswirkungen.

Die Serie weckt bei den Zuschauer*innen den Wunsch, die Drehorte zu besuchen und hat ein gesteigertes öffentliches Interesse an den historischen Orten zur Folge. Diese Entwicklung lässt sich besonders an Highclere Castle erkennen: Während die Erhaltungskosten des Schlosses vor dem Dreh kaum gedeckt werden konnten, ist es jetzt ein beliebtes Ausflugsziel, das schrittweise renoviert wurde. Der Ort Bampton verzeichnete ebenso einen touristischen Aufschwung und versucht nun mit einem an „Downton Abbey“ angelehnten Projekt die alte Grammar School zu restaurieren. Generell lässt sich ein zunehmendes Interesse an den *stately homes* feststellen, welche mit entsprechenden „Downton Abbey“ Ausstellungen und Erlebnispaketen darauf reagieren. Szenische Historienserien, wie „Downton Abbey“, verändern also die Art und Weise, wie Vergangenheit konsumiert wird und beschleunigen bereits bestehende Trends in der musealen Präsentation. Es zeigt sich, dass eine Fernsehserie durchaus Einfluss auf die öffentliche Geschichtsdarstellung und den Tourismus haben kann. Somit kann einerseits argumentiert werden, dass Szenische Historienserien für die Geschichtswissenschaft von Nutzen sein können, da es durch das entstandene Interesse möglich wird, einem größeren Publikum Geschichte zu vermitteln und gegebenenfalls alte Gebäude zu erhalten. Andererseits muss berücksichtigt werden, dass es sich um eine verklärte Inszenierung der Vergangenheit handelt und die Grenzen zwischen seriöser Public History und Kommerz verschwimmen – meist zum Nachteil für die historischen Inhalte.

6. Literatur und Internetquellen

Adams, Stephen, National Trust is 'Disney-fying' its country houses, say critics, in: *The Telegraph*, 29.5.2010, <http://www.telegraph.co.uk/culture/culturenews/7778870/NationalTrust-is-Disney-fying-its-country-houses-say-critics.html>, eingesehen 18.4.2020.

Assmann, Aleida/Assmann, Jan, Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis, in: Klaus Merten/Siegfried Schmidt/Siegfried Weischenberger (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994, S. 114–140.

Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2018⁸.

Bagnoli, Lorenzo, "Downton Abbey" and the TV-induced Tourism, in: *AlmaTourism. Journal of Tourism, Culture and Territorial Development* 4 (2015), S. 102–116.

Bampton Beam (Hrsg.), *Downton Abbey*, o. D., <http://www.bamptonbeam.co.uk/downton-abbey>, eingesehen 10.4.2020.

Bampton Community Archive (Hrsg.), *About us*, o. D., <https://www.bamptonarchive.org/the-bampton-community-archive/>, eingesehen 10.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Downton Abbey*, o. D., <https://atom.bamptonarchive.org/index.php/downton-abbey>, eingesehen 10.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *The 'Downton' Mile*, o. D., <http://www.downtonmile.co.uk/>, eingesehen 10.4.2020.

Beeton, Sue, *Film-Induced Tourism (Aspects of Tourism 76)*, Clevedon 2016².

Biltmore Estate (Hrsg.), *Downton Abbey: The Exhibition by the Numbers*, 12.11.2019, <https://www.biltmore.com/blog/downton-abbey-the-exhibition-by-the-numbers/>, eingesehen 15.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Estate History*, o. D., <https://www.biltmore.com/our-story/estate-history/>, eingesehen 15.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *COVID-19. Health and Safety Changes*, o. D., <https://www.biltmore.com/coronavirus-covid-19-update/>, eingesehen 15.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Downton Abbey: The Exhibition now open at Biltmore*, 8.11.2019, <https://www.biltmore.com/news-release/downton-abbey-the-exhibition-now-open-at-biltmore/>, eingesehen 15.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Comparing Biltmore House to Downton Abbey*, 18.8.2019, <https://www.biltmore.com/blog/comparing-biltmore-house-to-downton-abbey-2/>, eingesehen 15.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Top 5 Downton Abbey-Related Activities at Biltmore*, 7.11.2019, <https://www.biltmore.com/blog/top-5-downton-abbey-related-activities-at-biltmore/>, eingesehen 15.4.2020.

Brown, Lucy, *Homosexual Lives. Representation and Reinterpretation in Upstairs, Downstairs and Downton Abbey*, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. 263–273.

Byrne, Katherine, *New Developments in Heritage. The Recent Dark Site of Downton "Downer" Abbey*, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. 177–189.

Carnival Films (Hrsg.), *Downton Abbey, o. D.*, <http://www.carnivalfilms.co.uk/downton-abbey/>, eingesehen 19.3.2020.

Cox, Oliver, *The "Downton Boom". Country Houses, Popular Culture, and Curatorial Culture*, in: *The Public Historian* 37 (2015), Heft 2, S. 112–119.

David, Andrea, *Downton Abbey*, in: *Filmtourismus. Die Welt der Drehorte*, Blogbeitrag o. D., <https://www.filmtourismus.de/downton-abbey/>, eingesehen 10.4.2020.

Downton Abbey: The Exhibition (Hrsg.), *Experience the history, the fashion and the house*, o. D., <https://www.downtonexhibition.com/>, eingesehen 15.4.2020.

Edwards, Sarah/Juliette Wilson, *Do we do the past differently now? An interview with David Lowenthal*, in: *Consumption Markets & Culture* 17 (2014), Nr. 2, S. 105–119.

Engler, Michael, *Downton Abbey*, DVD, 2960 min., London 2010–2015.

Fischer, Thomas/Schuhbauer, Thomas, *Geschichte in Film und Fernsehen. Theorie-Praxis-Berufsfelder (Public history-Geschichte in der Praxis)*, Tübingen 2016.

Gold, Tanya, *Downton Abbey. class and distinction*, in: *The Guardian*, 13.9.2011, <https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2011/sep/13/downton-abbey-class-and-distinction>, eingesehen 22.3.2020.

Groot, Jerome de, *Foreword*, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. IX–XII.

Hardiman, Robert, *Defending the real Downton Abbeys. Why Britain's stately homes are struggling*, in: *The Spectator*, 9.3.2013, <https://www.spectator.co.uk/article/defending-the-real-downton-abbeyes>, eingesehen 5.4.2020.

Hasenberg, Peter, *Eine einfachere Welt? Familienbilder und gesellschaftlicher Wandel in der britischen TV-Serie Downton Abbey*, in: Peter Hasenberg/Markus Leniger/Reinhold Zwick (Hrsg.), *Familienbilder. Reflexionen und Konstruktionen zum Thema Familie im aktuellen Spielfilm (Religion, Film und Medien 4)*, Marburg 2018, S. 173–209.

Heath, Stephen, *Representing Television*, in: Patricia Mellankamp (Hrsg.), *Logics of Television. Essays in Cultural Criticism*, Bloomington 1990.

Hellemans, Jorden, *Film Induced Tourism. Television Series*, Diss., Universidad de Murcia 2014.

Highclere Castle (Hrsg.), Our Ticket System, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/our-ticket-system-pre-book-and-walk>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Castle Tour, Egyptian Exhibition & Afternoon Tea, o. D., <https://highclere-castleshop.co.uk/categories/castle-tour-exhibition-gardens-and-afternoon-tea>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Highclere Castle History Festival Weekend, o. D., <https://highclere-castleshop.co.uk/highclere-castle-history-festival>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Summer 2020 Admission Tickets, o. D., <https://highclerecastleshop.co.uk/categories/summer-2020-admission-tickets>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Living in a Castle, o. D., <https://highclerecastleshop.co.uk/categories/living-in-a-castle>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), London Lodge, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/london-lodge>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Grotto Lodge, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/grotto-lodge>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Home, o. D., <https://www.highclerecastle.co.uk/>, eingesehen 4.4.2020.

Ders. (Hrsg.), YouTube, o. D., <https://www.youtube.com/channel/UCLbmDFj2sQV4n-4R1QaSfZlg/featured>, eingesehen 5.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Facebook, o. D., <https://www.facebook.com/HighclereCastleOfficial/>, eingesehen 5.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Twitter, o. D., <https://twitter.com/HighclereCastle>, https://www.instagram.com/highclere_castle/, eingesehen 5.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Instagram, o. D., https://www.instagram.com/highclere_castle/?hl=de, eingesehen 5.4.2020.

Ders. (Hrsg.), Highclere Castle launches New App on iTunes and GoglePlay, 5.1.2016, <https://www.highclerecastle.co.uk/news/highclere-castle-launches-new-app-itunes-and-google-play>, eingesehen 5.4.2020.

Higson, Andrew, English heritage, English cinema. Costume drama since 1980, Oxford 2003.

Ders., Film England. Culturally English filmmaking since the 1990s, London-New York 2011.

Ders., Nostalgia is not what it used to be. Heritage films, nostalgia websites and contemporary consumers, in: *Consumption Markets & Culture* 17 (2014), Heft 2, S. 120–142.

HM Treasury (Hrsg.), Reform of film taxes incentives. Promoting the sustainable production of culturally British films, Juli 2005, www.hm-treasury.gov.uk/d/filmcondocv1.pdf, eingesehen 18.3.2009.

Horne, Marc, £2,500 for day as a Downton servant, in: *The Times*, 9.3.2016, <https://www.thetimes.co.uk/article/2-500-for-day-as-a-downton-servant-hpv0fqzkw>, eingesehen 1.5.2020.

Hughes, Tammy, Downton Abbey is open for business. Lord and Lady Carnarvon re-open Highclere Castle to the public, in: *The Daily Mail*, 21.1.2017, <https://www.dailymail.co.uk/news/article-4142220/Downton-Abbey-set-open-public.html>, eingesehen 5.4.2020.

Ihring, Silvia, Ein Zimmer in „Downton Abbey“ kann man jetzt auf Airbnb mieten, in: *Welt*, 1.10.2019, <https://www.welt.de/icon/unterwegs/article201175490/Airbnb-bietet-Uebernachtung-im-Schloss-aus-Downton-Abbey.html>, eingesehen 4.4.2020.

Jacobs, Laura, Upstairs Timelessness, Downstairs Precision, in: *The Wall Street Journal*, 8.7.2014, <http://online.wsj.com/articles/exhibition-review-upstairs-timelessness-downstairs-precision-1404861153>, eingesehen 13.4.2020.

Lady Carnarvon (Hrsg.), The Downton Abbey Concert, 10.12.2018, <https://www.ladycarnarvon.com/the-downton-abbey-concert/>, eingesehen 4.4.2020.

Dies. (Hrsg.), The official Website of the Countess of Carnarvon, o. D, <https://www.ladycarnarvon.com/>, eingesehen 4.4.2020.

Dies. (Hrsg.), About, o. D, <https://www.ladycarnarvon.com/about/>, eingesehen 4.4.2020.

Dies. (Hrsg.), Blog, o. D, <https://www.ladycarnarvon.com/blog/>, eingesehen 5.4.2020.

Lipscomb, Suzannah, Historical Authenticity and Interpretative Strategy at Hampton Country Palace, in: *The Public Historian* 32 (2010), Heft 3, S. 98–119.

Lowenthal, David, Why the Past Matters, in: *Heritage & Society* 4 (2011), Heft 2, S. 159–171.

Legott, James/Taddeo, Julie Anne, Introduction, in: James Legott/Julie Anne Taddeo (Hrsg.), *Upstairs and Downstairs. British Costume Drama Television from The Forsyte Saga to Downton Abbey*, London 2015, S. XV–XXX.

Mattisson, Jane, Downton Abbey. A Cultural Phenomenon. History for the Many, in: *SIC. Journal of Literature, Culture and Literary Translation* 5 (2014), S. 1–27, <https://www.sic-journal.org/Article/Index/291>, eingesehen 1.5.2020.

McKenzie, Joi-Marie, Have the Ultimate ‘Downton Abbey’ Experience at Dundas Castle in Scotland, in: *ABC News*, 30.1.2016, <https://abcnews.go.com/Lifestyle/ultimate-downton-abbey-experience- Dundas-castle-scotland/story?id=36616173>, eingesehen 1.5.2020.

Micklefield, Viv, Lady Carnarvon on Downton Abbey, life at Highclere Castle and her blog, in: *Hampshire Life*, 15.1.2018, <https://www.hampshire-life.co.uk/people/lady-carnarvon-on-downton-abbey-life-at-highclere-castle-and-her-blog-1-5355878>, eingesehen 4.4.2020.

Monk, Claire, The British heritage-film debate revisited, in: Claire Monk/Amy Sargeant (Hrsg.), *British historical cinema. The history, heritage and costume film (British popular cinema)*, London-New York 2002, S. 176–198.

Murphy, Robert (Hrsg.), *The British Cinema Book*, London 2018³.

Nonnenmacher, Peter, Klassenwechsel im Schloss, in: *Tagesanzeiger*, 15.3.2016, <https://www.tagesanzeiger.ch/panorama/vermishtes/schloss-mit-klassenwechsel/story/18125072>, eingesehen 1.5.2020.

Oxfordshire Cotswolds Tourism (Hrsg.), Downton Abbey film locations, o. D., <https://www.oxfordshirecotswolds.org/plan-your-visit/towns-and-villages/downton-abbey-film-locations>, eingesehen 10.4.2020.

Korte, Barbara/Paletschek, Sylvia, Geschichte in populären Medien und Genres. Vom historischen Roman zum Computerspiel, in: Barbara Korte/Sylvia Paletschek (Hrsg.), *History Goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres (Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen/History in Popular Cultures 1)*, Bielefeld 2009, S. 9–60.

Paul, Gerhard, Von der historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 7–36.

Schama, Simon, Why Americans have fallen for Snobby 'Downton Abbey', in: *Newsweek*, 16.1.2012, <https://www.newsweek.com/why-americans-have-fallen-snobby-downton-abbey-64157>, eingesehen 22.3.2020.

Sommer, Andreas, *Geschichtsbilder und Spielfilme. Eine qualitative Studie zur Kohärenz zwischen Geschichtsbild und historischem Spielfilm bei Geschichtsstudierenden (Geschichtskultur und historisches Lernen 5)*, Berlin 2010.

Sperati, J. P./Schreiner, Sabine, *Downton Abbey on Location. An unofficial Review & Guide to the Locations used*, Sawston-Cambridge 2017.

Steinecke, Albrecht, *Filmtourismus*, Konstanz-München 2016.

Thomas, Gina, Eine Nation flüchtet in die Vergangenheit, in: *Frankfurter Allgemeine*, 22.9.2013, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/fernsehserie-downton-abbey-iv-eine-nation-fluechtet-in-die-vergangenheit-12583246.html>, eingesehen 22.3.2020.

VisitBritain (Hrsg.), Global partnership campaigns, o. D., <https://www.visitbritain.org/global-partnership-campaigns>, eingesehen 24.3.2020.

Ders. (Hrsg.), Bampton, o. D., <https://www.visitbritain.com/de/de/bampton>, eingesehen 10.4.2020.

Welzer, Harald, Das soziale Gedächtnis, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 11–14.

West, Nancy, The Worlds of Downton Abbey, in: *South Atlantic Review* 80 (2015), Heft 3, S. 215–233.

Winterthur Museum (Hrsg.), Costumes of Downton Abbey, o. D., <http://www.winterthur.org/exhibitions-events/exhibitions/past-exhibitions/costumes-of-downton-abbey/>, eingesehen 13.4.2020.

Ders. (Hrsg.), *Costumes of Downton Abbey*, o. D., <http://www.winterthur.org/exhibitions-events/exhibitions/past-exhibitions/costumes-of-downton-abbey/>, eingesehen 13.4.2020.

Whittaker, Alexandra, *Downton Abbey Exhibit coming to Chicago*, in: *Medill Reports Chicago*, 27.1.2016, <https://news.medill.northwestern.edu/chicago/downton-abbey-exhibit-coming-to-chicago/>, eingesehen 13.4.2020.

Zaschke, Christian, *Reich und schön*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 15.12.2017, <https://www.sueddeutsche.de/medien/das-empire-gastiert-in-new-york-reich-und-schoen-1.3793889?reduced=true>, eingesehen 22.3.2020.

Verena Hechenblaikner ist Masterstudentin der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck und studentische Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte. verena.hechenblaikner@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Verena Hechenblaikner, *Downton-Mania. Die Fernsehserie „Downton Abbey“ und ihre Auswirkung auf die Public History und den Filmtourismus*, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 31–56, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Max Weber und der Geist des Marxismus? Der „Historische Materialismus“ in Webers Werk

Marcus Dietrich

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Reinhard Nießner, MA

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Max Weber and the spirit of Marxism? “Historical Materialism” in Weber’s work

Max Weber's methodological and historical approaches are often seen as a refutation of Karl Marx's epistemological and socio-economic theories. However, Weber developed his theories several decades after Marx, and the following paper discusses the question of whether there are traces of Marx's work in two of Weber's most influential publications. The aim is to show that there are lines of argumentation in both his methodological framework and his historical analysis that point to a certain, albeit subtle, influence that Karl Marx's theory of "historical materialism" exerted on Weber.

1. Einleitung

Max Weber (1864–1920) und Karl Marx (1818–1883) gaben beide eine „kritische Analyse des gegenwärtigen Menschen der bürgerlichen Gesellschaft am Leitfaden der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaft“¹. Karl Löwith argumentierte mit dieser Aussage, dass es bei den wissenschaftlich-analytischen Bestrebungen von Weber und Marx der Mensch sei, der den eigentlichen Mittelpunkt darstelle, um die sozialen Strukturen und wirtschaftliche Ordnung der Gesellschaften zu erklären. Angetrieben von den transformatorischen Kräften des Kapitalismus im 19. Jahrhundert beschäftigten sich die

1 Karl Löwith, Max Weber und Karl Marx, in: Karl Löwith (Hrsg.), *Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz*, Stuttgart 1960, S. 1–67, hier S. 7.

beiden Denker gleichermaßen mit der Frage nach dem „menschlichen Schicksal der gegenwärtigen Menschenwelt“.²

Die Verwandtschaft des fundamentalen Forschungsmotivs verhindert jedoch nicht, dass bei einem Aufeinandertreffen der inhaltlichen und methodologischen Konzeptionen erhebliche Differenzen im Denken von Weber und Marx sichtbar werden. Während Marx die Ursprünge der kapitalistischen Phänomene auf die ökonomische Basis, also die materiellen Verhältnisse zurückführte und meinte, es sei „nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein“ bestimme,³ suchte Weber dagegen die gesellschaftlich-kapitalistischen Umwälzungen anhand religiös-ideeller Motive in der calvinistischen Ethik zu erklären.⁴ Er kehrte somit Marx' Ansatz um und gab dem Bewusstsein den Vorzug vor dem menschlichen Sein.⁵ Er diagnostizierte eine universelle „Rationalisierung“ der modernen Gesellschaft und ein „stahlhartes Gehäuse“ der Verkehrung der Zweck-Mittel Verhältnisse.⁶ Marx sprach hingegen von der „entfremdeten“ Arbeit in der bürgerlichen Ökonomie und rekurrierte auf die Hegelsche Dialektik, um die realen sozio-ökonomischen Verhältnisse zu erklären.⁷ Er attestierte diesen aber eine Umwälzbarkeit und bot somit – im Gegensatz zu Weber – auch eine „Therapie“ der Verhältnisse im damaligen Kapitalismus an.⁸

Die konträren Erklärungsmuster beschränken sich nicht auf die rein inhaltlichen Ausführungen, sondern sind mitunter in den erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundpositionen selbst verankert, die unter anderem auf den oppositären Vorstellungen von dem beruhen, was für die beiden Soziologen Objektivität im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess eigentlich konstituierte.⁹ Folglich stand Weber sowohl bei methodologischen Fragen als auch bei historisch-theoretischen Ansätzen grundsätzlich in Opposition zum Marxismus.¹⁰ Zeitlich gesehen jedoch formulierte Marx seine Thesen einige Jahrzehnte vor Weber und das ambivalente Verhältnis in den Theorien der beiden Denker – die gemeinsame Ausgangslage und ihre unterschiedlichen Schlussfolgerungen sowie die daraus gezogenen Implikationen für die Gesellschaft – evoziert demnach die Frage nach dem Einfluss, den Marx auf Weber hatte, und inwieweit sich seine Theorien tatsächlich von jenen von Marx abgrenzten. Die zugrunde liegende Forschungsfrage dieser Arbeit lautet folglich: Inwieweit sind Max Webers Arbeiten explizit und implizit von den methodologischen Ansätzen und den historischen Theorien von Karl Marx beeinflusst? Vorab sei die These formuliert, dass sich in Webers Werken so-

2 Löwith, *Abhandlungen*, S. 3.

3 Karl Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), *MEW Karl Marx und Friedrich Engels Januar 1859–Februar 1860*, Bd. 13, Berlin 1968, S. 3–160, hier S. 9.

4 Max Weber, *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus*, hrsg. v. Klaus Lichtblau/Johannes Weiß, Wiesbaden 2016, S. 27–230.

5 Jürgen Kocka, *Karl Marx und Max Weber im Vergleich. Sozialwissenschaften zwischen Dogmatismus und Dezisionismus*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Geschichte der Ökonomie*, Köln 1973, S. 54–84, hier S. 56.

6 Weber, *Ethik*, S. 165–171.

7 Karl Marx, *Der Produktionsprozeß des Kapitals*, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), *MEW Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Erster Band*, Bd. 23, Berlin 1968, S. 47–802, hier S. 595–596.

8 Löwith, *Abhandlungen*, S. 7.

9 Ebd., S. 54.

10 Eric Hobsbawm, *Weber und Marx. Ein Kommentar*, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), *Max Weber, der Historiker (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 73)*, Göttingen 1986, S. 84–89, hier S. 84.

wohl auf methodologischer Ebene als auch bei inhaltlich-historischen Ansätzen marxistische Positionen und Momente erkennen lassen und dass, obwohl Weber grundsätzlich in Opposition zu Marx stand, dieser von dessen Schriften beeinflusst war.

2. Ansatz und der Historische Materialismus

Um diese These adäquat verfolgen zu können, ist es erforderlich, anhand von Primärquellen von Max Weber – hier in erster Linie des Werkes „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“¹¹ und des Aufsatzes „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“¹² – die inhaltlichen und methodologischen Konzepte auf Überschneidungen sowie Gemeinsamkeiten mit Marx’ Werk hin zu untersuchen. Dabei gilt es zu beachten, dass sich Weber selten explizit auf die Schriften von Marx berief und bei seinen rezeptiven Ansatzpunkten meist die reduktionistische zeitgenössische Interpretation der marxistischen Werke kritisierte, die aber selbst keine adäquate Wiedergabe der originalen marxistischen Positionen war.¹³ Diese mangelhaften und ungenauen Rezeptionen der Theorien von Karl Marx sind unter dem Begriff „Vulgärmarxismus“ zusammengefasst worden.¹⁴ Weiters formulierte Marx, zumindest aus methodologischer Sichtweise, keine vollständigen Positionen, sondern skizzierte lediglich einige Ansätze.¹⁵

Karl Marx’ analytische Bestrebungen stützen sich auf die von Hegel formulierte „dialektische Methode“. Während bei Hegel noch das Ideelle das Reale konstituierte und somit der Fortschritt des menschlichen Bewusstseins die gesellschaftlichen Verhältnisse determinierte und gleichermaßen den historischen Prozess vorantrieb, betonte Marx, es sei „umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle“¹⁶. Somit wurde bei ihm das Geistige, das er als „Überbau“ bezeichnete, zu einer Reproduktion der „Basis“, der realen und konkreten materiellen Verhältnisse. Er konstatierte, dass „[d]ie Produktionsweise des materiellen Lebens [...] den sozialen politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt [bedingt]“¹⁷. Jedoch verstand er den Überbau nicht als monokausal von der Basis bestimmt, sondern sprach stattdessen von einer „Korrespondenz“ und lässt damit dem geistigen Überbau gewisse Spielräume zur Selbstbestimmung oder gesteht diesem Einflussmöglichkeiten auf

11 Weber, Ethik, S. 27–230.

12 Max Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Max Weber (Hrsg.), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Johannes Winkelmann, Tübingen 1988, S. 146–214.

13 Einer der expliziten Ansatzpunkte findet sich bei der Klassenauffassung Webers. Diese Thematik ist teilweise von Mommsen untersucht worden und würde sich für weitere Arbeiten anbieten: Wolfgang Mommsen, Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, Frankfurt am Main 1974.

14 Eric Hobsbawm, Karl Marx’ Beitrag zur Geschichtsschreibung, in: Hans Michael Baumgartner/Jörn Rüsen (Hrsg.), Seminar. Geschichte und Theorie, Frankfurt am Main 1976, S. 139–161.

15 Kocka, Sozialwissenschaften, S. 55. Webers methodologische Ansätze sind in den „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“ zusammengetragen worden, bleiben aber – ähnlich wie bei Marx – in ihrer Ausarbeitung trotzdem nur fragmentarisch: Dirk Kaesler, Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung, Frankfurt am Main 2014, S. 235.

16 Karl Marx, Nachwort zur zweiten Auflage, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), MEW Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Erster Band, Bd. 23, Berlin 1968, S. 25–28, hier S. 27.

17 Marx, Kritik, S. 8–9.

die ökonomische Basis zu.¹⁸ Die Produktionsweise im Kontext einer gesellschaftlichen Formation¹⁹ setze sich dabei aus der Beziehung zwischen „Produktivkräften“ in der Basis und den durch diese mitkonstituierten „Produktionsverhältnisse“ zusammen, wobei die „materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, [...] den Eigentumsverhältnissen, [geraten]“²⁰. Dieser Widerspruch manifestiere sich im Klassenkampf und ende mit einer Revolution, der Zerrüttung der alten Klassenverhältnisse, die sich nun neu ordnen würden. Somit beginne ein neuer Klassenkonflikt. Die hier lediglich skizzenhaft dargelegten Erklärungen zum sozialen Wandel im Werk von Karl Marx lassen sich unter dem von Friedrich Engels geprägten Theoriebegriff des „Historischen Materialismus“ zusammenfassen.²¹ Wenn im folgenden Abschnitt Webers Arbeiten auf den Einfluss von Karl Marx untersucht werden, so wird in erster Linie auf diese Theorie oder eine ihrer Auslegungen Bezug genommen.

3. Max Webers Wissenschaftslehre in „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“²²

3.1 *Wirklichkeit und Erkenntnis bei Weber in Abgrenzung zu Marx*

Für Max Weber war die Suche nach der „Objektivität“ in sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis nur mittels der Herangehensweise eines partiellen Ansatzes möglich. Dies resultiert aus dem Wirklichkeitsverständnis von Weber, das Kocka als „heterogenes Kontinuum“²³ bezeichnet und das sich unter Anlehnung an Heinrich Rickert²⁴ (1863–1936) durch eine unüberschaubar große Anzahl an Kausal- und Wertbeziehungen manifestiert. Die Wirklichkeit, also die Matrix dieser Strukturen und Beziehungen, die für Weber wie ein „endlos[er] [...] Strom des unermeßlichen Geschehens“²⁵ anmutete, wirkt in seinem Gesamtbild zwar chaotisch, besteht aber aus kleinen, kausal strukturierten Elementen und ist somit zumindest – gleichzeitig aber auch ausschließ-

18 Heinz-Jürgen Niedenzu, *Materialistische Gesellschaftstheorie: Karl Marx*, in: Julius Morel/Eva Bauer/Tamas Meleghy u. a. (Hrsg.), *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*, Oldenburg 2007, S. 90–115, hier S. 100–102.

19 Die zeitgenössische Gesellschaft, die Marx zu analysieren bestrebt war, bezeichnete er als kapitalistisch-bürgerliche Gesellschaft, die sich aus Produktionsmittelbesitzern (Bourgeoisie) und freien Lohnarbeitern (Proletariat) zusammensetzte. In seiner Geschichtsauffassung gab es jedoch noch weitere vorhergehende Gesellschaftsformen, wie die antike Gesellschaft (Freie und Sklaven) oder die feudale Gesellschaft (Feudalherren und Leibeigene). Es sei angemerkt, dass er die vorhergehenden Gesellschaften gemäß seiner dialektischen Auffassung ebenfalls in zwei Klassengesellschaften teilte. Der Zyklus aus Klassenkampf und Revolution endet, nach Ansicht von Marx, mit der proletarischen Revolution und der Errichtung einer klassenlosen Gesellschaft, dem Kommunismus: Ebd., S. 98.

20 Marx, *Kritik*, S. 9.

21 Ralf Dahrendorf, *Karl Marx (1818–1883)*, in: Dirk Kaesler (Hrsg.), *Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Norbert Elias*, Bd. 1, München 1999, S. 62–63.

22 Der Aufsatz erschien erstmals bei der Übergabe des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ an Max Weber, Werner Sombart und Edgar Jaffé: *Weber, „Objektivität“*, S. 146.

23 Jürgen Kocka (*1941) ist Sozialhistoriker und beschäftigt sich unter anderem mit den methodologischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei Weber und Marx.

24 Heinrich Rickert (1863–1936) war deutscher Philosoph der Strömung des Neukantianismus und Vertreter der Wertphilosophie.

25 Weber, *„Objektivität“*, S. 184.

lich – partiell untersuchbar. Ausgehend von diesem Standpunkt entwickelte Max Weber ein heuristisches Instrument zur Systematisierung der zu untersuchenden empirischen Wirklichkeit, den „Idealtypus“²⁶. In diesem Sinne nimmt sich die forschende Person einem Teilbereich der Elemente innerhalb des heterogenen Kontinuums an, den sie für die Erklärung gewisser gesellschaftlicher oder kultureller Prozesse am relevantesten erachtet, und konstruiert einen diesen Elementen zurechenbaren erdachten idealen Verlauf. Der damit entwickelte Idealtypus ist somit aber per Konstruktion ein Gedankenbild und bietet keine substanzielle Einsicht in den „eigentlichen Sinn“ oder die objektive Wirklichkeit der Geschichte.²⁷

Marx' Verständnis der untersuchbaren Wirklichkeit positioniert sich konträr zu dem von Weber postulierten Ansatz. Während für Weber Objektivität nur partiell und auf der methodologischen Ebene erreichbar war, ging Marx von einer „historischen Totalität“ aus, die es zu untersuchen gilt und in der das „Ganze nirgends so zu finden ist wie in seinen Teilen“²⁸. Um dieses „Totale“ zu verstehen, müsse die reale Gesellschaft, das Konkrete, als Ausgangspunkt genommen werden, um von dort aus die einzelnen Elemente und Teile des Totalen zu untersuchen. Von den kleinen Elementen müsse abschließend wieder der Weg zurückverfolgt werden, um am Ende beim Ursprung, der Gesellschaft, anzukommen.²⁹ Weber und Marx vertraten in den erkenntnistheoretischen Konzeptionen den gleichen Ausgangspunkt, nämlich eine chaotische und nicht bestimmbare Realität. Gleichmaßen begaben sich beide auf die Suche nach dem Partiellen, den kleinen Elementen, die in sich strukturiert sind und Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden können. Während sich Weber aber der chaotischen Wirklichkeitsvorstellung ergab und an der Untersuchung der kleinen Strukturen festhielt, dachte Marx, die Reise zurück zum Ursprung, der realen Gesellschaft, offenbare eine nun nicht mehr undurchsichtige und chaotische Realität, sondern gegenteilig eine erkennbare und reiche Totalität.

3.2 *Marxistische Momente in Webers methodologischen Konzeptionen*

Die Konzeption des Idealtypus zeigt, dass für Weber historische Untersuchungen nur partiell und objektiv lediglich auf einer methodologischen Ebene durchführbar sind. Generell gültige Gesetze zur Erklärung geschichtlicher Prozesse gilt es strikt abzulehnen. Er kritisierte in diesem Zusammenhang „[d]ie sogenannte ‚materialistische Geschichtsauffassung‘ [die] als ‚Weltanschauung‘ oder als Generalnenner kausaler Erklärung der historischen Wirklichkeit [...] auf das Bestimmteste abzulehnen [ist]“³⁰. Und weiters:

„Wenn nach einer Periode grenzenloser Ueberschätzung heute beinahe die Gefahr besteht, daß sie [die materialistische Geschichtsauffassung] in ihrer

26 Kaesler, Werk, S. 242–247.

27 Ebd., S. 246.

28 Kocka, Sozialwissenschaften, S. 65.

29 Ebd., S. 64.

30 Weber, „Objektivität“, S. 166–167.

wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit unterwertet werde, so ist das die Folge der beispiellosen Unkritik mit welcher die ökonomische Deutung der Wirklichkeit als ‚universelle‘ Methode in dem Sinne einer Deduktion aller Kulturercheinungen – d.h. alles an ihnen für uns Wesentliche – als in letzter Instanz ökonomisch bedingt verwendet wurde.“³¹

Marx betonte – gegenteilig zu Webers Vorwürfen –, dass Wirklichkeit nur praxisbezogen und nur in Bezug zu ihrem historischen Kontext verstanden werden könne.³² Die von ihm formulierten Regeln des historischen Prozesses bleiben damit so lange ohne Sinn, bis sie mit einem „objektiv konstatierten Prozeßverlauf mit an historischen Subjekten gebundenen Handlungen [zusammengebracht werden können]“³³. Webers Kritikpunkt an der materialistischen Geschichtsauffassung als universelle Methode kann somit als Kritik an der vulgärmarxistischen Interpretation des Historischen Materialismus charakterisiert werden, die sich dem differenzierenden Anspruch bezüglich der historischen Realität im Historischen Materialismus nach Marx und Engels entledigt. Eine der schärfsten Äußerungen bezieht sich auf die Vorstellung der Vulgärmarxisten, die Gesellschaft – und mit ihr die Wirklichkeit – als Ganzes untersuchen zu können. Webers gegenläufiger partieller Ansatz führte zu seiner scharfen Kritik:

„Wenn etwas dieser Forschung bisher geschadet hat, so ist es die Vorstellung eifriger Dilettanten, daß sie für die Erkenntnis der Kultur etwas spezifisch Anderes und Erheblicheres leisten könnte, als die Erweiterung der Möglichkeit sicherer Zurechnung einzelner konkreter Kulturvorgänge der historischen Wirklichkeit zu konkreten historisch gegebenen Ursachen durch Gewinnung exakten, unter spezifischen Gesichtspunkten erhobenen Beobachtungsmaterials.“³⁴

Dieser erkenntnistheoretische Einwand, hier adressiert an den zu Webers Zeit vorherrschenden vulgärmarxistischen Forschungsstand, trifft in seinem Kern den wissenschaftstheoretischen Zugang von Marx, der glaubte, Erkenntnisfortschritt sei nur aus einer totalen Perspektive möglich. In diesem Sinne tut sich eine klare Diskrepanz in den Denkmustern von Weber und Marx auf. Während es für Weber keine Substanzeinsicht in die Geschichte als Totales gab, war für Marx eine Geschichte ohne Substanzeinsicht des Ganzen nicht möglich.³⁵

Inwieweit war Weber nun von Marx auf methodologischer Ebene beeinflusst? Webers Auseinandersetzung mit Marx äußerte sich in erster Linie durch implizite Kritik an der vulgärmarxistischen Rezeption des Historischen Materialismus. Ein Einfluss ist dahingehend bemerkbar, dass Weber diese Auffassung ablehnte. Die grundsätzliche Idee, dass ökonomische Verhältnisse eine deterministische Wirkung auf die Entwicklung einer Gesellschaft haben können, fand aber durchaus Platz in seinem Denken.

31 Weber, „Objektivität“, S. 168.

32 Niedenzu, Gesellschaftstheorie, S. 98–99.

33 Ebd., S. 103.

34 Weber, „Objektivität“, S. 168.

35 Kocka, Sozialwissenschaften, S. 60.

„Frei von dem veralteten Glauben, daß die Gesamtheit der Kulturercheinungen sich als Produkt oder als Funktion ‚materieller‘ Interessenkonstellationen deduzieren lasse, glauben wir unsrerseits doch, daß die Analyse der sozialen Erscheinungen und Kulturvorgänge unter dem speziellen Gesichtspunkt ihrer ökonomischen Bedingtheit und Tragweite ein wissenschaftliches Prinzip von schöpferischer Fruchtbarkeit war und, bei umsichtiger Anwendung und Freiheit von dogmatischer Befangenheit, auch in aller absehbarer Zeit noch bleiben wird.“³⁶

Im Kontext wissenschaftlicher Erkenntnis und gemäß Webers methodologischen Überzeugungen stellte der Historische Materialismus für ihn nicht mehr als eine idealtypische Herangehensweise neben vielen anderen gleichgestellten idealtypischen Hypothesen dar.³⁷

Die Annahme, dass Weber die vulgärmarxistische Version des Historischen Materialismus ablehnte, in der relativierten Form aber durchaus wissenschaftlichen Nutzen in seiner wissenschaftshistorischen Anwendung erkannte, verdichtet sich, wenn die Rezeption der Werke des Theologen und Kulturphilosophen Ernst Troeltsch (1865–1923) in Webers Arbeiten untersucht werden. Obwohl Ernst Troeltsch aufgrund seiner theologischen Bildung den marxistischen Theorien generell aversiv gegenüberstand, legt eine detaillierte Studie³⁸ über seine Arbeiten nahe, dass Troeltsch weniger den Historischen Materialismus ablehnte als diesen als heuristisches Instrument teilweise in seine eigenen Arbeiten übernahm. Während Max Weber den Historischen Materialismus als einen Idealtypus unter vielen behandelte, bediente sich Troeltsch der Sprache, um den Historischen Materialismus mit soziologischen Begriffen neu zu besetzen und den reziproken Charakter zwischen Überbau und Unterbau verstärkt in den Fokus zu stellen.³⁹ Gleichmaßen verurteilten Weber und Troeltsch die dogmatischen Züge des vulgärmarxistischen Historischen Materialismus und betonten zugleich die potenzielle erkenntnistheoretische Wirkungsmacht der, wie Troeltsch sie beschrieb, „wirtschaftsgeschichtlich orientierten Geschichtsforschung“⁴⁰. Die Tatsache, dass Troeltsch marxistische Argumentationslinien zu verfolgen scheint, kombiniert mit der expliziten Bezugnahme Max Webers auf Ernst Troeltsch in der zweiten Fassung der „protestanti-

36 Weber, „Objektivität“, S. 166.

37 Mommsen, Max, S. 151. Weber merkte dazu an: „Daher sei nur konstatiert, daß natürlich alle spezifisch-marxistischen ‚Gesetze‘ und Entwicklungsstrukturen – soweit sie theoretisch fehlerfrei sind – idealtypischen Charakter haben.“: Weber, „Objektivität“, S. 205.

38 Reinhard Ferdinand Nießner, Ernst Troeltsch und ‚der Geist von Karl Marx‘. Die Modifikation des Basis-Überbau-Theorems durch Ernst Troeltsch. Beibeobachtungen anhand von Troeltschs Reformationsauffassung, Augsburg 2017 (unveröffentlichtes Manuskript), Kopie im Besitz des Verfassers.

39 Nießner, Troeltsch, S. 117–123.

40 Ernst Troeltsch, [Rez.] Gottfried Traub: Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik (1904, 1905), zit. nach Nießner, Troeltsch, S. 11. Weiters heißt es: „Durch die präzisierende Bestimmung als ‚wirtschaftsgeschichtlich orientierte Geschichtsforschung‘ war es ihm [Troeltsch] möglich, die Methode für sich und die historisch arbeitende Kirchengeschichtsschreibung in Anspruch zu nehmen und sie gleichzeitig von negativen Konnotationen zu lösen.“: Nießner, Troeltsch, S. 11–12. Und: „Sowohl semantische Anleihen als auch erkennbare sachliche Übereinkunft mit der materialistischen Geschichtsauffassung sollten sich in den folgenden Jahren in den Texten von Troeltsch verdichten und sich auf die Fragestellung zur Verhältnisbestimmung von Basis und Überbau in der Genese der modernen Welt zuspitzen.“: Ebd., S. 12.

schen Ethik⁴¹, deutet somit darauf hin, dass Weber indirekt Elemente des Historischen Materialismus in sein Werk übernahm.⁴²

Zusätzlich ist der marxistische Einfluss dahingehend bemerkbar, dass Marx' Thesen Max Weber dazu provozierten, eine alternative Theorie zu formulieren, die einerseits mit seiner Vorstellung von dem, was wissenschaftlich in den Fragestellungen zu sozio-ökonomischen Transformationen überhaupt erforschbar war, übereinstimmte, und andererseits in Einklang mit seinen bürgerlichen und liberalen Idealen stand.⁴³

4. „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ im Kontext marxistischer Positionen

Zur gleichen Zeit, als Weber den Aufsatz über seine Auffassung zur Objektivität im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess schrieb, arbeitete er an dem Werk, mit dem sein Name bis heute assoziiert wird. In „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ analysierte Weber die Ursprünge des Kapitalismus und den Einfluss religiöser Ideen auf das ökonomische Verhalten der Menschen. Er schlussfolgerte in Widerspruch zu Marx, dass puritanische Ideen – also Produkte des Geistigen und Ideellen – entscheidend für die gesellschaftliche Durchdringung des Kapitalismus waren. Das fragmentarische Werk, das erst in einigen Aufsätzen erschien und gesammelt nach seinem Tod von Marianne Weber (1870–1954) publiziert wurde, wurde von Weber nie fertiggestellt, avancierte aber dennoch zu einem Klassiker der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zum Gegenstand umfangreicher Sekundärliteratur sowie Debatten gleichermaßen.⁴⁴

Max Weber untersuchte, anders als Marx, keine wirtschaftlichen Strukturen, sondern ging von dem Menschen und seinen Handlungen an die Untersuchung der Ursprünge des Kapitalismus heran. Wie bereits eingangs angedeutet, geht diesem Handeln das Bewusstsein voraus.⁴⁵ Der konkrete Ausgangspunkt Webers war die Beobachtung, dass im Kaiserreich seiner Zeit unter Unternehmern, besser qualifiziertem kaufmännischem Personal oder schlicht Kapitalbesitzern überproportional viele protestantisch Gläubige vertreten waren.⁴⁶ Er sah dieses Charakteristikum über verschiedene Länder und unabhängig der jeweiligen politischen Lage der Konfession hinweg und schlussfolgerte:

41 Weber, Ethik, S. 177, Anmerkung [1]: „Als auf eine, neben seinem reichen sonstigen Inhalt, auch für unser Problem höchst willkommene Ergänzung und Bestätigung sei auch hier nochmals kurz – statt öfteren Zitierens zu allen Einzelpunkten – auf das große Buch von E. Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen (Tübingen 1912) verwiesen“. Weiters in Anmerkung [145]: „Auf diese und überhaupt auf die soziologische Seite der Sache ist, seit dieser Aufsatz erschien, durch das schon oben zitierte Werk von E. Troeltsch [Soziallehren] [...] systematisch eingegangen worden.“: Weber, Ethik, S. 199.

42 Zu dem Einfluss von Troeltsch und Weber sowie dem „Eranos“ Kreis: Hubert Treiber, Der „Eranos“. Das Glanzstück im Heidelberger Mythenkranz?, in: Wolfgang Schluchter/Friedrich Willhelm Graf, Asketischer Protestantismus und der „Geist“ des modernen Kapitalismus, Tübingen 2005, S. 75–153, hier S. 127–128. Zu den marxistischen Momenten in Troeltschs Werk: Hans Bosse, Marx – Weber – Troeltsch. Religionssoziologie und marxistische Ideologiekritik, München 1970. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass sich die Forschung – zumindest jene hier angeführte – hauptsächlich dem Einfluss von Weber auf seine Kollegen widmet und die Ausführungen zu der umgekehrten Wirkung, also die der Kollegen auf Max Weber, mitunter etwas kurz ausfallen.

43 Mommsen, Max, S. 144.

44 Reinhard Benix, Max Weber – Das Werk. Darstellung Analyse Ergebnisse, New York 1960, S. 45.

45 Volker Kruse/Uwe Barlmeier, Max Weber. Eine Einführung, Konstanz-München 2012, S. 61.

46 Weber, Ethik, S. 29–30.

Sollte eine

„innere Verwandtschaft bestimmter Ausprägungen des alt-protestantischen Geistes und moderner kapitalistischer Kultur gefunden werden, so müssen wir wohl oder übel versuchen, sie nicht in dessen (angeblicher) mehr oder weniger materialistischer oder doch anti-asketischer ‚Weltfreude‘, sondern vielmehr in seinen rein religiösen Zügen suchen.“⁴⁷

Den Kern „moderner kapitalistischer Kultur“ suchte Weber mit dem „Geist“ des Kapitalismus zu erfassen, wobei er Anleihe bei Benjamin Franklin nahm, der eine Art Anleitung in Form der Verkündung ethischer Maxime gab, wie sich junge Kaufleute pflichtbewusst und mit Hinblick auf die Vergrößerung ihres Kapitals zu verhalten hätten.⁴⁸

Die Frage, die sich nun offenbart und die Weber mit Verweis auf die Reformation und die calvinistische Lehre beantwortete, ist, inwiefern die Eigenschaften des kapitalistischen Geistes mit der Lehre religiöser Ethiken zusammenhängen. Zwei Konzepte aus Calvins Lehren, die „asketische Lebensführung“ und die „Prädestinationslehre“, nehmen in Webers Arbeit eine zentrale Stellung ein. Zur Konstitution der asketischen Lebensführung bedienten sich die Calvinist*innen an dem Konzept der schon in Klöstern praktizierten außerweltlichen Askese und tradierten diese Werte auf ihr innerweltliches Lebensbild.⁴⁹ Für sie war „Zeitverlust durch Geselligkeit, ‚faules Gerede‘, Luxus, selbst durch mehr als der Gesundheit nötigen Schlaf – 6 bis höchstens 8 Stunden – [...] sittlich absolut verwerflich“⁵⁰. So fasste Weber diese Lebenseinstellung zusammen und erklärte die Motivation dieses Lebensentwurfes mit der in der calvinistischen Lehre verankerten Prädestinationslehre, die lediglich jene Menschen als potenziell von Gottes Gnaden auserwählt erachtet, die einen wirtschaftlichen Erfolg im Diesseits verbuchen können. Damit sei die Verbindung zwischen religiöser Motivation – in Form der Prämissen der Prädestinationslehre – und der realwirtschaftlichen Produktivität – durch die asketische Lebensführung in Verknüpfung mit dem kapitalistischen Geist – geschaffen.

Gegenläufig zum kapitalistischen Lebensstil führte Weber den Traditionalismus an, der als präkapitalistisches Phänomen dem Aufstieg des Kapitalismus widerständig entgegenstanden hätte. Für den traditionalistisch denkenden Menschen diente Arbeit rein dem existentiellen Erwerb von Geld und jegliche Auffassung von Arbeit, um „dereinst mit hohem materiellem Gewicht an Geld und Gut belastet ins Grab zu sinken“, lag diesem gänzlich fern.⁵¹ Im Laufe der Zeit, und mit diesem Befund endet Webers bekanntestes Werk, setzte sich nicht nur die kapitalistische Maxime gegen den Traditionalismus durch, sondern löste sich auch der kapitalistische Geist von den religiösen

47 Weber, Ethik, S. 37.

48 Franklin führte dabei Sätze an, die oft noch in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft geltungssüchtig verkündet werden. Unter anderem finden sich Formulierungen wie: „Bedenke, daß die Zeit Geld ist“, „Bedenke, daß Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist.“ oder „Der Schlag deines Hammers, den dein Gläubiger um 5 Uhr morgens oder 8 Uhr abends vernimmt, stellt ihn auf sechs Monate zufrieden [...]“: Benjamin Franklin, *Advice to young tradesmen* (1748), zit. nach Weber, Ethik, S. 39–41.

49 Kruse/Barrelmeyer, Einführung, S. 66.

50 Weber, Ethik, S. 144.

51 Ebd., S. 47.

Verknüpfungspunkten, verselbstständigte sich und funktionierte von da an ohne die Notwendigkeit einer protestantischen Ethik.⁵² Bei der kurzen Zusammenfassung dessen, was Weber selbst nur skizzenhaft und mitunter der Verwendung weitläufiger Exkurse in einigen wenigen Seiten erklärte, kristallisiert sich jedenfalls eine Parallele zu Marx heraus, die schon eingangs kurz angeschnitten wurde. Sowohl Weber als auch Marx waren bestrebt, das Wesen des Kapitalismus zu erfassen. Außerdem resultierten ihre Überlegungen in den fast gleichen Befunden, nämlich dass die moderne kapitalistische Wirtschaftsordnung inhumane und anti-traditionalistische Sozialstrukturen hervorbrachte.⁵³

4.1 *Gewinnbestreben und Arbeit*

Eines der zentralen Themen bei Weber und Marx sind die Ausführungen rund um Arbeit innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Hier lässt sich eine gemeinsame theoretische Grundstruktur erkennen. So konstatierte Weber, dass mit der kapitalistischen Transformation die für die Arbeiter*innen bis dato eigentlich traditionelle, zentrale und naturgegebene Frage, wie mit maximalem Komfort und minimalem Aufwand ein möglichst großer Lohn eingestrichen werden könne, „sich löst und [die Person] die Arbeit so betreibt, als ob sie absoluter Selbstzweck – ‚Beruf‘ – wäre“⁵⁴. Gesehen werden könne es beispielsweise bei Frauen aus pietistischen Regionen, denn dort sei „[der] Boden für jene Auffassung der Arbeit als Selbstzweck, als ‚Beruf‘, wie sie der Kapitalismus fordert, [...] am günstigsten, die Chance, den traditionalistischen Schlendrian zu überwinden, infolge der religiösen Erziehung am größten“⁵⁵.

Marx bediente sich dem Ausdruck der „Entfremdung“, um die Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft zu charakterisieren. Ähnlich wie Weber fragte Marx nach dem Zweck von Arbeit, wobei er den Produktionsprozess als eine Vergegenständlichung menschlicher Tätigkeit auffasste. Im Kapitalismus entfremde sich die Arbeit. Die Arbeitsteilung, eine Folge der ökonomischen Rationalisierung, auf die im nächsten Kapitel eingegangen wird, führte dazu, dass die Arbeiter*innen nur einen kleinen Teil eines Produktes herstellten, welches dann in das Privateigentum anderer Besitzer*innen übergang, womit der Zweck der Arbeit für die Arbeiter*innen verloren gegangen sei. Für Marx war Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft nur noch Mittel zum Zweck.⁵⁶

Diese zwei Erklärungen tragen das gemeinsame Element der Verkehrung des Zweckes der Arbeit in sich und sind in gewisser Weise komplementär interpretierbar. Weber beschrieb die ursprünglichen Elemente der Arbeit im Kapitalismus mit der puritanischen Ethik, der asketischen Lebensführung und der daraus resultierenden Verkehrung des traditionalistischen Zwecks der Arbeit. Marx konstatierte, dass, sobald das kapitalistische System die Gesellschaft durchdrungen hatte und die ökonomische Produktion auf industrialisierte Arbeitsteilung umgestellt wurde, den Arbeiter*innen gar keine

52 Kruse/Barrelmeyer, Einführung, S. 67.

53 Mommsen, Max, S. 153.

54 Weber, Ethik, S. 48.

55 Ebd., S. 49.

56 Niedenzu, Gesellschaftstheorie, S. 97.

Wahl mehr blieb, als sich der Verkehrung des Zweck-Mittel Verhältnisses zu beugen. Während Marx Weber wohl widersprochen hätte, dass die Ursprünge dieser Bedingungen der Arbeiterschaft einer kapitalistischen Gesellschaft in der religiösen Sphäre zu finden seien, pflichtete Weber Marx bei, wenn dieser auf einer strukturellen Ebene vor den gesellschaftlichen Zwängen und den allumfassenden Imperativen eines modernen industriellen Kapitalismus warnte.⁵⁷ „Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, wir müssen es sein“ konstatierte Weber, denn sobald der Kapitalismus alle gesellschaftlichen Schichten durchdrungen habe, brauche er keine religiöse Ethik oder puritanische Lebensführung mehr, um zu bestehen, sondern zwingt seine Bedingungen wie ein „stahlhartes Gehäuse“ allen Menschen auf, die „in dies Triebwerk hineingeboren werden“.⁵⁸

4.2 *Rationalisierungsprozesse*

Max Webers Konzept des Rationalismus manifestiert sich in seinen soziologischen Untersuchungen als das übergeordnete Schema, in dem letztlich auch der Kapitalismus subsumiert wird. Er arbeitete die Idee des Rationalismus vollständig erst nach den Aufsätzen über „Objektivität“ und die „protestantischen Ethik“ aus, aber bereits im letztgenannten Werk nimmt der Begriff, wenigstens in der späten Fassung von 1920, eine zentrale Stelle ein. Der Ausgangspunkt, die Rationalisierungstendenzen in sämtlichen Bereichen der okzidentalen Gesellschaft dient in Webers theoretischen Konzeptionen als Ursprung einer Vielzahl von weiterführenden Analysen.⁵⁹ Im Sinne dieser Arbeit gilt es zwei Positionen hervorzuheben.

Erstens steht Webers Interpretation des Rationalismus in Konflikt mit den im ersten Teil der Arbeit herausgestellten Bedingungen des Idealtypus. So ist das Postulat der Partialerkenntnis nicht mit der These eines allumfassenden, universellen Rationalismus in Einklang zu bringen und Löwith kritisiert dahingehend:

„Faktisch kennt Webers eigene Untersuchung sehr wohl ein Ganzes, demgegenüber die Zurechnungsfrage hinfällig wird, nämlich das gebietsmäßig unableitbare und auch unzurechenbare Ganze der menschengeschichtlichen Tendenz zur Rationalisierung überhaupt.“⁶⁰

Zweitens forciert dieser Befund eine vergleichende Gegenüberstellung zu Marx. Weber verband den Rationalismus mit verschiedenen sozialen Phänomenen, wie der ökonomischen Rationalisierung im Zuge der Industrialisierung, einer methodischen Lebensführung oder einer ständig fortschreitenden Bürokratisierung.⁶¹ In diesem Sinne kritisierte er Marx, da die von ihm befürchtete Entfremdung nicht dem Kapitalismus zugeschrieben werden könne, sondern eine Folge der Intensivierung von bürokrati-

57 Mommsen, Max, S. 152–153.

58 Weber, Ethik, S. 171.

59 Kaesler, Werk, S. 232–234.

60 Löwith, Abhandlungen, S. 63.

61 Kaesler, Werk, S. 233.

schen Herrschaftsstrukturen sei, die selbst eine Konsequenz der Rationalisierungsprozesse wären.⁶²

Weber grenzt sich dahingehend recht eindeutig von Marx ab, dass er einerseits die Ursprünge des Kapitalismus in religiösen Motiven suchte und andererseits die ihm bewusste dogmatische und monokausale Version des Historischen Materialismus ablehnte. Die Argumentationsstruktur des von ihm postulierten Rationalismus gleicht in ihrem Kern jedoch derjenigen des von Marx hervorgebrachten Historischen Materialismus. Webers inhärenter Widerspruch, der Versuch die historisch-gesellschaftliche Entwicklung auf nur ein grundlegendes Konzept zu deduzieren, deutet somit auf eine marxistische Position in seinen theoretischen Konzeptionen hin. Während Marx für die Erklärung gesellschaftlicher Phänomene auf die ökonomische Basis rekurrierte, sah Weber im allumfassenden Rationalismus den Zündstoff für die strukturellen Umwälzungen in allen sozialen Bereichen des 19. und 20. Jahrhunderts.

5. Fazit

Max Webers Werk ist zu vielschichtig und tiefgreifend, als dass es rein aus einer antagonistischen Position zu Marx heraus interpretiert werden müsste oder dürfte. Die hier angestellten Untersuchungen, den Einfluss von Marx auf Weber herauszustellen, zeigten aber, dass nicht in allen Positionen ein substantiell tiefgreifender Antagonismus zwischen den beiden Denkern vorherrschte und in den hier analysierten Werken Max Webers einige marxistische Momente feststellbar sind. Einerseits gestand Weber Marx' Theorien explizit eine beträchtliche Erklärungsmacht zur historisch-gesellschaftlichen Entwicklung zu, auch wenn er dogmatische Charakterzüge des Historischen Materialismus entschieden ablehnte. Andererseits deuten Teile von Webers Argumenten und Theorien, wie die Warnung vor den strukturellen und inhumanen Folgen einer kapitalistischen Gesellschaft oder die Deduktion der gesellschaftlichen Entwicklung auf ein übergreifendes Phänomen, durchaus auf einen impliziten marxistischen Einfluss hin. So hinterlässt das Studium der hier untersuchten Werke im Kontext marxistischer Positionen den Eindruck, dass Weber nicht darum herumkam, Marx' Positionen einen Tribut zu zollen und einige der Argumentationslinien, wie sie im Historischen Materialismus beschrieben werden, zumindest teilweise in sein Werk zu überführen.

6. Quellen

Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), MEW Karl Marx und Friedrich Engels Januar 1859–Februar 1860, Bd. 13, Berlin 1968.

Dass. (Hrsg.), MEW Karl Marx und Friedrich Engels Januar 1859–Februar 1860, Bd. 39, Berlin 1968.

Dass. (Hrsg.), MEW Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Erster Band, Bd. 23, Berlin 1968.

62 Mommsen, Marx, S. 156.

Marx, Karl, Zur Kritik der politischen Ökonomie, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), MEW Karl Marx und Friedrich Engels Januar 1859–Februar 1860, Bd. 13, Berlin 1968, S. 3–160.

Ders., Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), MEW Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Erster Band, Bd. 23, Berlin 1968, S. 47–802.

Ders., Nachwort zur zweiten Auflage, in: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), MEW Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Erster Band, Bd. 23, Berlin 1968, S. 25–28.

Weber, Max, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1988.

Ders., Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), in: Max Weber (Hrsg.), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 146–214.

Ders., Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus, hrsg. v. Klaus Lichtblau/Johannes Weiß, Wiesbaden 2016².

7. Literatur

Barrelmeyer, Uwe/Kruse, Volker, Max Weber. Eine Einführung, Konstanz-München 2012.

Baumgartner, Hans Michael/Rüsen, Jörn (Hrsg.), Seminar. Geschichte und Theorie, Frankfurt am Main 1976.

Benix, Reinhard, Max Weber – Das Werk. Darstellung Analyse Ergebnisse, New York 1960.

Bosse, Hans, Marx – Weber – Troeltsch. Religionssoziologie und marxistische Ideologiekritik, München 1970.

Dahrendorf, Ralf, Karl Marx (1818–1883), in: Dirk Kaesler (Hrsg.), Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Norbert Elias, Bd. 1, München 1999, S. 58–73.

Hobsbawm, Eric, Karl Marx' Beitrag zur Geschichtsschreibung, in: Hans Michael Baumgartner/Jörn Rüsen (Hrsg.), Seminar. Geschichte und Theorie, Frankfurt am Main 1976, S. 139–161.

Ders., Weber und Marx. Ein Kommentar, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), Max Weber, der Historiker (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 73), Göttingen 1986, S. 84–89.

Kaesler, Dirk (Hrsg.), Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Norbert Elias, Bd. 1, München 1999.

Ders., Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung, Frankfurt am Main 2014.

Kocka, Jürgen (Hrsg.), *Max Weber, der Historiker* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 73), Göttingen 1986.

Löwith, Karl, *Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz*, Stuttgart 1960.

Ders., *Max Weber und Karl Marx*, in: Karl Löwith (Hrsg.), *Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz*, Stuttgart 1960, S. 1–67.

Mommsen, Wolfgang, *Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte*, Frankfurt am Main 1974.

Morel, Julius/Bauer, Eva/Meleghy, Tamas u. a. (Hrsg.), *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*, Oldenburg 2007.

Niedenzu, Heinz-Jürgen, *Materialistische Gesellschaftstheorie: Karl Marx*, in: Julius Morel/Eva Bauer/Tamas Meleghy u. a. (Hrsg.), *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*, Oldenburg 2007, S. 90–115.

Nießner, Reinhard Ferdinand, *Ernst Troeltsch und „der Geist von Karl Marx“*. Die Modifikation des Basis-Überbau-Theorems als geschichtswissenschaftliche Methode durch Ernst Troeltsch. *Beibeobachtungen anhand von Troeltschs Reformationsauffassung*, Augsburg 2017 (unveröffentlichtes Manuskript), Kopie im Besitz des Verfassers.

Treiber, Hubert, *Der „Eranos“*. Das Glanzstück im Heidelberger Mythenkranz? in: Wolfgang Schluchter/Friedrich Wilhelm Graf, *Asketischer Protestantismus und der „Geist“ des modernen Kapitalismus*, Tübingen 2005, S. 15–75.

Marcus Dietrich ist Student der Geschichte und der Internationalen Wirtschaftswissenschaften an der Universität Innsbruck. Marcus.Dietrich@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Marcus Dietrich, *Max Weber und der Geist des Marxismus? Der „Historische Materialismus“ in Webers Werk*, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 57–70, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Verspieltes Kapital? Der gesellschaftliche Rollenwandel des Samuraistandes im Zuge der Meiji-Restauration

Maximilian Gröber

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: assoz. Prof. Dr. Elena Taddei

eingereicht im: SoSe 2020

Rubrik: Bachelor-Arbeit

Abstract

The change in the social role of the Samurai ranks during the Meiji Restoration

The creation of the nation state and its influence on the respective societies characterized the 19th century – not only in Europe. As a result of the Meiji Restoration, which initiated the formation of modern Japan in the 1860s, feudalism came to an end. By using Pierre Bourdieu's theory of capital and class distinction, the goal of this study is to illuminate and evaluate the social status of the former warrior nobility, the samurai, under these changed circumstances.

1. Einleitung

„Kurz, man hüte sich, zu notwendigen und intrinsischen Merkmalen irgendeiner sozialen Gruppe (Adel, Samurais, aber auch Arbeiter oder Angestellte) zu erklären, was in Wirklichkeit Merkmale sind, die ihr zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgrund ihrer Position in einem bestimmten sozialen Raum und bei einem bestimmten Stand des Angebots an möglichen Praktiken und Gütern zukommen.“¹

1 Pierre Bourdieu, Sozialer Raum, symbolischer Raum (1989), in: Susanne Hauser/Christa Kamleithner/Roland Meyer (Hrsg.), Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften, Bd. 1, Bielefeld 2011, S. 304–313, hier S. 306.

Gerade die Gruppe der Samurai, auf welche Bourdieu in diesem Zitat am Rande eingeht, erfuhr mit dem Ende der ständischen Ordnung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen einschneidenden Wandel ihrer Rolle innerhalb der japanischen Gesellschaft. Oberflächlich betrachtet scheint die ruckartige Auflösung eines Feudal-systems, wie sie sich in Japan Ende der 1860er-Jahre zutrug, den Adel – in diesem Falle die Samurai – zwangsläufig in eine sozial schlechtere Position zu zwingen. Der mehrheitlich geringfügige Widerstand der Kriegeraristokratie gegen diese Umbrüche deutet allerdings auf andere Entwicklungen hin.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es daher, durch die genauere Beleuchtung dieser Prozesse die soziale Platzierung der Mitglieder des Samuraistandes² im modernen japanischen Nationalstaat nachvollziehen zu können. Methodisch sollen dabei die Theorien Pierre Bourdieus auf das Beispiel der Samurai angewandt werden, um deren ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital – also ihre „wirklichen Merkmale“ – zu identifizieren. Die Untersuchung folgt dabei der Annahme, dass es zu keinen gravierenden Verlusten im Bereich dieser Kapitalarten kam und der Stand der Samurai demnach keinem sozialen Abstieg ausgesetzt war.

Zur Einführung werden die soziologischen Überlegungen Bourdieus kurz dargelegt und in einem nächsten Schritt die japanische Gesellschaft der frühen Neuzeit samt ihrer zentralen Akteur*innen skizziert. Besonderen Raum nimmt dabei die Beschreibung des Samuraistandes ein. Die Ereignisse der sogenannten Meiji-Restauration, welche zum Ende des Feudalismus in Japan und zur Herrschaftsübernahme des Kaisers führten, stehen im darauffolgenden Abschnitt im Zentrum. Abschließend wird die gesellschaftliche Stellung des ehemaligen Kriegeradels unter diesen veränderten Bedingungen beleuchtet und bewertet.

Betreffend der für diese Arbeit herangezogenen Literatur ist zu sagen, dass es im deutschen Sprachraum eine rege Auseinandersetzung mit der japanischen Geschichte gibt. Als grundlegende Standardwerke wären hier vor allem die Monografien von Reinhard Zöllner³ sowie Gerhard Krebs⁴ zu nennen. Mit dem von Josef Kreiner herausgegebenen Sammelwerk⁵ findet sich außerdem eine sehr aktuelle und prägnante Zusammenfassung der gesamten Geschichte Japans. Zur Behandlung der aufgeworfenen Fragestellungen bezüglich der sozialen Stellung der Samurai und ihrer Kapitalarten bildet vor allem der ausführliche Aufsatz von Wolfgang Schwentker, in welchem er die bedeutendsten Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte nochmals

-
- 2 Wenn im Folgenden von den Privilegien des Samuraistandes die Rede ist, bezieht sich dies ausschließlich auf dessen männliche Vertreter. Hierfür sind vor allem zwei Gründe verantwortlich: Zum einen ergeben sich aus den vorherrschenden Geschlechtervorstellungen einer gewissen Zeit verschiedene Rollenzuschreibungen, welche sich natürlich auch in einer Privilegiendiskrepanz der männlichen und weiblichen Angehörigen der Samuraifamilien zeigen. Demselben Stand zuzugehören bedingte also nicht automatisch den Zugang zu denselben Vorrechten. Zweitens schlug sich dieser Umstand auch in der, für diese Arbeit zur Verfügung stehenden, Literatur nieder, die bei der Schilderung der Samurai-Privilegien auf einen männlichen Bezugspunkt verweist.
 - 3 Reinhard Zöllner, *Geschichte Japans. Von 1800 bis zur Gegenwart*, Paderborn 2006.
 - 4 Gerhard Krebs, *Das moderne Japan 1868–1952. Von der Meiji-Restauration bis zum Friedensvertrag von San Francisco (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 36)*, München 2009.
 - 5 Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶.

zusammenfasst,⁶ eine grundlegende Stütze der Arbeit. Weitere seiner Publikationen zum Samuraistand, die ebenfalls herangezogen wurden,⁷ zeichnen ihn wohl als dessen besten Kenner im deutschsprachigen Raum aus. Ergänzend zu den Ausführungen Schwentkers wurden zur Erläuterung spezifischer Aspekte, wie etwa dem Bildungsstand der Samurai oder ihrer Rolle in der Administration, weitere Studien herangezogen. Besonders erwähnt sei hier der Aufsatz von Douglas R. Howland.⁸

2. Soziologische Grundlagen auf Basis der Werke Pierre Bourdieus

Um die Stellung der Samurai in der japanischen Gesellschaft beschreiben zu können, wird im Folgenden auf das Gedankengut des französischen Soziologen Pierre Bourdieu zurückgegriffen, das dieser in seinen Werken „Die verborgenen Mechanismen der Macht“⁹ und „Praktische Vernunft“¹⁰ darlegt.

Dabei stellt Bourdieu zunächst klar, dass die Strukturen der gesellschaftlichen Welt durch verschiedene Formen von Kapital bestimmt werden. Den Begriff Kapital selbst definiert er dabei als „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Material oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“¹¹. Im Gegensatz zu dem in der Ökonomie verwendeten Kapitalbegriff beschränkt sich Bourdieus Definition nicht nur auf den profitorientierten Warenaustausch, sondern möchte alle Varianten des sozialen, nicht-ökonomischen Austausches miteinbeziehen.¹² Insgesamt unterscheidet er zwischen drei grundlegenden Kapitalformen: dem ökonomischen, dem kulturellen und dem sozialen Kapital. Im Hinblick auf die soziale Funktion der unterschiedlichen Kapitalarten verwendet Bourdieu auch den Begriff des symbolischen Kapitals.¹³ Die Akkumulation respektive das Verhältnis zwischen diesen Kapitalformen, die auch ineinander umgewandelt werden können, bestimmen die Position von Individuen oder bestimmten Gruppen im sozialen Raum.

2.1 Sozialer Raum und Feldtheorie

Sowohl Individuen als auch Gruppen konstituieren sich durch ihre (kapitalbedingten) Unterschiede und nehmen nach Bourdieu dadurch „relative Positionen in einem [unsichtbaren] Raum von Relationen“¹⁴ ein. Er distanziert sich mit dieser Aussage von

6 Wolfgang Schwentker, Die Samurai im Zeitalter der Meiji-Restauration. Elitenwandel und Modernisierung in Japan, 1830–1890, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), Heft 1, S. 33–70.

7 Wolfgang Schwentker, Diener und Herrscher. Die japanische Geschichte im Spiegel der Samurai, in: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hrsg.), *Samurai. Begleitbuch zur Ausstellung „Samurai“ im Historischen Museum der Pfalz Speyer, Ostfildern 2008*, S. 15–29; Wolfgang Schwentker, Samurai und Soldaten. Zum Wandel des Militärs im Japan der Restaurationszeit, 1853–1895, in: Thomas Kolnberger (Hrsg.), *Krieg und Akkulturation (Expansion–Interaktion–Akkulturation 5)*, Wien 2004, S. 130–152.

8 Douglas R. Howland, Samurai Status, Class, and Bureaucracy. A Historiographical Essay, in: *The Journal of Asian Studies* 60 (2001), Heft 2, S. 353–380.

9 Pierre Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen der Macht (Schriften zu Politik & Kultur 1)*, Hamburg 1992.

10 Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998.

11 Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen*, S. 49.

12 Ebd., S. 49–50.

13 Oliver Dimbath, *Einführung in die Soziologie*, o. O. 2016³, S. 298.

14 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 48.

geschichtsphilosophischen Deutungen, wie dem marxistischen Kampf zwischen statischen Klassen und hebt stattdessen die Relativität von sozialen Positionen oder Praktiken hervor.¹⁵

Zur Veranschaulichung greift Bourdieu auf historische Beispiele, wie den Boxsport, zurück. Dieser war gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch ein beliebter Aristokraten-sport in Frankreich, wurde allerdings von den Adeligen aufgegeben, als er von anderen Bevölkerungsschichten – hauptsächlich dem Bürgertum – nach und nach übernommen wurde.¹⁶ Während die bürgerlichen Schichten also versuchten sich dem Adel durch die Übernahme seiner Praktiken anzunähern, in der Hoffnung damit den sozialen Unterschied zwischen den Gruppen zu verringern, distanzieren sich die Aristokrat*innen zugleich davon, um die bestehende Standesdifferenz aufrecht erhalten zu können. Bourdieu stellt fest, dass sich die Distinktionsmerkmale sozialer Gruppen je nach Zeitraum sowie dem Angebot an Gütern und Praktiken definieren. „Vorgefertigte“ Klassen mit bestimmten Merkmalen sind laut Bourdieu daher keine festen Größen in der Geschichte. Wie aber schon das Boxsport-Beispiel zeigt, bleibt der Kern der Klassen-Idee die angestrebte soziale Differenzierung von Individuen oder Gruppen zu erhalten. Auf diesen Ausführungen aufbauend schlägt Bourdieu vor, weniger von Klassen an sich, sondern vielmehr von sozialen Räumen zu sprechen, in denen sich Klassen abgrenzen lassen.¹⁷

Wenn Gesellschaften nun als soziale Räume – also als Strukturen von Unterschieden – wahrgenommen werden, ist es notwendig, die objektiven Prinzipien, welche hinter der Konstruktion von sozialen Unterschieden stehen, zu identifizieren. Für Bourdieu ist jenes zentrale Prinzip die Distributionsstruktur der bereits erwähnten Kapitalsorten.¹⁸ Der soziale Raum wird in der Terminologie Bourdieus damit zu einem großen „Feld“ (im Sinne eines Kraft- oder auch Kampffeldes)¹⁹, das wiederum mehrere „soziale Felder“²⁰ beinhaltet. Um das jeweilige soziale Feld zu beherrschen, versuchen die agierenden Akteur*innen sich innerhalb des Feldes zu profilieren und ihre Verschiedenheit zu anderen Akteur*innen hervorzuheben. Hierbei kommen zwei Möglichkeiten in Frage: Entweder durch die Anhäufung von Kapital oder indem die Regeln des Kapitalbedarfs geändert werden. Insgesamt bieten diese Überlegungen Bourdieus die Grundlage, ökonomische wie kulturelle Konflikte in den unterschiedlichen Feldern des sozialen Raumes beschreiben zu können.²¹ Für diesen Schritt müssen allerdings erst die bereits angesprochenen Kapitalsorten genauer erläutert werden.

15 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 48.

16 Ebd., S. 17.

17 Ebd., S. 48–49.

18 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 49.

19 Ebd.

20 Bourdieu untersuchte unter anderem das künstlerische, literarische, wissenschaftliche und religiöse Feld: Pierre Bourdieu/Loïc Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996, S. 124.

21 Dimbath, *Einführung*, S. 294–297.

2.2 Kapitalformen bei Bourdieu

Bourdieu nennt das ökonomische, kulturelle, sowie soziale Kapital als die drei grundlegenden Kapitalarten. Ersteres ist mitunter selbsterklärend: Unter dem ökonomischen Kapital fasst Bourdieu all das zusammen, was sich unmittelbar in Geld konvertieren lässt, womit meist Eigentum gemeint ist.²² Zur Beschreibung der Funktionsweisen von sozialen Räumen, die sich nicht nur aus der ökonomischen Potenz ihrer Akteure heraus erklären lassen, führt er weitere Kapitalbegriffe ein.

2.2.1 Kulturelles Kapital

Auch hier unterscheidet Bourdieu wiederum zwischen drei Formen: Zum Ersten kann das kulturelle Kapital in einem körpergebundenen, inkorporierten Zustand existieren. Zentral ist hierbei der Erwerb von Bildung, die für Bourdieu die „Akkumulation von Kultur in inkorporiertem Zustand“²³ darstellt. Ihrer Aneignung geht ein Verinnerlichungsprozess in Form von Unterrichts- oder Lernzeit voraus, die persönlich investiert werden muss und sich nicht durch fremde Personen vollziehen lassen kann. Damit in Verbindung steht auch die familiäre (Primär-)Erziehung, die diesen Bildungsprozessen vorausgeht und sich positiv oder negativ auf den Erwerb von kulturellem Kapital, beispielsweise in der Schule, auswirken kann. Im Unterschied zu den anderen Kapitalarten, die sich in Geld (ökonomisches Kapital) oder Adelstiteln (soziales Kapital) manifestieren, kann das inkorporierte kulturelle Kapital weder durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch kurzfristig weitergegeben werden.²⁴ Da die Aneignung von kulturellem Kapital aber eine gewisse Zeit erfordert, darf das vorhandene ökonomische Kapital bei dessen Erwerb nicht ganz außer Acht gelassen werden: Ein Individuum kann die Zeitspanne für die Akkumulation von kulturellem Kapital nämlich nur so lange ausdehnen, wie ihm seine Familie eine von ökonomischen Zwängen befreite Zeit garantieren kann.²⁵

Als zweite Form nennt Bourdieu das „objektivierte Kulturkapital“, welches im Gegensatz zum inkorporierten materiell übertragbar ist. Schriften, Gemälde, Denkmäler, Instrumente oder auch Maschinen können dabei als Träger fungieren. Einzelne Personen müssen allerdings über bestimmte kulturelle Fähigkeiten – also inkorporiertes kulturelles Kapital – verfügen, um das objektivierte Kulturkapital für sich nutzbar zu machen. Dies stellt die Voraussetzung dar, um den Genuss eines Gemäldes oder den Gebrauch einer Maschine überhaupt erst möglich zu machen. Insgesamt kann objektiviertes Kulturkapital zwar mit ökonomischem Kapital erworben werden, verlangt für seine Nutzbarmachung aber nach Personen mit inkorporiertem Kulturkapital.²⁶

Zuletzt zählt Bourdieu noch das „institutionalisierte Kulturkapital“ in Form von schulischen oder akademischen Titeln auf. Diese dienen ihren Träger*innen als Nachweis ihres kulturellen Kapitals – unabhängig davon, ob sie dieses tatsächlich zu einem ge-

22 Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen*, S. 52.

23 Ebd., S. 55.

24 Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen*, S. 55–56.

25 Ebd., S. 58–59.

26 Ebd., S. 59.

gebenen Zeitpunkt besitzen. Diese institutionelle Anerkennung von Kulturkapital hebt sie von Autodidakten, welche sich stets beweisen müssen, ab.²⁷

2.2.2 Soziales Kapital

Als „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“²⁸, fasst Pierre Bourdieu das „soziale Kapital“ zusammen. Das Gesamtkapital der einzelnen Gruppenmitglieder dient dabei allen gemeinsam als Sicherheit. Praktische Grundlagen von Sozialkapital-Beziehungen sind einerseits materielle oder symbolische Tauschbeziehungen sowie andererseits gesellschaftliche Institutionalierungsakte, die beispielsweise mit der Übernahme eines Namens, der die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie oder Klasse ausdrückt, erfolgen können. Der Umfang des sozialen Kapitals von einzelnen Akteur*innen hängt wiederum von der tatsächlichen Ausdehnung ihres Beziehungsnetzwerks und dem verfügbaren (ökonomischen oder kulturellen) Kapital seiner Partner*innen innerhalb dieses Netzwerks ab.²⁹

Dass solche Beziehungsnetzwerke überhaupt existieren, führt Bourdieu nicht auf irgendwelche Gegebenheiten, die durch einen ursprünglichen Institutionalierungsakt geschaffen wurden, zurück,³⁰ sondern geht vielmehr von einer fortlaufenden Institutionalierungsarbeit aus. Diese ist notwendig, um dauerhafte, nützliche Beziehungen zu produzieren oder aufrecht zu erhalten. Beziehungsnetze sind also Produkte individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, deren Ziel die Schaffung und Erhaltung von nützlichen Sozialbeziehungen ist. Verpflichtungen, die sich aus diesen Beziehungen ergeben, können auf subjektiven Gefühlen wie Anerkennung, Freundschaft oder Respekt beruhen, oder auch auf institutionellen Garantien (Rechtsansprüchen) basieren.³¹

Das gesamte soziale Kapital einer Gruppe wird nach Bourdieu durch „Delegationen“, welche im Namen der jeweiligen Gruppe handeln, vertreten. Als Beispiel für familiäre Gruppen wäre hier das Familienoberhaupt zu nennen. Ihnen fällt des Weiteren die Aufgabe zu, die Gruppenehre zu bewahren, indem äußere Feinde abgewehrt und Gruppenmitglieder, welche Verfehlungen begangen haben, zurechtgewiesen werden.³²

2.3 *Das Feld der Macht*

Als Letztes sei noch der Terminus des „Feldes der Macht“ erwähnt, welcher in gewisser Weise alle bisherigen Ausführungen nochmals zusammenfasst und als Ausgangspunkt des folgenden Kapitels dienen soll. Das Feld der Macht, welches nicht mit dem politischen Feld zu verwechseln ist, hebt sich von den bisher beschriebenen Feldern wesentlich ab:

27 Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen*, S. 61–62.

28 Ebd., S. 63.

29 Ebd., S. 64.

30 Wie etwa die genealogische Definition von Verwandtschaftsbeziehungen im Falle der Familie: Ebd., S. 65.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 67–68.

„Es ist der Raum der Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Kapitalsorten oder, genauer gesagt, zwischen Akteuren, die in ausreichendem Maße mit einer der verschiedenen Kapitalsorten versehen sind, um gegebenenfalls das entsprechende Feld beherrschen zu können, und deren Kämpfe immer dann an Intensität zunehmen, wenn der relative Wert der verschiedenen Kapitalsorten [...] ins Wanken gerät; [...]“³³

Entscheidender Faktor ist laut Bourdieu also der Erhalt beziehungsweise die Veränderung des „Wechselkurses“ zwischen den verschiedenen Kapitalsorten, der mit der Macht über bürokratische Instanzen einhergeht. Beispielsweise können so administrative Maßnahmen gesetzt werden, um auf die Seltenheit von Bildungstiteln, welche den Zugang zu herrschenden Positionen eröffnen, einzuwirken.³⁴ Das mit ihnen verbundene institutionalisierte kulturelle Kapital würde an Wert gewinnen oder verlieren und bestimmte Personengruppen dadurch profilieren. Inwiefern dies auf das soziale Kapital des Samuraistandes zutrifft, dessen Wechselkurs sich mit der Einführung des modernen japanischen Verfassungsstaates wesentlich veränderte, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

3. Japan am Ende der Frühen Neuzeit

3.1 Periodisierung

Den sozialen Raum Japans in der Frühen Neuzeit, in welchem sich das Feld der Macht konstituierte, teilt Reinhard Zöllner am Beginn seiner Monografie zwischen drei konkurrierenden Akteuren auf: der Familie der Tokugawa, dem Hof des japanischen Kaisers sowie der Gruppe der japanischen Fürstentümer.³⁵ Alle drei spielen im Hinblick auf die Epochengliederung Japans eine maßgebliche Rolle, die nun näher erläutert werden soll.

Hierzu muss zunächst das gewohnte Terrain der eurozentristischen Geschichtspeiodisierung, welche die Epochengrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit aufgrund eines Bündels von mittel- und langfristig einschneidenden Veränderungen meist um die Wende vom 15. ins 16. Jahrhundert zieht,³⁶ verlassen werden. Dasselbe gilt für die Binnendifferenzierung zwischen Früher und Später Neuzeit – ein Bruch, der auch im Mittelpunkt dieser Arbeit steht.

Die Frühe Neuzeit wird in Japan im Allgemeinen mit jenem Zeitraum zwischen 1603 und 1867 gleichgesetzt, in welcher die Stadt Edo³⁷ als Residenz der regierenden Familie der Tokugawa diente.³⁸ Ihr ging zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert eine Periode

33 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 51.

34 Ebd., S. 51.

35 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 19.

36 Winfried Schulze, *Einführung in die Neuere Geschichte*, Stuttgart 2010⁵, S. 31.

37 Das heutige Tokio.

38 Günther Distelrath, *Die vorindustrielle Dynamik der Frühen Neuzeit*, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶, S. 204–260, hier S. 204.

voraus, in welcher der Kaiser (*tennō*) seine politische Machtbasis größtenteils einbüßte und an die, von verschiedenen Herrscherfamilien eingerichteten, Shogunate verlor. Bei diesen handelte es sich grob gesprochen um von einem Militärregenten (*shōgun*) geführte Regierungen, deren ursprüngliche Aufgabe in der Herrschaftssicherung des Kaisers bestand. Historisch existierten drei Shogunate unter den Familien der Minamoto (1192–1333), Ashikaga (1336–1573) sowie den bereits erwähnten Tokugawa. Während die Minamoto die ihnen übertragene Militär- und Polizeigewalt zum Aufbau eigener Herrschaftsstrukturen auf Kosten des Kaiserhofes einleiteten und damit das erste der Shogunate schufen, erodierte diese Ordnung unter der Herrschaft der Ashikaga-Familie, die ihre Macht weitgehend an die einzelnen Lehensfürsten (*daimyō*) verlor.³⁹ Unter dem letzten der Shogunate, das von der Familie der Tokugawa begründet wurde, kam es ab dem 17. Jahrhundert zu einer Re-Zentralisierung im Rahmen eines Feudalstaates, der bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand.⁴⁰

Das Jahr 1868 gilt unter den Fachautor*innen gemeinhin als Zäsur,⁴¹ die die Späte Neuzeit einläutet, was hauptsächlich mit dem Prozess der Wiederherstellung des politischen Machtmonopols des Kaisers, der sogenannten Meiji-Restauration,⁴² zusammenhängt. In Verbindung mit der Restaurationsperiode sind aus historiografischer Sicht vier wesentliche Einschnitte zu nennen: das Ende der über 250 Jahre währenden Hegemonie der bis dahin herrschenden Tokugawa-Familie und den daraus resultierenden Folgen wie die Abschaffung des Feudalsystems, welche mit der Gründung des japanischen Nationalstaats einhergeht, dem damit entstehenden nationalen Einheitsgefühl der japanischen Bevölkerung sowie die Umbenennung des Herrschaftssitzes⁴³ von Edo in Tokio.⁴⁴ Die Hintergründe der Meiji-Restauration sowie deren Einfluss auf die soziale Ordnung Japans, insbesondere der Stellung der Samurai, werden im nachfolgenden Abschnitt näher behandelt. Zunächst sollen jedoch die Entwicklungslinien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts detaillierter geschildert werden.

3.2 Gesellschaftsordnung

3.2.1 Die Herrschaft der Tokugawa

Mit ihrem Triumph in der Schlacht von Sekigahara im Jahr 1600 waren die Tokugawa siegreich aus einer militärischen Konfrontation zwischen den westlichen und östlichen

39 Regine Mathias, Shogunat, in: Enzyklopädie der Neuzeit, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_348940, eingesehen 2.2.2020.

40 Kazuhiro Takii/Michael Wachutka (Hrsg.), Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90), Baden-Baden 2016, S. 12.

41 Krebs, Das moderne Japan, S. 1–7; Zöllner, Geschichte Japans, S. 140–177; Sven Saaler, Die Bedeutung der Epochenmarke 1868 in der Japanischen Geschichte. Restauration, Revolution, Reform, in: *Saeculum* 56 (2005), Heft 1, S. 69–104.

42 Siehe Kapitel 4.

43 Dies ist vor allem historiografisch nicht unwesentlich, da die Shogunatsperioden in der japanischen Geschichtsschreibung jeweils nach ihrem Amtssitz (z. B. Edo-Zeit respektive Edo-*bakufu*) benannt werden: Mathias, Shogunat.

44 Einen sinnvollen Überblick gibt hier die Tabelle zur Epochengliederung in dem von Josef Krainer herausgegebenen Sammelband zur Geschichte Japans: Kreiner (Hrsg.), Geschichte Japans, S. 478–479.

Kriegsherren Japans hervorgegangen und konnten so den Grundstein ihrer Macht legen. Als Oberbefehlshaber der östlichen Armeen konnte ihr Familienoberhaupt, Tokugawa Iyasu⁴⁵, in den folgenden Jahren eine stabile Herrschaft etablieren.⁴⁶ 1603 ließ er sich vom Kaiser den Titel des *shōgun*, welcher ursprünglich aus China stammte und in etwa mit „Generalissimus zur Vertreibung der Barbaren“⁴⁷ übersetzt werden kann, verleihen. Auf die Theorien Pierre Bourdieus übertragen, lässt sich der *shōgun*-Titel in die Kategorie des institutionalisierten Kulturkapitals einordnen und unterscheidet sich damit vom Adelstitel, den Bourdieu zum sozialen Kapital zählt, da dessen Erringung einen Standesübergang markiert, der seinen Träger*innen den Zugang zu neuen Beziehungsnetzwerken ermöglicht, an welchen Tokugawa Iyasu als Adelige aber bereits teilhatte. Die Verleihung des *shōgun*-Titels zeichnet hingegen eine Kulturleistung, nämlich die Aneignung und Anwendung militärischer Kenntnisse, aus.

Seit dem 12. Jahrhundert waren mit diesem Titel eine Reihe von juristischen, politischen und diplomatischen Vorrechten gegenüber den übrigen Fürstenhäusern, aber auch gegenüber dem Kaiserhof verbunden. Der Herrschaftsanspruch, welcher damit verbunden war, zeigt sich in der zeitgenössischen Anrede für den *shōgun*. Diese lautete *kōgi*, was so viel wie „öffentliche Gewalt“⁴⁸ bedeutete.⁴⁹ Mit diesen Privilegien ausgestattet, trieben die Tokugawa-Herrscher einen Umbau der Gesellschaft nach ihren Vorstellungen voran. Zur Erweiterung ihres ökonomischen Kapitals wurden die großen Edelmetallminen des Landes sowie die Städte Osaka und Nagasaki unter die direkte Verwaltung der sich entwickelnden Zentralregierung gestellt.⁵⁰ Weitere stabilisierende Maßnahmen in diese Richtung stellten die Vereinheitlichung von Gewichten und Maßen sowie des Geldsystems dar.⁵¹ Tokugawa Iyasu nutzte auch sein bereits bestehendes soziales Kapital, um seine Position zu sichern. Während er diejenigen Fürsten, welche ihm feindlich gesinnt waren, in weit entfernte Regionen versetzte, belehnte er seine bisherigen Verbündeten sowie Fürsten, mit denen er verwandt war, mit den Kerngebieten um Edo.⁵²

In den folgenden Jahrzehnten etablierte sich der sogenannte *baku-han*-Staat. Dabei kam es zur dualistischen Herrschaftsteilung zwischen der zentralen Shogunatsregierung, dem *bakufu*⁵³, und den über 250 Fürstentümern (*han*), die allerdings unter der Oberhoheit des *shōgun* standen. Gemeinsam mit der hierarchischen Gliederung der Bevölkerung in vier Stände – Samurai, Bauern, Handwerker und Kaufleute – wurde die Herrschaft der Fürsten mit dem *shōgun* an der Spitze als Entsprechung kosmischer

45 Die in der Arbeit aufscheinenden Personennamen werden in der in Japan üblichen Form angegeben, wobei der Familien- oder Geschlechtername dem persönlichen Vornamen vorangestellt wird: Kreiner (Hrsg.), Geschichte Japans, S. 24.

46 Distelrath, Die vorindustrielle Dynamik, S. 213.

47 Mathias, Shogunat.

48 Zöllner, Geschichte Japans, S. 21.

49 Ebd., S. 20–21.

50 Distelrath, Die vorindustrielle Dynamik, S. 215.

51 Mathias, Shogunat.

52 Distelrath, Die vorindustrielle Dynamik, S. 213–215.

53 Dieser Begriff, der eigentlich das Feldherrnlager eines *shōgun* bezeichnete, bürgerte sich im 19. Jahrhundert ein und stellte eine abwertende sowie delegitimierende Bezeichnung für die Tokugawa-Herrschaft dar. Damit stand sie auch im Widerspruch zur Selbstbezeichnung des *shōgun* als *kōgi*: Zöllner, Geschichte Japans, S. 24.

Gesetze, die sich aus dem Konfuzianismus ableiteten, gesehen und damit (im weiteren Sinne) naturrechtlich begründet. Jedem Stand wurden dabei exklusive ökonomische Tätigkeiten zugewiesen, wobei die Verwaltungsaufgaben den Samurai zufielen. Die Übertretung der Standesgrenzen bedeutete nach dieser Weltanschauung zugleich eine Verletzung der kosmischen Harmonie.⁵⁴ Das Kaiserhaus, dessen Hofadel (*kuge*) und ohnehin diskriminierte Randgruppen⁵⁵ wurden von dieser Einteilung nicht erfasst.⁵⁶

3.2.2 Die Fürstentümer

Die föderale Natur des *baku-han*-Staats ergab sich aus der nicht unwesentlichen Rolle der einzelnen Feudalherrscher Japans, auf die das *bakufu* zur indirekten Machtausübung angewiesen war. Der Status eines Fürsten (*daimyō*), der ebenfalls der sozialen Schicht der Samurai angehörte,⁵⁷ stand dabei in Verbindung mit seinem ökonomischen Kapital. Nur diejenigen Vasallen der Tokugawa, deren Erträge mindestens 10.000 *koku*⁵⁸ Reis pro Jahr betragen, zählten zu den *daimyō* und konnten die damit verbundenen Rechte – wie etwa das Audienzrecht beim *shōgun* – in Anspruch nehmen. Weitere Distinktionsmerkmale, welche die Hierarchie der Fürsten festlegten, waren häufig symbolischer Art. Dabei zählte zum Beispiel, ob eine der alten kaiserlichen Provinzen Teil ihres Herrschaftsgebietes war oder welches Audienzzimmer ihnen in der Burg Edo zugewiesen⁵⁹ wurde.⁶⁰

Eine im Jahr 1635 eingeführte Pflicht brachte die *daimyō* und ihr Gefolge allerdings dazu, auch außerhalb von Audienzgesuchen alle zwei Jahre in der Hauptstadt Edo zu residieren, während ihre Familien ständig dort leben mussten. Damit wurde eine Praxis des 15. Jahrhunderts weitergeführt, bei der Vasallen zur Gewährleistung ihrer Loyalität Geiseln an ihre jeweiligen Feudalherren übergaben. Das ständige Kommen und Gehen bedeutete zugleich, dass ein *daimyō* stets über die Erlässe des *shōgun* informiert war und diese daher auch bekanntmachen und umsetzen musste.⁶¹ Die wechselnde Residenzpflicht war vor allem für die, dem *shōgun* nahestehenden Fürstentümer mit einem erheblichen finanziellen Aufwand verbunden und bildete in Summe zwischen siebzig und achtzig Prozent ihrer Ausgaben.⁶² Dieses System der alternierenden Residenzen

54 Distelrath, *Die vorindustrielle Dynamik*, S. 220.

55 Diese ausgestoßenen Gruppen, welche als *eta* (viel Schmutz), *burakumin* (Dorfbewohner) oder *hinin* (Nicht-Menschen) bezeichnet wurden, unterschieden sich nicht ethnisch oder kulturell von der Restbevölkerung, übten aber Tätigkeiten aus, die mit Schmutz, Blut oder Leichen zu tun hatten, wie beispielsweise Bestatter, Henker oder auch Gerber: Krebs, *Das moderne Japan*, S. 3.

56 Distelrath, *Die vorindustrielle Dynamik*, S. 214–215.

57 John Whitney Hall, *Das japanische Kaiserreich* (Fischer Weltgeschichte 20), Frankfurt am Main 2009¹⁵, S. 178.

58 Da der Großteil der Tribute und Steuern zu Beginn des Tokugawa-Shogunats noch in Naturalien geleistet wurde und Reis das wertvollste Anbauprodukt war, wurde das Standard-Hohlmaß für ungeschälten Reis, das *koku*, als Rechnungseinheit eingesetzt. 1 *koku* entspricht 180 Litern, also ungefähr 150 kg Reis: Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 34–35.

59 Die Bedeutung des Raumes für die Konstitution und Wahrnehmung sozialer Rangordnungen war in den letzten Jahren Teil intensiver Forschungsdebatten: Christoph Dartmann/Marian Füßel/Stephanie Rüter (Hrsg.), *Raum und Konflikt. Zur symbolischen Konstituierung gesellschaftlicher Ordnung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Münster 2004.

60 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 36–37.

61 Hall, *Das japanische Kaiserreich*, S. 169.

62 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 45.

sicherte den Einfluss des *shōgun* zusätzlich ab, spiegelte aber gleichzeitig die Furcht vor einem Rückfall in jene kriegerischen Zustände, wie sie vor dem Herrschaftsantritt der Tokugawa bestanden hatten, wider.⁶³

3.2.3 Der Hof des Kaisers

Die Begründung des Kaiserhauses respektive das Amt des *tennō*⁶⁴, das im Deutschen als „Kaiser“ übersetzt wird, soll legendären Erzählungen nach auf das Jahr 660 v. Chr. zurückgehen. Seine Legitimität als Herrscher leitete der *tennō* aus einer postulierten göttlichen Abstammung ab, auf welcher auch die politische Macht und die geistliche Autorität des Kaiserhauses fußte. In Verbindung mit der einzigartigen priesterlichen Funktion des Kaisers spricht Michael Wachutka auch von einem sakralen Königtum.⁶⁵ Faktisch gelang es dem *tennō* im 8. Jahrhundert erstmals eine Zentralregierung mit Sitz in Kyoto zu etablieren und den Frieden im Land bis ins 12. Jahrhundert zu sichern. Die militärische Macht der kaiserlichen Zentralregierung, die innerhalb dieser Friedensperiode auf ein Minimum schrumpfte, war daraufhin nicht mehr in der Lage den kriegerischen Auseinandersetzungen des (Schwert-)Adels Einhalt zu gebieten, wodurch sich die Vorherrschaft des *tennō* nur noch auf den geistig-kulturellen Bereich beschränkte.⁶⁶ Ungeachtet seiner politischen Machtlosigkeit hatte dieser seine nominelle Autorität als göttlicher Herrscher niemals komplett eingebüßt, weshalb sich die Shogune trotz ihrer Allmacht stets durch den Kaiser bestätigen ließen.⁶⁷

Mit dem Beginn der Tokugawa-Regierungsperiode wurde vom Kaiserhof erwartet, die Politik des Systems symbolisch abzusegnen. Im Austausch für die Übernahme aller Schulden, welche durch die kaiserliche Hofaristokratie verursacht wurden, setzte sich der *tennō* dem *shōgun* nicht zur Wehr. Kurz nach dem Beginn seines Shogunats verabschiedete Tokugawa Ieyasu 1611 ein Gesetz für den Hofadel, das diesem die intensive Beschäftigung mit den damaligen „Wissenschaften“ – gemeint waren Künste wie Poesie, Kalligrafie oder Malerei – sowie das strikte Einhalten eines Hofzeremoniells unter Androhung von schweren Strafen vorschrieb. Dies hatte eine Isolation des Kaisers und seiner Hofadeligen in ihren Palästen zur Folge. Zudem unterband der *shōgun* jeglichen Kontakt zwischen dem Kaiser und anderen Fürsten oder Vasallen, indem Audienzen ausschließlich über die Regierung in Edo abgewickelt wurden.⁶⁸ Sein

63 Distelrath, Die vorindustrielle Dynamik, S. 218.

64 Übersetzt: „himmlischer Herrscher“: Michael Wachutka, Der kokutai-Diskurs im Staatsverständnis des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Kerngedanken und Entwicklung der Idee von Japans einzigartigem Nationalwesen, in: Kazuhiro Takii/Michael Wachutka (Hrsg.), Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90), Baden-Baden 2016, S. 65–88, hier S. 68.

65 Ebd., S. 68–69.

66 Nagao Ryūichi, Der Staat Japan in historischer Perspektive, in: Kazuhiro Takii/Michael Wachutka (Hrsg.), Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90), Baden-Baden 2016, S. 13–45, hier S. 21–22.

67 Wachutka, Der kokutai-Diskurs, S. 69.

68 Methoden, um Kontakte zu Herrscher*innen zu regulieren, finden sich zur selben Zeit auch in England: Ronald G. Asch, „The Politics of Access“: Hofstruktur und Herrschaft in England unter den frühen Stuarts, 1603–1642, in: Werner Paravicini (Hrsg.), Alltag bei Hofe. 3. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Ansbach, 28. Februar bis 1. März 1992 (Residenzenforschung 5), Sigmaringen 1995, S. 243–266.

soziales Kapital konnte der Kaiser daher nur durch den Kontakt zu Künstlern oder anderen Berufsgruppen, die sich außerhalb des Feldes der Macht befanden, erweitern. Eine Ausnahme stellten hier wenige Angehörige großer Fürstenhäuser dar, die die Töchter der Kaiser als Bräute für ihre Nachkommen ins Auge gefasst hatten.⁶⁹

Unter den Umständen einer solchen Machtverteilung mag es nicht verwunderlich erscheinen, dass europäische Japan-Reisende der Edo-Zeit, vor allem Geistliche und Ordensmänner, die ihnen bekannten sozialen Kategorien auf die japanische Gesellschaft anwandten und dadurch den *shōgun* als Kaiser betrachteten, den *tennō* hingegen als eine Art Papst ansahen.⁷⁰

3.3 Die Stellung der Samurai in der sozialen Ordnung Japans

Neben den Vergleichen von Papst und Kaiser mit *tennō* und *shōgun*, wurden in der historischen Forschung⁷¹ sowie auf der populär(wissenschaftlich)en Ebene⁷² immer wieder Parallelen zwischen europäischen Rittern und japanischen Samurai gezogen. Der Begriff *bushi* – ein im Japanischen geläufigerer Ausdruck für die Samurai – umfasst das Tragen sowie den ehrenhaften Gebrauch von Waffen. Dem Samurai, der als „Diener“ übersetzt werden kann, kommt daher eine Rolle als Bewahrer der Ordnung zu, die aber über eine rein militärische Funktion hinausgeht. Der, diesem Ideal entsprechende *bushi* wurde also nicht nur als Krieger, sondern auch als moralischer Erzieher betrachtet.⁷³

Innerhalb des japanischen Mittelalters stellte der *bushi* zwar einen Aristokraten dar, der sich in seinen Aufgabenbereichen allerdings weit vom restlichen Hofadel abhob. Während Letztere sich in der kaiserlichen Hauptstadt abschotteten, lebten die Samurai in unmittelbarer Nähe zu den von ihnen verwalteten Ländereien und konzentrierten sich auf die Schulung ihrer kriegerischen Fähigkeiten. Das kulturelle Kapital dieses Standes umfasste also administrative sowie militärische Fähigkeiten, zu denen Bogenschießen, Fechten, Reiten und Menschenführung zählten. Die zwei Säulen, auf welchen das Selbstverständnis des *bushi* fußte, stellten einerseits die Loyalität gegenüber seinem Herrn – dem *daimyō* oder dem *shōgun* – sowie andererseits die Steigerung der eigenen Familienehre dar.⁷⁴ Das verbreitete, stereotype Bild der Samurai als Kriegerfürsten wurzelt aber nicht in den eben beschriebenen Funktionen, sondern in den Machtkämpfen der *Sengoku*-Zeit (1467–1568), in welcher das Land in eine Vielzahl von regional beherrschten Einheiten zerfiel und sich für knapp hundert Jahre im Kriegszustand befand.⁷⁵

69 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 46.

70 Sichtbar wird dies beispielsweise in jesuitischen Reiseberichten: David Spafford, *Emperor and Shogun, Pope and King. The Development of Japan's Warrior Aristocracy*, in: *Bulletin of the Detroit Institute of Arts* 88 (2014), Heft 1, S. 10–19, hier S. 11.

71 Reinhard Zöllner, *Samurai und Ritter*, in: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hrsg.), *Samurai. Begleitbuch zur Ausstellung „Samurai“ im Historischen Museum der Pfalz Speyer, Ostfildern 2008*, S. 173–179.

72 Jens Lubbadeh, *Samurai-Schau. Das Geheimnis der todbringenden Ritter*, in: *Der Spiegel*, 24.2.2008, <https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/samurai-schau-das-geheimnis-der-todbringenden-ritter-a-536951.html>, eingesehen 7.3.2020.

73 Schwentker, *Diener und Herrscher*, S. 15.

74 Hall, *Das japanische Kaiserreich*, S. 96–97.

75 Schwentker, *Diener und Herrscher*, S. 23.

Nach der neuerlichen Reichseinigung unter Tokugawa Ieyasu zementierte sich die gesellschaftliche Schlüsselstellung der Samurai. Vor allem die bereits erwähnten Gesetzeserlässe des Shogunats, die eine Einteilung der Gesellschaft in vier Stände zur Folge hatte, wobei der Kriegeraristokratie eine führende Position zugewiesen wurde, veränderte die soziale Mobilität in Japan grundsätzlich. Anders als in der Phase der Konsolidierungskriege war es nun nicht mehr möglich, Eingang in den Samurai-Stand zu finden, welcher die Herrschaft der Zentralregierung in Edo nun als multifunktionale Elite stützte.⁷⁶ Jedoch wäre es auch falsch, die Samurai als homogene Gruppe zu betrachten. Durch ihren – im Vergleich zum europäischen Adel – relativ hohen Anteil von etwa fünf bis sechs Prozent an der Gesamtbevölkerung ergab sich eine starke Binnendifferenzierung je nach Ämtern, Besitzrechten und Rang. Die Spanne reicht dabei von den *daimyō* selbst über deren berittenes Begleitpersonal bis hin zu einfachen Torwächtern.⁷⁷ Nach außen zeigte sich der Status der Samurai aber grundsätzlich anhand des Privilegs einen Nachnamen zu führen und zwei Schwerter tragen zu dürfen.⁷⁸

Beide Vorrechte verweisen auf die Standeszugehörigkeit der Samurai und sind daher zunächst dem sozialen Kapital zuzuordnen. Der Umstand, dass aber auch Ärzten sowie Priestern die Führung eines Familiennamens gestattet wurde,⁷⁹ deutet diesbezüglich auf eine Verschränkung von sozialem und kulturellem Kapital hin. Betreffend des Tragens von Schwertern konnte aufgezeigt werden, dass dieses Privileg auch Stadtbewohnern sowie Bauern als Gegenleistung für außergewöhnliche Dienste gewährt wurde und diese damit vorübergehend ihren ursprünglichen sozialen Status überwinden konnten.⁸⁰ Für jene Personen bedeutete dies also einen individuell-temporären Erwerb von sozialem Kapital, der ihre Herrschaftsnähe ausdrückte. Das bereits skizzierte Selbstverständnis des *bushi*, welches Loyalität gegenüber seinem Herrn sowie den ehrenhaften Gebrauch von Waffen einforderte, ermöglichte ihm hingegen permanenten Zugang zu dem, in diesem Standesrecht manifestierten, sozialen Kapital.

Allerdings forderte der Zugang zu Standesrechten auch Standespflichten ein. Trotz ihres formalen gesellschaftlichen Aufstiegs beschnitten die ständischen Verordnungen der Tokugawa-Regierung den bisherigen Freiraum der Samurai erheblich. Mit der strikten Trennung von Stand, Beruf und Lebensordnung wurde ihnen verboten den Beruf eines Bauern, Handwerkers oder Kaufmanns zu ergreifen. Bedingt durch die Trennung der Samurai von anderen sozialen Gruppen, vor allem den Bauern, wurden sie gezwungen ihre ländlichen Domizile aufzugeben und in die Burgstädte ihrer Herren zu ziehen.⁸¹ Daraus resultierte ein unglaubliches Wachstum der Städte, in denen die Samurai zum Teil über die Hälfte der Einwohnerschaft ausmachten. Edo selbst wuchs bis zum 18. Jahrhundert zu einer Millionenstadt heran.⁸² Betreffend ihres ökonomischen

76 Hall, Das japanische Kaiserreich, S. 178.

77 Schwentker, Diener und Herrscher, S. 26.

78 Hall, Das japanische Kaiserreich, S. 178.

79 Zöllner, Geschichte Japans, S. 56.

80 Howland, Samurai Status, S. 361.

81 Schwentker, Die Samurai, S. 42.

82 Brett L. Walker setzt die Millionenmarke bereits im frühen 17. Jahrhundert an, Reinhard Zöllner hingegen für den Beginn des 18. Jahrhunderts: Brett L. Walker, A Concise History of Japan, Cambridge 2015, S. 125–126; Zöllner,

Kapitals wurden die Krieger von der Shogunatsregierung also in ein Abhängigkeitsverhältnis gezwungen, das ihnen andererseits ihren sozialen Status sicherte. Mit den Worten von Bourdieu gesprochen ließe sich sagen, dass hier ökonomisches gegen soziales Kapital eingetauscht wurde. Wird bedacht, dass sich der Status eines *bushi* nach dessen Einkommen richtete,⁸³ bedeutete dies zugleich einen festen Platz innerhalb der Samurai-Hierarchie einzunehmen. Besonders die niederen Samurai, bei denen das Rentenlehen vorherrschte,⁸⁴ gerieten in völlige Abhängigkeit zu ihren Soldzahlungen. Insgesamt war es so zwar nicht mehr möglich seinen sozialen Status zu verlieren – ein Aufstieg schien jedoch ebenso unwahrscheinlich.

Diese durch das Shogunat gesetzten Kontrollmaßnahmen hatten auf Dauer gesehen einen buchstäblich hohen Preis. Da die Samurai aufgrund ihres verpflichtenden Aufenthalts in den Burgstädten ihre Ländereien nicht mehr selbst bestellen durften, waren sie aus ökonomischer Sicht unproduktiv. Der Unterhalt, welchen der *shōgun* und die Fürsten für ihr Gefolge aufbringen mussten, betrug durchschnittlich mehr als zwei Drittel des bei den Bauern eingetriebenen Steueraufkommens, was das Feudalsystem der Tokugawa langfristig auszehrte.⁸⁵ Als Folge trat im 18. Jahrhundert ein Verarmungsprozess ein, der alle Herrschaftsebenen der Kriegeraristokratie umfasste. Die einzelnen Fürstentümer wurden neben den aufzubringenden Unterhaltskosten für ihr Samurai-gefolge vor allem durch das System der wechselnden Residenzen finanziell erheblich belastet. Weitere Faktoren wie die Reduktion ihrer Jahreseinkommen durch die Regierung in Edo, dem gleichzeitigen Ansteigen der Abgaben für öffentliche Aufgaben oder zusätzliche Ausgaben wie etwa zur Bekämpfung von Hunger- oder Naturkatastrophen führten zwangsläufig zu einer Verschuldung bei den Kaufmannsfamilien.⁸⁶ Zusätzlich verschärfte das Aufkommen der Geldwirtschaft die Gesamtsituation. Die Samurai, welche mittels Reis-Pensionen entlohnt wurden, waren dadurch gezwungen bei Kaufleuten Darlehen aufzunehmen, was die ohnehin bestehende Abhängigkeit zu diesen noch weiter verstärkte.⁸⁷ Umgekehrt versuchten aber auch Teile der Händlerschaft sich unter Aufwendung ihres ökonomischen Kapitals in den höheren Stand einzukaufen, was durch die Adoption in Samurai-Familien möglich war.⁸⁸

Abseits dieser ökonomischen Umbrüche brachten die Ordnungsmaßnahmen der Tokugawa-Herrschaft eine über zweihundert Jahre andauernde Friedensperiode mit sich, die eine Demilitarisierung und gleichzeitige Bürokratisierung des Samuraistandes zur Folge hatte. Hintergründig hierfür war wiederum das Bestreben des Shogunats den, sich im japanischen Mittelalter herausentwickelten, Militärstand zu domestizieren und die Kriegsführung zwischen den Samurai zu unterbinden. Von den Motiven

Geschichte Japans, S. 59.

83 Während die *daimyō* jährlich über mehr als 10.000 *koku* Reis verfügten, belief sich dieser Betrag bei den mittleren Samurai auf 500 bis 10.000 *koku* und bei den Fußsoldaten auf 15 *koku*: Schwentker, *Die Samurai*, S. 45.

84 Beim Rentenlehen hatte ein Vasall keinen Anspruch auf Lehensland, sondern erhielt einen gewissen Anteil an den von fürstlicher Hand eingezogenen und verwalteten Tributleistungen: Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 42.

85 Schwentker, *Die Samurai*, S. 44.

86 Schwentker, *Diener und Herrscher*, S. 27.

87 Howland, *Samurai Status*, S. 372.

88 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 101.

her kann die Vorgangsweise des *shōgun* durchaus mit den Landfriedensbestrebungen der römisch-deutschen Könige verglichen werden. Ziel war, die im Kampf erworbenen Fähigkeiten der Samurai in einen Kodex der persönlichen Disziplin und Selbstdarstellung umzuwandeln.⁸⁹ Der Übergang vom Krieger zum Bürokraten widersprach dem Selbstverständnis der Samurai also nicht grundlegend, da beide Positionen absolute Loyalität zu einem Herrn voraussetzten.⁹⁰

Theoretischer Unterbau für diese Domestizierungsstrategien bot wiederum der Konfuzianismus, welcher die Berechtigung zum bürokratischen Dienst allein den *bushi* zugestand, denen damit statt der Kriegsführung eine neue Berufung zukam. Diese neuen Anforderungen führten im 17. und 18. Jahrhundert zu einer steigenden Anzahl von Samurai-Schulen sowie zur Entwicklung einer Gelehrtenschicht.⁹¹ Bis zum Ende der Tokugawa-Ära verfügten fast alle fürstlichen Herrschaftsgebiete über solche Schulen, die von den Kindern der Kriegerfamilien besucht wurden. Neben allgemeiner Bildung lag der Fokus auch hier auf dem militärischen Bereich. Finanziert und verwaltet wurden die Ausbildungsstätten durch die einzelnen Fürstentümer.⁹² Der dadurch gute Ausbildungsstand, den die Samurai im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Gruppen besaßen, qualifizierte sie auch in der Praxis für Positionen in der öffentlichen Verwaltung. Höhergestellte Samurai konnten sich als Zeremonienmeister oder politische Berater des *shōgun* in Edo betätigen, während andere in verschiedensten Behörden und Rechtsinstituten, von den Gerichten bis hin zum Strafvollzug, in der Aufsicht der buddhistischen Tempel und Shintō-Schreine, im Finanz- und Steuerwesen oder in der Verwaltung der Burgen, Städte und öffentlichen Verkehrswegen arbeiteten. Vor allem die mittleren Samurai-Ränge trugen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Verwaltung bei. Die meisten der ausgeübten Ämter wurden vererbt, während andere zumindest einen höheren Rang erforderten.⁹³

„[T]hey ruled by the virtue of their superior political and social status and through outright control of land, but at the same time, as individuals they largely lacked any socioeconomic base of independence.“⁹⁴

erklärte Douglas R. Howland. Es fasst die zwiespältige Situation der Samurai in der Tokugawa-Periode treffend zusammen: Zwar garantierte das ständisch-konfuzianische System ihren sozialen Rang, jedoch waren die Samurai bezüglich ihrer Kapitalformen in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Shogunat geraten. Am deutlichsten zeigte sich dies in Bezug auf ihr ökonomisches und soziales Kapital, welches wie eingefroren erscheint. Betreffend ihres kulturellen Kapitals entfaltete sich hingegen in den Demilitarisierungs- und Bürokratisierungsprozessen eine neue Dynamik und führte zu einer Neupositionierung – vom Krieger zum Beamten – innerhalb des Staatsapparats.

89 Howland, *Samurai Status*, S. 368.

90 Hirehido Sonoda, *The Decline of the Japanese Warrior Class, 1840–1880*, in: *Japan Review* 1 (1990), S. 73–111, hier S. 81.

91 Howland, *Samurai Status*, S. 371.

92 Sukanya Nitungkorn, *Education and Economic Development during the Modernization Period. A Comparison between Thailand and Japan*, in: *Southeast Asian Studies* 38 (2000), Heft 2, S. 142–164, hier S. 147.

93 Schwentker, *Die Samurai*, S. 47.

94 Howland, *Samurai Status*, S. 368.

4. Einflüsse der Meiji-Restauration auf den Stand der Samurai

4.1 Vom Niedergang des Tokugawa-Shogunats zur Meiji-Restauration

Ein weiteres, bisher unerwähntes Element der Tokugawa-Herrschaft stellte die fast völlige Abschottung des Landes nach außen dar. Zur inneren Machtkonsolidierung des Shogunats wurde dabei als Erstes die portugiesische Bevölkerung im Jahr 1639 des Landes verwiesen sowie in Folge das Christentum verboten und katholische Geistliche verfolgt. Japaner*innen, die sich länger als fünf Jahre im Ausland aufgehalten hatten, durften nicht mehr zurückkehren. Der einzige europäische Handelspartner blieben die an der Missionierung uninteressierten Niederlande, genauer gesagt deren Ostindien-Kompanie.⁹⁵

Ende des 18. Jahrhunderts kam es zu neuerlichen Kontakten mit dem expandierenden Zarenreich sowie mit Großbritannien, das die Aufnahme von Handelsbeziehungen vorschlug, was die jeweiligen *daimyō* allerdings ablehnten. Spätestens seit dem Opiumkrieg 1842/43 in China fürchtete Japan den Einflussgewinn fremder Mächte sowie die Auswirkungen von aufgezwungenen, ungleichen Handelsbeziehungen. Das Shogunat ordnete daraufhin eine Steigerung der Rüstungsanstrengungen und die verstärkte Befestigung der Küsten an. Langfristig brachte dies die einzelnen Fürstentümer in eine autonomere Position, wobei sich zugleich aber ihre finanzielle Lage weiterhin verschärfte. Neben den bereits beschriebenen Verarmungsprozessen kam es 1836 nach einer Reihe von Missernten zusätzlich zu Hungerrevolten.⁹⁶

Die sozioökonomischen Missstände im Inneren führten – in Kombination mit dem Bedrohungspotential der imperialen Mächte seit den 1820er-Jahren – zum Aufschwung der sogenannten „Nationalen Schule“ (*kokugaku*). Deren Wegbereiter strebten einen Zustand der inneren geistigen und politischen Geschlossenheit Japans an, um den Krisenerscheinungen der konfuzianisch geprägten Tokugawa-Staatsordnung entgegenzutreten zu können. Diesen Idealzustand sahen die frühen Anhänger der *kokugaku* im altjapanischen Staat respektive in der Person des *tennō*, der als oberster Priester und höchster politischer Souverän die Harmonie im Land wiederherstellen und nationale Einheit stiften sollte.⁹⁷ Von dieser Situation ausgehend bildete die erzwungene Öffnung Japans 1853 ein entscheidendes Ereignis, das in den folgenden Jahrzehnten Dynamiken freisetzen sollte, die in die Entstehung des modernen japanischen Staates mündeten.

Unter dem Kommando von Matthew Calbraith Perry erreichten vier Schiffe der US-Kriegsmarine im Juli 1853 die Bucht von Edo. Den Beamten des *shōgun* wurde ein Brief des (zu dieser Zeit bereits nicht mehr amtierenden) Präsidenten Millard Fillmore, in dem er die Aufnahme von Handelsbeziehungen vorschlug, übergeben. Der Kaiser – Fillmore meinte damit den *shōgun* – könne versuchsweise wagen, die bestehenden

95 Josef Kreiner, Japan und die ostasiatische Staatenwelt an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁹, S. 149–203, hier S. 200–201.

96 Krebs, *Das moderne Japan*, S. 3.

97 Wachutka, *Der kokutai-Diskurs*, S. 73–75.

Gesetze für einige Jahre auszusetzen, um sich von den positiven Auswirkungen des Freihandels zu überzeugen. Mit der Ankündigung im kommenden Jahr zurückzukehren, um eine Antwort auf den Brief entgegenzunehmen, reiste Perry ab.⁹⁸

Die Verhandlungsposition der Regierung in Edo erwies sich zu dieser Zeit als durchaus ungünstig, da noch im selben Monat der amtierende *shōgun* verstarb und sein Nachfolger erst im Dezember ernannt wurde. Das *bakufu* holte in der Zwischenzeit Stellungnahmen der Fürstentümer zu den Ereignissen ein. Deren Antworten spiegelten die brennenden Themen der Zeit wider: Die Gegner der Landesöffnung argumentierten, dass es durch den einsetzenden Handel zum Abfluss essentieller Waren kommen würde, was eine Teuerungswelle zur Folge hätte. Einzige Nutznießer einer solchen Entwicklung wären daher die Kaufleute. Einige andere *daimyō* sprachen sich hingegen für eine weitere Verbesserung der Landesverteidigung aus, forderten aber im Gegenzug eine Lockerung des verhassten Systems der alternierenden Residenzpflicht, um eine Aufrüstung finanzieren zu können. Diesen Vorschlag lehnte die Regierung jedoch ab.⁹⁹ Aus dieser Position der Schwäche heraus akzeptierte die Shogunatsregierung bei der Wiederkehr Perrys schließlich die Bedingungen der USA, wodurch es am 31. März 1854 zum Abschluss des Vertrags von Kanagawa kam. In diesem verpflichtete sich die japanische Seite zu zahlreichen, für sie nachteiligen Bedingungen, wie etwa der Aufgabe ihrer Zollautonomie oder der Einrichtung von Konsulargerichten, die statt den japanischen Gerichten Prozesse gegen ausländische Staatsbürger*innen durchführten. In den kommenden Jahren schlossen immer mehr europäische Mächte solche „ungleichen Verträge“ ab; zuletzt Österreich-Ungarn im Jahr 1869.¹⁰⁰

Die lange im Raum stehenden Zweifel an der bestehenden Ordnung intensivierten sich nun mit den wachsenden Forderungen der ausländischen Mächte. Oppositionelle Kräfte gewannen an Zuwachs. In den südwestlichen Domänen Chōshū und Satsuma hatten einige Feudalherren mit der Einleitung militärischer Reformen begonnen und traten offen in Opposition zum *bakufu*.¹⁰¹ Auch der Kaiser widersetzte sich erstmals seit dem Beginn der Tokugawa-Herrschaft dem *shōgun*, indem er seine Zustimmung zu den Handelsverträgen verweigerte. Ursprünglich hatte die Regierung in Edo geplant ihre Handlungen durch den Segen des Kaiserhauses zu legitimieren, was allerdings fehlschlug. Stattdessen scharfte sich eine Oppositionsbewegung um den Kaiserhof.¹⁰²

Bezüglich der Formierung dieser regierungsfeindlichen Bewegung kann wieder auf Bourdieu zurückgegriffen werden, da ihr Kern vor allem aus den „äußeren *daimyō*“ bestand. Wie in dem Abschnitt zur Etablierung des Shogunats erklärt wurde, beehrte Tokugawa Ieyasu seine Verwandten und Verbündeten mit den Regionen um Edo. Sie besaßen also ein höheres soziales Kapital als die an die Peripherie verbannten

98 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 140–141.

99 Ebd., S. 141.

100 Christian Oberländer, *Von den Ungleichen Verträgen zur Großmacht – Japans Weg zum modernen Nationalstaat*, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶, S. 261–331, hier S. 265–266.

101 Frank Jacob, *Die Meiji-Restauration und die Neuordnung Japans. Umverteilung und sozialer Wandel*, in: *Traverse* 22 (2015), Heft 1, S. 79–92, hier S. 81.

102 Krebs, *Das moderne Japan*, S. 5.

„äußeren *daimyō*“. Diese sahen nun die Chance ihren Kapitalmisstand der vergangenen zweihundert Jahre auszugleichen, indem sie Beziehungen zu dem erstarkenden Kaiserhof knüpften. Die Einheirat des erst sechszehnjährigen *shōgun* in die kaiserliche Familie 1862¹⁰³ demonstrierte diesbezüglich, dass die Tokugawa auch selbst begriffen hatten, wie schlecht es um ihre soziale Stellung stand. Spätestens hier wurde die Rolle des Kaiserhauses zur Generierung von sozialem Kapital eine unleugbare Tatsache.

Parallel zur weiteren Erosion der Macht des *shōgun* schlossen sich nach und nach auch „innere *daimyō*“ sowie Verwandte der Tokugawa der oppositionellen Bewegung an, die in Folge immer weniger Kompromissbereitschaft aufzeigte. Sie brachten im Januar 1868 den jungen *tennō* Mutsuhito in ihre Gewalt und verkündeten in seinem Namen die Restauration der Monarchie. Die daraufhin ausbrechenden militärischen Auseinandersetzungen zwischen den Streitkräften des Shogunats und der kaiserlichen Armee konnte Letztere schließlich für sich entscheiden. Als Motto seiner Regierungszeit wählte der Kaiser *meiji*, was übersetzt „erleuchtete Regierung“ bedeutet.¹⁰⁴

4.2 Der Einfluss der Meiji-Restauration auf den Samuraistand

Ein des Öfteren in der Fachliteratur diskutierter Punkt in Bezug auf die Meiji-Restauration stellt die scheinbare Paradoxie des Handelns der Samurai dar. So schreibt beispielsweise Frank Jacob in seinem Aufsatz, dass die *daimyō* mit dem Sturz des *shōgun* zu einem guten Teil gegen die Interessen ihres eigenen Standes arbeiteten.

„Denn selbst wenn ihr politischer Einfluss, ihre wirtschaftliche Potenz sowie ihr sozialer Status in den letzten Dekaden der Tokugawa-Herrschaft gesunken waren, waren die meisten Samurai nicht gewillt, die bestehende Ordnung als solche abzuschaffen und durch eine neue zu ersetzen.“¹⁰⁵

In Bezug auf die formell bestehenden Vorrechte der *bushi* scheint diese Aussage zunächst zuzutreffen. Allerdings bieten die bisher dargelegten Ausführungen gute Argumente für die These, dass ein Großteil der Samurai den für sie vorgesehenen Rang in der Gesellschaft nicht mehr einnehmen konnte. Dazu reichte die Gesamtheit ihres Kapitals – vor allem des ökonomischen – schlicht nicht mehr aus. Die im vorigen Abschnitt geschilderten, prekären Zustände verdeutlichten dies besonders. Was die Situation der Samurai zur Mitte des 19. Jahrhunderts betrifft, nennt Wolfgang Schwentker zahlreiche Quellenbeispiele, die die soziale Wirkung ihrer Verarmung aufzeigen. Beispielsweise verbeugten sich, was im 17. Jahrhundert noch unvorstellbar gewesen wäre, Samurai vor Kaufleuten und ihnen wurden Darlehen von Vertretern der restlichen Stände nicht gewährt. Andere gaben wiederum ihre Privilegien auf, um an den Vorteilen einer Tätigkeit als Handwerker oder Händler teilzuhaben. Etwaige Reformversuche in der späten Tokugawa-Zeit blieben weitgehend wirkungslos.¹⁰⁶

103 Krebs, Das moderne Japan, S. 6.

104 Ebd.

105 Jacob, Die Meiji-Restauration, S. 81.

106 Schwentker, Die Samurai, S. 51–52.

Mit der Machtübernahme des Kaiserhofes kam es zur schrittweisen Neuordnung des sozialen Raumes. 1869 löste die neue Regierung die bisherige Ständeordnung auf und schuf das Feudalsystem mit der Aufhebung der fürstlichen Domänen formal ab. Ziel war es nun eine direkte Verbindung zwischen Staat und Individuum herzustellen.¹⁰⁷ Die *daimyō* wurden nach der Rückgabe ihrer Lehen an den Kaiser zu den Gouverneuren der jeweiligen Provinzen bestimmt, aber ab 1871 von kaiserlichen Beamten abgelöst. Nach einer völligen Neuordnung des Landes waren die über 260 Fürstentümer zu 45 Präfekturen zusammengelegt worden, deren Leitungsbeamte ihre Anweisungen direkt von der Zentralregierung erhielten. Die ehemaligen Fürsten und ihre Anhänger leisteten dagegen keinen Widerstand, da die neue Zentralregierung sämtliche ihrer Schulden annullierte oder übernahm. Zudem wurden sie persönlich sehr großzügig abgefunden. Durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte kamen viele von ihnen auch zu dem Schluss, dass sich Japan ohne einen starken Einheitsstaat nicht gegen die westlichen Großmächte behaupten können würde, weshalb sie diese Umstrukturierungen billigten.¹⁰⁸

Trotz der Abschaffung der feudalen Strukturen kann von einer vollständigen Beseitigung der sozialen Unterschiede jedoch nicht die Rede sein. Vielmehr wurde das bestehende Ständesystem in eine Klassengesellschaft transformiert. An deren Spitze stand der Hochadel (*kazoku*), der sich aus den ehemaligen *daimyō* sowie dem Hofadel zusammensetzte. Der ehemalige Samuraistand bildete die Klasse der Kriegerfamilien oder *shikozu*, während alle anderen Bewohner*innen des neu entstandenen Kaiserreiches den „Gemeinen“ (*heimin*) zugeordnet wurden.¹⁰⁹ Einhergehend mit dieser Neueinteilung kam es zu zahlreichen Maßnahmen, welche die soziale Mobilität der einzelnen Klassen wesentlich förderte. So erhielten 1870 alle Bürger*innen das Recht einen Familiennamen zu tragen und die Eheschließung wurde nicht mehr durch ständische Grenzen eingeschränkt. Auch die Sonderstände der sozial ausgeschlossenen Gruppierungen¹¹⁰ wurden abgeschafft. Den Samurai war es nun problemlos möglich ihren Beruf frei zu wählen.¹¹¹ Allerdings relativierte die Einebnung dieser ständischen Unterschiede auch die Rolle der ehemaligen *bushi*, indem ihre Reis-Stipendien abgelöst und verschiedene Vorrechte, wie Angehörige aus dem Volk körperlich zu züchtigen oder zwei Schwerter tragen zu dürfen, annulliert wurden.¹¹²

Gerade die letzten Punkte missfielen aber auch einigen Angehörigen der Kriegerfamilien, die sich in ihrem Selbstverständnis erschüttert sahen. Die eingeleiteten Maßnahmen der Meiji-Regierung boten zwar mehr soziale Mobilität für alle, doch bedeuteten sie für eine Minderheit auch zwangsläufig die Aufgabe von althergebrachten Privilegien und Gewohnheiten. Als weiterer Bruch wird hierbei auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht genannt,¹¹³ durch welche der ehemaligen militärischen Elite nun

107 Walker, A Concise History, S. 161.

108 Zöllner, Geschichte Japans, S. 196–197.

109 Schwentker, Die Samurai, S. 60.

110 Siehe Fußnote 45.

111 Zöllner, Geschichte Japans, S. 198.

112 Schwentker, Diener und Herrscher, S. 28–29.

113 Schwentker, Samurai und Soldaten, S. 139–141; Jacob, Die Meiji-Restauration, S. 87; Zöllner, Geschichte Japans, S. 210–211.

auch formal ihre ursprünglichste Existenzberechtigung entzogen wurde. Die Tatsache, dass sich Vertreter dieses traditionalistischen Verständnisses nach der Abschaffung der letzten Samurai-Privilegien 1877 in der Satsuma-Rebellion gegen die Zentralregierung erhoben, führte zu einer regen Forschungsdiskussion darüber, ob die ehemaligen Samurai nun zu den Gewinnern oder Verlierern der Restauration gehörten. Bei der genaueren Betrachtung dieser Erhebungen, die letztendlich scheiterten, zeigt sich jedoch, dass die Aufständischen verschiedene politische Ziele verfolgten und quantitativ nur rund sechs Prozent der Samurai an ihnen teilnahmen.¹¹⁴ Insgesamt stellten sie eher eine Ausnahmereaktion als die allgemeine Antwort des Samuraistandes auf dessen Auflösung dar.¹¹⁵ Daraus ergibt sich wiederum die Frage, auf welche Kapitalformen diejenigen ehemaligen Samurai, die sich nicht an den Aufständen beteiligten, zurückgreifen konnten.

Gerade die Umstrukturierung des Militärs bot vielen Angehörigen der einstigen Kriegerklasse eine Perspektive – jedoch nicht als Soldaten, sondern als Bürokraten. Bezüglich ihres Anteils im Verwaltungspersonal der militärischen Dienststellen in den späten 1870er-Jahren nennt Wolfgang Schwentker für das Marine- und Heeresamt Zahlen von 75 respektive 85 Prozent.¹¹⁶ Bei der Betrachtung der gesamten öffentlichen Verwaltung zeigt sich, dass im Jahr 1873 fast achtzig Prozent der Beamenschaft in den Institutionen Tokios und den Präfekturen der *shikozu*-Klasse angehörten. Diese Monopolstellung im administrativen Sektor setzte sich in den folgenden Jahrzehnten fort, wie die Studierendenzahlen an der Universität von Tokio zeigen, in welcher die künftigen Verwaltungskräfte ausgebildet wurden. Dort stammten 1883 noch sieben von zehn Studierenden aus Samurai-Familien.¹¹⁷ Schlüsselpositionen innerhalb des Verwaltungsapparats konnten bis zur Einführung von Staatsprüfungen 1887 nur durch Ernennungen besetzt werden. So ernannte beispielsweise der Kaiser die Beamten, welche in der Zentralregierung zum Einsatz kamen.¹¹⁸ Diese Spitzenfunktionäre stammten meist aus Chōshū und Satsuma,¹¹⁹ also denjenigen Provinzen, die sich als Erstes gegen den *shōgun* gewandt hatten. Hier spielte also nicht nur das Bildungsniveau der Kandidaten eine Rolle, sondern auch ihre Vernetzung mit dem Kaiserhof.

Abseits der bürokratischen Strukturen konnten die *shikozu* mit dem allmählichen Entstehen eines Parteiensystems in Japan¹²⁰ auch vermehrt im politischen Feld aktiv werden. Dabei knüpften sie an ihre bisherige Führungsrolle als lokale Eliten in den Fürstentümern an. Durch die gesellschaftliche Pluralität, die die Meiji-Restauration mit sich brachte, engagierten sich neben den ehemaligen Samurai aber auch wohlhabende ländliche Grundbesitzer, Unternehmer sowie Geschäftsleute in der Politik. Diese konsolidierten sich teilweise viel stärker in bestimmten Parteien, während die *shikozu* in

114 Schwentker, *Die Samurai*, S. 66.

115 Ursula Koike-Good, *Die Auflösung der Samuraiklasse und die Samuraiaufstände. Ein Beitrag zur japanischen Geschichte von 1868 bis 1878* (Schweizer asiatische Studien 16), Bern 1994, S. 7.

116 Schwentker, *Samurai und Soldaten*, S. 143.

117 Schwentker, *Die Samurai*, S. 66–67.

118 Zöllner, *Geschichte Japans*, S. 264.

119 Ebd.

120 Krebs, *Das moderne Japan*, S. 12–13.

allen politischen Lagern vertreten waren.¹²¹ Am Rande sei hier noch erwähnt, dass der erste Premierminister des Kaiserreiches, Itō Hirobumi, ebenfalls der Sohn eines Samurai war. Allerdings stammte er nicht aus einer alteingesessenen Kriegerfamilie, sondern bekleidete einen der niedrigsten Ränge in der Samurai-Hierarchie. In seiner Position als Leiter der Regierung besaß er aber bedeutend mehr Einfluss als die ehemaligen *daimyō*.¹²² Als Teil des Hochadels vertraten diese ihre politischen Interessen im 1890 geschaffenen Oberhaus des Parlaments.¹²³ Itō, der sowohl seine Ausbildung und Herkunft als Samurai als auch die soziale Mobilität der Meiji-Gesellschaft für sich nutzte, vereinte sprichwörtlich das Beste aus beiden Welten.

Da aber natürlich nicht alle Mitglieder der vormaligen Kriegeraristokratie in Positionen der Verwaltung und Politik untergebracht werden konnten, startete die Regierung in Tokio ein umfassendes Hilfsprogramm.¹²⁴ Ziel dabei war es, die Samurai, welche den Staatshaushalt wesentlich belasteten, ökonomisch unabhängig zu machen. Denn mit der Auflassung der Fürstentümer 1871 übernahm die Zentralregierung auch die Verantwortung für deren Besoldung, die rund ein Drittel der gesamten Staatsausgaben ausmachte. Zunächst versuchte die Regierung Anreize zur Ergreifung eines bürgerlichen Berufes zu schaffen, wofür den ehemaligen Samurai im Gegenzug eine Abfindung in der Höhe von mehreren Jahresgehältern in Aussicht gestellt wurde. Knapp 230.000 Bezugsberechtigte ließen sich darauf ein; die restlichen Samurei erteilte eine Reihe von Soldkürzungen, bis diese 1876 völlig eingestellt und in niedrig verzinste Staatsanleihen umgewandelt wurden.¹²⁵ Der Verlust dieser Unterhaltsansprüche trug neben der bereits erwähnten Abschaffung anderer Privilegien wesentlich zur im Folgejahr ausbrechenden Satsuma-Rebellion bei.¹²⁶

Die nun eingeleiteten Hilfsmaßnahmen sollten einerseits den Samurai neue Beschäftigungsmöglichkeiten bieten, aber auch zur Modernisierung des Landes beitragen. Im Vordergrund stand dabei vor allem das Projekt der Kolonisierung der nördlichsten Hauptinsel Japans, Hokkaido, sowie anderer peripherer Regionen. Insgesamt beteiligten sich zwanzigtausend Samurai mit ihren Familien an den Vorhaben zur Landerschließung, wobei sie ihre Anleihescheine in Papiergeld umtauschen und zu günstigen Konditionen Ackerland pachten konnten. Allein auf Hokkaido, welches aufgrund russischer Übergriffe auch strategische Bedeutung besaß, beteiligten sich zwischen 1884 und 1889 rund fünftausend Samurai. Als zweiten Weg, um die erhaltenen Staatsanleihen in Geld umtauschen zu können, wurde eine Beteiligung an der neu gegründeten Nationalbank vorausgesetzt. Hintergedanke der Regierung beim Ausbau der Filialstruktur war eine Belebung des Warenhandels. Am Ende der 1870er-Jahre kam es daher zum Aufbau von knapp 150 Zweigstellen der Nationalbank, die allesamt ehemalige Samurai leiteten. Außerdem wurden ihnen günstige Darlehen angeboten, um in neue Indust-

121 Oberländer, Von den Ungleichen Verträgen, S. 309.

122 Shinichi Kitaoka, The Significance of the Meiji Restoration, in: *Asia-Pacific Review* 25 (2018), Heft 1, S. 5–18, hier S. 14.

123 Schwentker, Diener und Herrscher, S. 29.

124 Ebd., S. 29.

125 Zöllner, Geschichte Japans, S. 211.

126 Oberländer, Von den Ungleichen Verträgen, S. 296–297.

rieprojekte – vor allem in der Bauwirtschaft – zu investieren. All diese Aspekte führten in den 1970er- und 80er-Jahren zu diversen Publikationen, die den wirtschaftlichen Aufstieg Japans zur zweitgrößten Industrienation der Welt durch die Unternehmertätigkeit der ehemaligen Samurai zu rechtfertigen versuchten, wobei allerdings die zahlreichen Fehlschläge von „Samurai-Unternehmern“ nicht berücksichtigt wurden.¹²⁷

5. Fazit

Durch den gezeigten Längsschnitt ergibt sich eine mehrfache Umverteilung des sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals der Samurai, die sich vor, während und vor allem nach der Herrschaft der Tokugawa zutrug. In Summe lassen sich aus den dargelegten Ausführungen zwei Phasen mit drei Brüchen herausarbeiten.

Zum Ersten wäre die Reichseinigung unter den Tokugawa zu nennen, welche langfristig eine Domestizierung des Samuraistandes zur Folge hatte. Das inkorporierte kulturelle Kapital, über welches seine Angehörigen verfügten, verschob sich dabei von militärischen Fähigkeiten wie der Waffenhandhabung und des strategischen Denkens hin zu einer allgemeineren Bildung, die sie für administrative Positionen qualifizierte. In beiden Fällen handelte es sich um kulturelles Kapital, das zur Herrschaftsausübung benötigt wurde, doch aufgrund der friedlicheren politischen Rahmenbedingungen schwand die praktische Notwendigkeit der Samurai als Krieger zunehmend. Trotz dieses Funktionswechsels behielten die *bushi* aber weiterhin standesübliche Privilegien, die ihnen jedoch nicht immer zum Vorteil gereichten. So unterbanden die herrschaftssichernden Einrichtungen des Shogunats ein Anwachsen des sozialen und vor allem des ökonomischen Kapitals der Samurai. Vielmehr befanden sich diese beiden Bereiche in einem statischen Zustand – das ökonomische Kapital schwand sogar. Die erste Phase, die die Edo-Zeit umfasst, wäre daher als „Gefangenschaft in Privilegien“ zu betiteln.

Die zweite Phase, die mit der Meiji-Restauration anbrach, ist dementsprechend als Befreiung zu deuten, die allerdings auch ihre Risiken barg. Während vor allem die *daimyō* mit dem Wegfall der wechselnden Residenzpflicht sowie der Besoldung ihrer Anhänger erheblich an ökonomischen Kapital gewinnen konnten, trat in den unteren Samuraischichten zunächst keine Besserung der bestehenden Verhältnisse ein. Was das soziale Kapital der vormaligen Kriegeraristokratie betrifft, lässt sich insgesamt ein Wechsel der Vorzeichen beobachten. Diejenigen Samuraifürsten, welche ein vertrautes Verhältnis zum *shōgun* pflegten oder mit den Tokugawa verwandt waren, wurden dafür entmachtet, während vor allem die „äußeren *daimyō*“ ihre Beziehungsnetzwerke zum Kaiserhof nutzten, um erheblichen Einfluss in der Gestaltung des modernen Japan zu gewinnen. Mit der Etablierung des Parteiensystems hatten aber auch die weniger bevorzugten Samurai die Gelegenheit ihr soziales Kapital zu steigern.

Die Frage, ob die Samurai ihr Kapital, also ihre gesellschaftliche Stellung, verspielten, lässt sich in Summe verneinen. Vor allem ihr inkorporiertes kulturelles Kapital, welches sie bereits in der Tokugawa-Ära erworben hatten, bildete die Grundlage, um ihre soziale Stellung trotz Annullierung der Standesunterschiede aufrechterhalten zu können. Wie geschildert erlangten auch jene, die diese Kontinuität nicht für sich nutzen konnten, die Gelegenheit ihr ökonomisches Kapital und damit ihre Position in der Meiji-Gesellschaft zu steigern. Damit konnten zuletzt auch die Samurai, welche zunächst von der Dynamik der Meiji-Restauration ausgeschlossen waren und sich vorrangig auf ihren symbolischen Privilegienverlust fixierten, letztendlich in den 1869 einsetzenden Modernisierungsprozess integriert werden. Die Chancen der *shiko*-Klasse, zumindest ihr soziales und ökonomisches Kapital zu vermehren, waren im Gegensatz zur Tokugawa-Herrschaft wesentlich größer. Allerdings ging sie mit dem Verlust der bis dahin bestehenden Standessicherheit einher, da die neue Dreiklassengesellschaft bessere Möglichkeiten bot, die „feinen Unterschiede“ auszugleichen.

6. Literatur

Asch, Ronald G., „The Politics of Access“. Hofstruktur und Herrschaft in England unter den frühen Stuarts, 1603–1642, in: Werner Paravicini (Hrsg.), *Alltag bei Hofe*. 3. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Ansbach, 28. Februar bis 1. März 1992 (Residenzenforschung 5), Sigmaringen 1995, S. 243–266.

Bourdieu, Pierre, *Die verborgenen Mechanismen der Macht* (Schriften zu Politik & Kultur 1), Hamburg 1992.

Ders., *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998.

Ders., *Sozialer Raum, symbolischer Raum* (1989), in: Susanne Hauser/Christa Kamleithner/Roland Meyer (Hrsg.), *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften*, Bd. 1, Bielefeld 2011, S. 304–313.

Ders./Wacquant, Loïc, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996.

Dartmann, Christoph/Füssel, Marian/Rüther, Stephanie (Hrsg.), *Raum und Konflikt. Zur symbolischen Konstituierung gesellschaftlicher Ordnung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Münster 2004.

Dimbath, Oliver, *Einführung in die Soziologie*, o. O. 2016³.

Distelrath, Günther, *Die vorindustrielle Dynamik der Frühen Neuzeit*, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶, S. 204–260.

Hall, John Whitney, *Das japanische Kaiserreich* (Fischer Weltgeschichte 20), Frankfurt am Main 2009¹⁵.

Howland, Douglas R., *Samurai Status, Class, and Bureaucracy. A Historiographical Essay*, in: *The Journal of Asian Studies* 60 (2001), Heft 2, S. 353–380.

Jacob, Frank, Die Meiji-Restauration und die Neuordnung Japans. Umverteilung und sozialer Wandel, in: *Traverse* 22 (2015), Heft 1, S. 79–92.

Kitaoka, Shinichi, The Significance of the Meiji Restoration, in: *Asia-Pacific Review* 25 (2018), Heft 1, S. 5–18.

Koike-Good, Ursula, Die Auflösung der Samuraiklasse und die Samuraiaufstände. Ein Beitrag zur japanischen Geschichte von 1868 bis 1878 (Schweizer asiatische Studien 16), Bern 1994.

Krebs, Gerhard, Das moderne Japan 1868–1952. Von der Meiji-Restauration bis zum Friedensvertrag von San Francisco (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 36), München 2009.

Kreiner, Josef (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶.

Ders., Japan und die ostasiatische Staatenwelt an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶, S. 149–203.

Lubbadeh, Jens, Samurai-Schau. Das Geheimnis der todbringenden Ritter, in: *Der Spiegel*, 24.2.2008, <https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/samurai-schau-das-geheimnis-der-todbringenden-ritter-a-536951.html>, eingesehen 7.3.2020.

Mathias, Regine, Shogunat, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_348940, eingesehen 2.2.2020.

Nitungkorn, Sukanya, Education and Economic Development during the Modernization Period. A Comparison between Thailand and Japan, in: *Southeast Asian Studies* 38 (2000), Heft 2, S. 142–164.

Oberländer, Christian, Von den Ungleichen Verträgen zur Großmacht – Japans Weg zum modernen Nationalstaat, in: Josef Kreiner (Hrsg.), *Geschichte Japans*, Stuttgart 2018⁶, S. 261–331.

Ryūichi, Nagao, Der Staat Japan in historischer Perspektive, in: Kazuhiro Takii/Michael Wachutka (Hrsg.), *Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90)*, Baden-Baden 2016, S. 13–45.

Saaler, Sven, Die Bedeutung der Epochenmarke 1868 in der Japanischen Geschichte. Restauration, Revolution, Reform, in: *Saeculum* 56 (2005), Heft 1, S. 69–104.

Schulze, Winfried, *Einführung in die Neuere Geschichte*, Stuttgart 2010⁵.

Schwentker, Wolfgang, Die Samurai im Zeitalter der Meiji-Restauration. Elitenwandel und Modernisierung in Japan, 1830–1890, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), Heft 1, S. 33–70.

Ders., Samurai und Soldaten. Zum Wandel des Militärs im Japan der Restaurationszeit, 1853–1895, in: Thomas Kolnberger (Hrsg.), *Krieg und Akkulturation (Expansion - Interaktion - Akkulturation 5)*, Wien 2004, S. 130–152.

Ders., Diener und Herrscher. Die japanische Geschichte im Spiegel der Samurai, in: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hrsg.), Samurai. Begleitbuch zur Ausstellung „Samurai“ im Historischen Museum der Pfalz Speyer, Ostfildern 2008, S. 15–29.

Sonoda, Hirehido, The Decline of the Japanese Warrior Class, 1840–1880, in: *Japan Review* 1 (1990), S. 73–111.

Spafford, David, Emperor and Shogun, Pope and King. The Development of Japan's Warrior Aristocracy, in: *Bulletin of the Detroit Institute of Arts* 88 (2014), Heft 1, S. 10–19.

Takii, Kazuhiro/Wachutka, Michael (Hrsg.), Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90), Baden-Baden 2016.

Wachutka, Michael, Der kokutai-Diskurs im Staatsverständnis des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Kerngedanken und Entwicklung der Idee von Japans einzigartigem Nationalwesen, in: Kazuhiro Takii/Michael Wachutka (Hrsg.), Staatsverständnis in Japan. Ideen und Wirklichkeiten des japanischen Staates in der Moderne (Staatsverständnisse 90), Baden-Baden 2016, S. 65–88.

Walker, Brett L., *A Concise History of Japan*, Cambridge 2015.

Zöllner, Reinhard, *Geschichte Japans. Von 1800 bis zur Gegenwart*, Paderborn 2006.

Ders., Samurai und Ritter, in: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hrsg.), Samurai. Begleitbuch zur Ausstellung „Samurai“ im Historischen Museum der Pfalz Speyer, Ostfildern 2008, S. 173–179.

Maximilian Gröber studiert Geschichte sowie Katholische Fachtheologie an der Universität Innsbruck. maximilian.groeber@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Maximilian Gröber, Verspieltes Kapital? Der gesellschaftliche Rollenwandel des Samuraistandes im Zuge der Meiji-Restauration, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 71–96, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Koloniale Fesseln brechen. Afrikanische Dekolonisierungsprozesse auf sowjetischen Plakaten der 1960er-Jahre

Katharina Föger

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof. Mag. Dr. Eric Burton

eingereicht im: SoSe 2020

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Breaking Colonial Shackles. African Decolonization Processes on Soviet Posters of the 1960s

Since its beginnings, the Soviet Union has emphasized its anti-colonial solidarity. This paper examines how this political ambition was displayed on soviet posters during African decolonization processes in the 1960s. Combining the graphic analysis by Panofsky and the analytical focus on physical representations, it will be shown how the depiction of a strong, young man was used to create an ideal picture of an emancipated African freedom fighter who opposes western colonial powers.

1. Einleitung

Der Kampf gegen Kolonialismus war seit Wladimir Iljitsch „Lenin“ Uljanow ein zentrales Element des Kommunismus, das unter Nikita Sergejewitsch Chruschtschow im Zuge der Entstalinisierung ab Mitte der 1950er-Jahre rehabilitiert wurde, um Beziehungen zu antikolonialen Bewegungen und postkolonialen Staaten im Globalen Süden zu intensivieren. Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR) stellte sich in diesem Kontext als antiimperialistischer und antirassistischer Staat dar, in dem die „Freundschaft unter den Völkern“ und die „internationale Solidarität“ gelebt und unterstützt würden.¹ Dieser Anspruch wurde unter anderem auf Plakaten artikuliert, einem wich-

1 Maxim Matusevich, Soviet Antiracism and Its Discontents. The Cold War Years, in: James Mark/Artemy M. Kalinovsky/Steffi Marung (Hrsg.), *Alternative Globalizations. Eastern Europe and the Postcolonial World*, Bloomington 2010, S. 229–250, hier S. 229.

tigen massenwirksamen Medium der UdSSR, das sich an das sowjetische Publikum im Inland richtete.² Diese Arbeit befasst sich mit der medialen Darstellung von afrikanischen Dekolonisierungsprozessen in der Sowjetunion. Die sowjetischen Plakate sollen mittels der Forschungsfrage analysiert werden, welche Motive die Darstellung von afrikanischen Dekolonisierungsprozessen in den 1960er-Jahren prägten. Es wird die These aufgestellt, dass die Darstellungen in einer langen sowjetischen Tradition des Antikolonialismus stehen und das Moment der Befreiung durch die formale Gestaltung in den Vordergrund gerückt wird. Letzteres wird insbesondere über Körperdarstellungen und Attribute der dargestellten Personen artikuliert.

Die Plakate stammen aus der Wayland Rudd Collection, die visuelle Quellen zu Ost-Süd-Beziehungen für die Zeitspanne des Bestehens der Sowjetunion sammelt. Da diese in den 1960er-Jahren (eine Ausnahme von 1971) publiziert wurden, können sie parallel zu Dekolonisierungsprozessen in Afrika gelesen werden. Diese Arbeit beschäftigt sich mit sechs Quellen, die im weitesten Sinne antikolonialen Widerstand in Afrika zeigen. Für dieses Sujet lassen sich fast nur Beispiele finden, auf denen ausschließlich Männer zu sehen sind. Dieses Merkmal spiegelt sich in der Quellenauswahl wider.

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit geht es im Zuge methodischer Überlegungen um sowjetische Plakattraditionen und Aspekte der Repräsentation von sozialen Gruppen. Die Bildkompositionen sollen mithilfe einer Bildanalyse nach dem Kunsthistoriker Erwin Panofsky ikonografisch und ikonologisch erarbeitet werden.³ Der Forschungsstand zu Selbst- und Fremddarstellungen von afrikanischen Befreiungsbewegungen wird im dritten Kapitel vorgestellt. Das vierte Kapitel behandelt die sowjetische Repräsentation Afrikas seit den 1920er-Jahren und zeigt darstellerische Kontinuitäten auf. Die Vorstellung des Korpus und die historische Kontextualisierung erfolgt im fünften Kapitel, in dem die Produktionsbedingungen von sowjetischen Plakaten dargelegt werden. Im sechsten Kapitel werden die Ergebnisse der Quellenanalyse vorgestellt.

2. Visuelle Repräsentation

Um die Vorstellung der Sowjetunion als Vorbild des Antirassismus und Antiimperialismus medial manifestieren zu können, wurde auf Plakate zurückgegriffen. Plakate nahmen einen wichtigen Stellenwert innerhalb der sowjetischen Agitations- und Medienpraxis ein. Die Historiker*innen Klaus Waschik und Nina Baburina betonten, Plakate seien politische „Sollwertsetzungen“⁴, deren Bilder sich vom Alltag der meisten Bürger*innen abheben, diesen aber durch ihre behandelten Themen prägen wollen. Aus dieser Sicht seien Plakate eine „Fortsetzung der Politik mit visuellen Mitteln“⁵ und böten Einblicke in die raffinierte Erscheinung der reklamierten politischen Ideen sowie

2 Matusевич, *Soviet Antiracism*, S. 244.

3 Stephanie Geise/Katharina Lobinger, Nicht standardisierte Methoden Visueller Kommunikationsforschung, in: Stefanie Averbek-Lietz/Michael Meyen (Hrsg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, Wiesbaden 2016, S. 499–512.

4 Klaus Waschik/Nina Baburina, *Russische Plakatkunst des 20. Jahrhunderts. Werben für die Utopie, Bietigheim-Bissingen* 2003, S. 85.

5 Ebd., S. 85.

in die visuelle Gestaltung von Utopien und Idealen, die der sowjetischen Gesellschaft ein Vorbild sein sollten.⁶ Die Bildsprache von medialer Repräsentation müsse an bereits bekannte Muster anknüpfen, sodass visuelles Erzählen gelinge. Erst durch wiederholt auftretende Motive würden die Interpretationen des Publikums geleitet und bestimmte Assoziationen hervorgerufen werden können.⁷

Die Einschätzung der tatsächlichen Rezeption und Wirkung dieser Plakate ist schwierig, da Quellen zu Auflagenhöhe und Verbreitung sowie Rezeptionsstudien fehlen. Eine Plakatanalyse muss sich daher auf eine formale Untersuchung der visuellen Darstellung fokussieren.⁸ Eine methodische Möglichkeit zur Untersuchung bildlicher Inhalte stellen die Ikonografie und Ikonologie als qualitative Forschungszugänge nach Panofsky dar, der durch die Analyse von Bildlogiken und Symbolen Bildbedeutungen offenlegen will.⁹ Die Ikonologie fragt nach Motiven, die öfter vorkommen und somit eine eigene Bedeutung entwickelt haben, weswegen sich diese Methode für die Analyse von politischen Plakaten anbietet. Nach Panofsky ergeben sich aus dieser Methode drei Analyseschritte: die vor-ikonografische Beschreibung, die ikonografische Analyse und die ikonologische Interpretation.¹⁰

Diese Arbeit betrachtet Plakate als Formen von Repräsentation im Sinne Stuart Halls, der Repräsentation als einen Prozess verstand, in dem Bedeutungen geformt, verändert, gefestigt und von Machtverhältnissen beeinflusst werden.¹¹ Durch die reduzierte Bildsprache, die Bildinhalte verdichtet, sowie den Einsatz von Symbolen stehen die Zeichen eines Plakats nicht für ein Individuum, sondern Plakate sind per se als Medium generalisierend.¹² Der postkoloniale Theoretiker Homi K. Bhabha argumentiert, dass bildliche Darstellungen auch Teil von Identifikationsprozessen sein können, die für die Stereotypisierung konstitutiv sind.¹³ Durch bestimmte Darstellungsaspekte werden daher Gruppen konstruiert und mit Eigenschaften versehen, die sie als Einheiten essentialisieren.¹⁴

6 Waschik/Baburina, *Russische Plakatkunst*, S. 84–85

7 Ekaterina V. Haskins/James P. Zappen, *Totalitarian Visual "Monologue". Reading Soviet Posters with Bakhtin*, in: *Rhetoric Society Quarterly* 40 (2010), Heft 4, S. 326–359, hier S. 335, <https://doi.org/10.1080/02773945.2010.499860>, eingesehen 17.2.2021.

8 Michael Sauer, *Plakate als historische Quellen*, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 37–56, hier S. 45–46.

9 Marion G. Müller/Stephanie Geise, *Grundlagen der visuellen Kommunikation*, Konstanz 2015², S. 183–184.

10 Ebd., S. 184–188.

11 Stuart Hall, *The Work of Representation*, in: Stuart Hall/Jessica Evans/Sean Nixon (Hrsg.), *Representation*, London 2013.

12 Sauer, *Plakate*, S. 43.

13 Brigitte Kossek, *Begehren, Fantasie, Fetisch. Postkoloniale Theorie und die Psychoanalyse (Sigmund Freud und Jacques Lacan)*, in: Julia Reuter/Alexandra Karentzos (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*, Wiesbaden 2012, S. 51–68, hier S. 63.

14 Udo Göttlich, *Cultural Studies*, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie. Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, Wiesbaden 2017, S. 177–188, hier S. 183–184.

3. Afrikanische Dekolonisierung in Bildern

3.1 *Blick von innen*

Es ist wichtig festzuhalten, dass es sich bei den sowjetischen Plakaten um Fremdrepräsentationen handelt. Selbstdarstellungen von Befreiungsbewegungen unterliegen einer stetigen Selbstreflexion, betont Judy Ann Seidman, die selbst ab den 1970er-Jahren Plakate für Anti-Apartheid-Bewegungen in Südafrika kreierte.¹⁵ Die Bildsprache entstand aus der Gemeinschaft, die gleichzeitig angesprochen und repräsentiert werden sollte. Themen oder Motive würden stetig an Erfahrungswelten angepasst werden. Im Gegensatz dazu seien Blicke aus Europa und der UdSSR zu generalisierend und idealisierend gewesen.¹⁶

Eine ähnliche Betonung des Verhältnisses zwischen Gemeinschaft und der Wirkung von Plakaten wird von Drew A. Thompson in seiner Arbeit zu Bildern der von FRELIMO¹⁷ „befreiten Zonen“ in der portugiesischen Kolonie Mozambique im südlichen Afrika gesehen. Die Selbstdarstellung der Befreiungsbewegung FRELIMO hatte zum Ziel, in Abgrenzung zur einseitigen Berichterstattung Portugals, die gute Organisation der Gebiete zu zeigen und die eigene Gemeinschaft zu mobilisieren.¹⁸ Durch diese visuelle Darstellung konnte sich FRELIMO international als legitimer politischer Nachfolger zeigen.¹⁹

Ähnliche Ziele finden sich in der Selbstdarstellung der südsudanesischen Guerilla-Gruppe Anya-Nya, die Yotam Gidron untersuchte.²⁰ Gidron betont die Funktion der Selbstlegitimierung über Fotografien, auf denen Männer und Frauen, Alte und Kinder gezeigt wurden, um die Botschaft zu verbreiten. Anya-Nya vertrete eine breite Bevölkerung – im Gegensatz zu den sowjetischen Plakaten, die meist nur einen jungen Mann stellvertretend für afrikanische Gesellschaften abbildeten.²¹

3.2 *Blick von außen*

In sozialistischen Staaten dienten visuelle Darstellungen von Dekolonisierungsprozessen vor allem dazu, eine Verbindung zu eigenen Handlungen herzustellen und zur Solidarität aufzurufen. Bilder des Globalen Südens wurden in der DDR unter anderem von dem Solidaritätskomitee mit dem Ziel versehen, die Spendentätigkeit der DDR-Bürger*innen anzuregen. Gregory Witkowski beschreibt, dass auf diesen Plakaten kör-

15 Judy Ann Seidman, *Visual Arts of the Armed Struggle in Southern Africa*, in: *South African Historical Journal* 70 (2018), Heft 1, S. 234–269, hier S. 234–236, <https://doi.org/10.1080/02582473.2018.1444084>, eingesehen 17.2.2021.

16 Ebd., S. 242.

17 Portugiesisch: Frente de Libertação de Moçambique, Englisch: Liberation Front of Mozambique.

18 Drew A. Thompson, *Visualising FRELIMO's liberated zones in Mozambique, 1962–1974*, in: *Social Dynamics* 39 (2013), Heft 1, S. 24–50, hier S. 234–236, <http://dx.doi.org/10.1080/02533952.2013.774583>, eingesehen 17.2.2021.

19 Ebd., S. 45, 47.

20 Yotam Gidron, 'One People, One Struggle'. Anya-Nya propaganda and the Israeli Mossad in Southern Sudan, 1969–1971, in: *Journal of Eastern African Studies* 12 (2018), Heft 3, S. 428–453, <https://doi.org/10.1080/17531055.2018.1480103>, eingesehen 17.2.2021.

21 Ebd., S. 445.

perlich starke Afrikaner gezeigt wurden, die für den Kampf für den Sozialismus jederzeit bereit seien. Allerdings könnten sie gegen Kapitalismus und Imperialismus, so der Subtext der Darstellungen, nur mit der Unterstützung der DDR gewinnen.²² Durch diese Verknüpfung geschehe eine Hierarchisierung, da ein Abhängigkeitsverhältnis geschaffen werde. Die Spender*innen aus der DDR würden implizit in den Vordergrund gerückt werden.²³ Quinn Slobodian bewertet außerdem die Kultur- und Bildungsproduktion als sehr symbolträchtig, es werde auf die Darstellung von Individuen zugunsten von Ikonen verzichtet.²⁴

Ähnlich fungierten bildliche Darstellungen in der Volksrepublik China beim Aufruf zur Solidarität im Kampf gegen den Antimperialismus, wie Robenson Taj Frazier zeigt. Die chinesische Regierung hätte diese Poster eingesetzt, um unter der Bevölkerung das Verständnis und die Unterstützung für außenpolitische Strategien zu stärken. Gleichzeitig würde damit der chinesische Kommunismus als Gegenkraft zu Imperialismus und Kapitalismus positioniert werden.²⁵ In den 1960er- und 1970er-Jahren waren Bilder von Afrikaner*innen in chinesischen Medien besonders häufig zu sehen, besonders auf Plakaten, Briefmarken oder Cartoons.²⁶ Diese Darstellungen würden Melissa Lefkowitz zufolge das Narrativ nahelegen, dass Kolonialismus in Afrika nur mit der Unterstützung Chinas erfolgreich bekämpft werden könne. Der afrikanische Revolutionär, ein häufiges Motiv, wurde somit auf Plakaten von der chinesischen Bauern- oder Arbeiterschaft flankiert.²⁷

3.3 Kontinuitäten in sowjetischen Afrika-Darstellungen

Solidaritätsbekundungen wie in China oder der DDR tauchten in der Sowjetunion schon seit den 1920er-Jahren auf. Anfangs konzentrierten sich diese allerdings stärker auf einen gemeinsamen Kampf gegen Rassismus, den die UdSSR medienwirksam artikuliert.²⁸ Sie pries sich selbst als attraktive Alternative zum Westen an, der nicht nur kapitalistisch, sondern zweifellos auch rassistisch und imperialistisch war.²⁹

22 Gregory Witkowski, *Between Fighters and Beggars. Socialist Philanthropy and the Imagery of Solidarity in East Germany*, in: Quinn Slobodian (Hrsg.), *Comrades of Color. East Germany in the Cold War World*, New York-Oxford 2015, S. 73–94, hier S. 79.

23 Ebd., S. 89.

24 Quinn Slobodian, *Socialist Chromatism. Race, Racism, and the Racial Rainbow in East Germany*, in: Quinn Slobodian (Hrsg.), *Comrades of Color. East Germany in the Cold War World*, S. 23–39, hier S. 33.

25 Robenson Taj Frazier, *Making Blackness Serve China. The Image of Afro-Asia in Chinese Political Posters*, in: Leigh Raiford/Heike Raphael-Hernandez (Hrsg.), *Migrating the Black Body. The African Diaspora and Visual Culture*, Seattle-London 2017, o. S (ePUB).

26 Melissa Lefkowitz, *Revolutionary friendship. Representing Africa during the Mao Era*, in: Kathryn Batchelor/Xiaoling Zhang (Hrsg.), *China-Africa Relations. Building Images through Cultural Cooperation, Media Representation and Communication*, London-New-York 2017, S. 29–50, hier S. 30.

27 Ebd., S. 33–35.

28 Maxim Matusevich, *Blackness the Color of Red. Negotiating Race at the US Legation in Riga, Latvia, 1922–33*, in: *Journal of Contemporary History* 52 (2017), Heft 4, S. 832–852, hier S. 839, <https://doi.org/10.1177/0022009417723976>, eingesehen 17.2.2021.

29 Joy Gleason Carew, *Black in the USSR. African diaspora pilgrims, expatriates, and students in Russia, from the 1920s to the first decade of the twenty-first century*, in: *African and Black Diaspora. An International Journal* 8 (2015), Heft 2, S. 202–215, hier S. 213, <https://doi.org/10.1080/17528631.2015.1027324>, eingesehen 17.2.2021.

Nach dem internen Machtwechsel zu Chruschtschow 1953 änderte sich die von Josef Stalin verfolgte, auf Europa fokussierte außenpolitische Strategie der Sowjetunion, um der Isolation des Kommunismus zu begegnen. Die UdSSR intensivierte ihre Beziehungen zu postkolonialen Regierungen und unterstützte antikoloniale Bewegungen.³⁰ Parallel dazu stieg die Zahl von Publikationen über den Globalen Süden in den 1960er-Jahren in der Sowjetunion an.³¹ Neben finanzieller Unterstützung, Waffenlieferungen und militärischen Ausbildungscamps wurde auch im Radio, Fernsehen und in Print-Medien Solidarität geäußert und dadurch ein Bewusstsein für den antikolonialen Kampf, etwa in Angola oder Mozambique, geschaffen.³²

Durch die mediale Aufarbeitung und Begleitung entwickelte sich Afrika in der sowjetischen Öffentlichkeit zum Sinnbild der kolonialen Unterdrückung im Globalen Süden.³³ Antikoloniale Bewegungen wurden mit einer kämpferischen Befreiungsbotschaft verbunden und somit im Sinne Bhabhas als eine homogene Gruppe dargestellt. Neben der antiimperialistischen, antirassistischen und antikapitalistischen Konnotation, die auf die lange Darstellungstradition seit den 1920er-Jahren zurückzuführen ist, bargen diese Darstellungen auch das Potential, Stereotype zu reproduzieren.³⁴

4. Quellenkorpus

Die untersuchten Plakate sind Teil der Wayland Rudd Collection, einer Sammlung, die von dem russisch-amerikanischen Künstler Yevgeniy Fiks³⁵ zusammengestellt wurde.³⁶ Die Sammlung umfasst über zweihundert Bilder, Plakate und Standfotos aus Filmen und Grafiken aus einem Zeitraum von sechzig Jahren, beginnend in den 1920er-Jahren bis zum Ende der UdSSR.³⁷

Die Plakatproduktion in der UdSSR unterlag der staatlichen Zensur, die den kreativen Prozess beaufsichtigte. Bereits im Entstehungsprozess war die Redaktion des Zentral-

30 Andreas Hilger, *Communism, Decolonization and the Third World*, in: Norman M. Naimark/Silvio Pons/Sophie Quinn-Judge (Hrsg.), *The Socialist Camp and World Power 1941–1960s (The Cambridge History of Communism 40)*, Cambridge 2017, S. 317–340, hier S. 322–323.

31 Steffi Marung, *Jenseits der Orthodoxie. Über die Risiken afrikawissenschaftlicher Forschung in der Sowjetunion*, in: Ulrich Mähler/Matthias Middell u. a. (Hrsg.), *Kommunismus jenseits des Eurozentrismus (Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung)*, Berlin 2019, S. 189–208.

32 Natalia Telepneva, 'Letters from Angola'. Soviet Print Media and the Liberation of Angola and Mozambique, 1961–1975, in: Lena Dallywater/Chris Saunders/Helder Adegar Fonseca (Hrsg.), *Southern African Liberation Movements and the Global Cold War 'East': Transnational Activism (Dialectics of the Global 4)*, Berlin-Boston 2019, S. 129–150, hier S. 131.

33 Maxim Matusevich, *Probing the Limits of Internationalism. African Students Confront Soviet Ritual*, in: *Anthropology of East Europe Review* 27 (2009), Heft 2, S. 19–39, hier S. 30.

34 Ebd., S. 25.

35 An dieser Stelle soll dankend erwähnt werden, dass Yevgeniy Fiks so freundlich war, bei der Datierung der Plakate zu helfen.

36 Einige Werke dieser Sammlung sind hier einzusehen: Marc Climaco, *29 Astounding Soviet Propaganda Images Promoting Racial Equality*, 20.1.2014, <http://web.archive.org/web/20140407135349/http://www.buzzfeed.com/marcjaysonc/29-astounding-soviet-propaganda-images-promoting-r-fhfg?bftw=>, eingesehen 19.4.2021. Die Plakate aus der Wayland Rudd Collection werden auch hier vorgestellt: Samuel Goff, *Art, Image and Ideology. The history of Soviet relations with Africa, told in pictures*, *Calvert Journal*, 4.2.2016, <https://www.calvertjournal.com/features/show/5323/red-africa-yevgeniy-fiks-history-soviet-relations-africa-art-ideology>, eingesehen 10.4.2021.

37 Mark Nash (Hrsg.), *Red Africa. Affective Communities and the Cold War*, Calvert 22 Gallery 4.2.2016–3.4.2016, London 2016, S. 22.

verlags für Bildmedien beteiligt, um zu garantieren, dass ein Plakat erfolgreich durch die (ideologisch gefärbten) Prüfinstanzen gelotst werden konnte. Nach der Zusammenarbeit zwischen Grafiker*in und Redakteur*in wurde ein Plakat im „Künstlerischen Rat“ des jeweiligen Verlags diskutiert und an die seit 1922 für Literatur und Verlagswesen zuständige Zensurbehörde Glawlit (Hauptverwaltung der Angelegenheiten der Literatur und des Verlagswesens³⁸) weitergeschickt, die für die Prüfung von Bildmedien verantwortlich war.³⁹ In der Tauwetterperiode ab 1953 wurde die staatliche Zensur abgeschwächt, allerdings blieb ein vorgegebener Rahmen bestehen. Die kulturelle Produktion, unter die auch Plakate fielen, bewegte sich in den 1960er- und 1970er-Jahren weiterhin zwischen kreativer Öffnung und Zensur.⁴⁰

Die untersuchten Plakate sind von vier Künstlern und einem Künstlerkollektiv gestaltet worden. Die erste Bildquelle stammt von Eduard Simonovič Artsrunyan (1929–2010), einem armenischen Künstler, der 1961 Mitglied des Künstlerverbandes der UdSSR wurde und Werbeplakate sowie politische Plakate gestaltete.⁴¹ Die zweite und fünfte Bildquelle wurden von Viktor Koretsky (1909–1998) angefertigt, der seit 1931 über siebenhundert politische Plakate kreierte.⁴² Der Urheber der dritten Bildquelle ist V. Boldyrev, über den keine biografischen Informationen vorliegen. Die vierte stammt aus der Feder von Vilen Surenovič Karakašev (1935*), einem Mitglied des Künstlerverbandes der UdSSR. Karakaševs Arbeit wurde häufig prämiert. Er ist heute vor allem für seine Filmplakate aus den 1980er-Jahren bekannt.⁴³ Die sechste Bildquelle stammt vom Künstlerkollektiv Kukryniksy, das aus den drei Grafikern Michail Wasiljevič Kuprijanov (1903–1991), Profiri Nikič Krylov (1902–1990) und Nikolai Alexondrovič Sokolov (1903–2000) bestand. Dieses Kollektiv wurde für seine Arbeiten seit 1924 ausgezeichnet und genoss hohes Ansehen in der Sowjetunion.⁴⁴

Afrikanische Dekolonisierung war folglich nur eines von vielen unterschiedlichen Themen, mit denen sich die Grafiker*innen im Laufe ihrer Karriere über Jahrzehnte auseinandersetzten. Inhaltliche Rahmen wurden von den Redaktionen vorgegeben und die Künstler*innen reproduzierten somit bestimmte staatliche Narrative. Ähnlich zu Darstellungen aus China oder der DDR waren die sowjetischen Plakate Fremdrepräsentationen, die explizit für ein sowjetisches Publikum gedacht waren.

38 Abkürzung für „Glavnoe upravlenie po delam literatury i izdatel'stv“: Ludmila Lutz-Auras, 'Auf Stalin, Sieg und Vaterland!' Politisierung der kollektiven Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Russland, Wiesbaden 2013, S. 12.

39 Klaus Watschik, Virtual Reality. Sowjetische Bild- und Zensurpolitik als Erinnerungskontrolle in den 1930er-Jahren, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 30–54, hier S. 44.

40 Fokin, *Kulturangelegenheiten*, S. 121–122.

41 Eduard Simonovic Artsrunyan, in: Arhive, o. D., https://artchive.ru/sl/artists/14672~Eduard_Simonovic_Artsrunyan/biography, eingesehen 30.7.2020.

42 Soviet poster artist Viktor Koretsky, in: *Soviet Art USSR Culture*, o. D., <https://soviet-art.ru/soviet-poster-artist-viktor-koretsky/>, eingesehen 30.7.2020.

43 Waschik/Baburina, *Russische Plakatkunst*, S. 320.

44 Kukryniksy, in: *The Art Institute of Chicago*, 2003, <https://archive.artic.edu/tass/kukryniksy/>, eingesehen 30.7.2020.

5. Quellenanalyse

Bei der Quellenanalyse fallen einige Motive ins Auge, die in leicht abgewandelter Form auf mehreren Plakaten vorkommen. Die jungen, muskulösen und meistens nur halbbekleideten Männer sind im Begriff, sich von ihren Fesseln zu befreien. Auf den untersuchten Darstellungen fällt auf, dass es stets einzelne Figuren sind, die diesen Prozess vollziehen. Das Moment der Befreiung steht im Mittelpunkt der Plakalnarrative, wodurch die UdSSR und ihre Unterstützung für antikoloniale Bewegungen in den Hintergrund treten. Als Musterbeispiel dient das 1971 publizierte Plakat⁴⁵ von Koretsky. Es zeigt einen Mann, der die Ketten, die um seine Handgelenke gelegt sind, kraftvoll zerreißt. Seine Kleidung gibt den Blick auf seinen muskulösen Körper frei und seine Mimik unterstützt den Eindruck der kämpferischen Dynamik der Befreiung. Unten rechts ist die Aufschrift „Afrika kämpft, Afrika wird gewinnen!“ zu lesen, die in diesem Fall die Funktion einer geografischen Verortung übernimmt.⁴⁶

Die Schriftzüge, die die anderen Plakate rahmen, sind antikolonialistisch und bis auf eine Ausnahme nicht explizit sozialistisch. Sie versprachen die gezeigte Entschlossenheit mit Slogans wie „Man kann den Beginn der Freiheit nicht beenden!“ oder „Der Kolonialismus ist zum Scheitern verurteilt!“. Optimistische Zukunftsaussichten, durch den Slogan „Die afrikanischen Nationen werden die Kolonisten zügeln.“ geäußert, antworten auf Forderungen wie „Freiheit für alle Länder Afrikas“. Eine Ausnahme mit Verweis auf die UdSSR ließ sich im Plakat von Boldyrey aus dem Jahr 1969⁴⁷ finden. Auf diesem ist ein schwarzer Mann mit erhobener Hand zu sehen, in der er ein Gewehr hält. Die Umrisse seiner Hand werden von einem Lichtkegel eines Schiffes im Hintergrund angeleuchtet. Der Slogan „Der große Lenin erleuchtete uns den Weg“⁴⁸ bezieht sich auf den Atomeisbrecher „Lenin“, der als erstes nuklear betriebenes Schiff ab 1959 ein sowjetisches Vorzeigeprojekt darstellte.⁴⁹ Abseits dieser Ausnahme rückte die Sowjetunion auf den Plakaten als Akteur in den Hintergrund.

Auf allen Plakaten findet sich das Sujet der zerbrochenen Ketten, Fesseln oder zerbrochenen Gitterstäbe wieder. Dieses war in der sowjetischen Plakatgeschichte seit der Revolutionszeit ein häufig gebrauchtes Symbol, um die „soziale Entfesselung“ nach der proletarischen Revolution zu visualisieren.⁵⁰ Mit der Figur des Schmiedes, der stellvertretend für die Arbeiterschaft seine eigenen Fesseln zerschlägt, wurde die Überwindung des Kapitalismus gleichgesetzt.⁵¹ Das Motiv des kettenerreißenden Schwarzen

45 Plakat 1: Viktor Koretsky, 1971, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013345im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr06/20/14/enhanced-buzz-24276-1390245884-7.jpg, eingesehen 16.4.2021.

46 Diese und folgende Übersetzungen der Schriftzüge stammen von Yevgeniy Fiks: E-Mail an Katharina Föger, 30.7.2020.

47 Plakat 2: V. Boldyrey, 1969, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013512im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr06/20/14/enhanced-buzz-27691-1390245040-5.jpg, eingesehen 16.4.2021.

48 Ebd.

49 Amadeus Neumann, Im Zeichen der Gezeiten. Murmansk und der erste sowjetische Atomeisbrecher „Lenin“, in: Erinnerungskulturen. Erinnerung und Geschichtspolitik im östlichen und südöstlichen Europa, <https://erinnerung.hypotheses.org/1764>, 28.3.2019, eingesehen 31.7.2020.

50 Waschik/Baburina, Russische Plakatkunst, S. 95.

51 Victoria E. Bonnell, *Iconography of Power. Soviet Political Posters under Lenin and Stalin*, Berkeley 1997, S. 9.

war bereits etabliert und so wurde es etwa auch auf dem Titelblatt der Komintern-Publikation „The Negro Worker“ verwendet, die 1928 bis 1937 erschien. Bis zum Jahr 1930 war ein Titelbild zu sehen, das den Motiven der Plakate aus den 1960er-Jahren gleicht: Ein kräftiger schwarzer Arbeiter zerreißt kraftvoll Ketten, die sich ehemals über die Erdkugel erstreckten. Auf der Erdkugel sind die Umrisse Afrikas und der USA zu erkennen, die durch diesen Akt befreit werden sollten.⁵²

Die Kombination aus Antiimperialismus sowie Antirassismus und Kommunismus aus den 1930er-Jahren gehört somit zur frühen Geschichte des Fesselmotivs, selbst wenn sich die Plakate der 1960er-Jahre auf Antikolonialismus fokussieren. In diese Darstellungen wurde auch der Nigerianer Theophilus U. Chukwuemeka Okonkwo, der ab 1958 an der Moskauer Universität der Völkerfreundschaft Patrice Lumumba studierte, gegen seinen Willen integriert. Ein Foto, das ihn beim Boxtraining zeigt, wurde ohne Zustimmung nachbearbeitet und erschien in der sowjetischen Zeitschrift „Novoe vremia“⁵³. Auf der bearbeiteten Version trägt Okonkwo Fesseln um seine Handgelenke, hinter ihm sind die Umrisse Afrikas zu sehen, die von der Aufschrift „Freiheit und Unabhängigkeit“⁵⁴ gerahmt werden. Sein Foto wurde von der Zeitschrift zweckentfremdet und in die Bildtradition über den afrikanischen Kampf gegen den Imperialismus eingefügt, obwohl sich der Student dagegen wehrte.⁵⁵ Dieses Beispiel zeigt die Problematik der Fremdrepräsentationen: Okonkwos Darstellung und die vorliegenden sowjetischen Plakate aus den 1960er-Jahren folgten dem staatlichen Narrativ der Solidarität mit antikolonialen Bewegungen, ohne dass afrikanische Stimmen in diesem Prozess gehört wurden.

Den Akt des Kettengerreiens oder die Rache an ihren Unterdrückern üben die Figuren auf den anderen untersuchten Plakaten selbst aus. Am deutlichsten wird dies bei einem Plakat von Artsrunyan aus dem Jahr 1966⁵⁶, für die der Analysevorgang exemplarisch offengelegt werden soll.⁵⁷ Mit einer dichten Wiedergabe der Bildinhalte (vorikonografische Beschreibung) soll die Analyse beginnen: Es ist ein schwarzer Mann in der Mitte des Plakats zu sehen, der einen langen Speer in beiden Händen hält. Seine Füße sind mit Ketten gefesselt, die er mithilfe eines Speers zerstört. Die vertikale Achse wird durch den männlichen Körper und die Bewegung des Speers geleitet. Der Mann trägt ein Tuch um seine Hüfte und ist ansonsten nackt. Im Hintergrund des Bildes ist eine stilisierte Karte des afrikanischen Kontinents zu sehen. Der untere, schwarz unterlegte Teil des Kontinents, auf dem der Mann steht, zeichnet sich kontrastreich von den weißen Fesseln ab.

52 George Padmore (Hrsg.), *The Negro Worker – A Comintern Publication, 1928–37*, <https://www.marxists.org/history/international/comintern/negro-worker/table.htm>, eingesehen 19.2.2021.

53 Deutsch: *Neue Zeiten*, Übersetzung aus: Julie Hessler, *Death of an African Student in Moscow. Race, politics, and the Cold War*, in: *Cahiers du monde russe* 47 (2006), Heft 1–2, S. 33–63, hier S. 47, <https://doi.org/10.4000/monderusse.9591>, eingesehen 17.2.2021.

54 Übersetzung aus: Ebd., S. 47.

55 Ebd., S. 47–49.

56 Plakat 3: Eduard Simonovi Artsrunyan, 1966, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013609im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr05/20/14/enhanced-buzz-6619-1390245673-8.jpg, eingesehen 16.4.2021.

57 Die anderen Plakate wurden nach dem gleichen Muster analysiert, allerdings beschränkt sich dieses Kapitel auf die Präsentation der Ergebnisse und greift nur zwei konkrete Beispiele auf.

Die Analyse wird im zweiten Schritt (ikonografische Analyse) vertieft, bei dem die Bildkomposition genauer untersucht wird: Das Motiv wird nicht vorrangig durch die verhältnismäßige kleine Schrift am unteren linken Rand nachvollziehbar, sondern durch die bildliche Darstellung, die viel mehr Raum einnimmt und durch den Schwarz-Weiß-Kontrast an Schärfe gewinnt. Durch die Farbgebung erscheint die Fläche Afrikas vereint, ohne Hinweis auf koloniale Besitzungen oder bereits unabhängige Staaten. Im historischen Kontext, dessen Bedeutungszuschreibungen im dritten Schritt (ikonologische Interpretation) mit den Ergebnissen aus den vorherigen zwei Schritten kombiniert werden, kann das kraftvolle und vor allem selbstständige Zerstoßen der Fesseln durch die Darstellung des afrikanischen Kontinentes im Hintergrund und durch die Hautfarbe des Bild-Protagonisten als selbstständige Befreiung gelesen werden. Da die Person in ihrer Größe zumindest vertikal nahezu die Fläche Afrikas ausfüllt, scheint ihr Handeln mit dem eines Kontinents zu verschmelzen. Die Selbstständigkeit des Akts und die aufrechte Haltung evoziert den Eindruck der Erhabenheit und Selbstwirksamkeit.

Vor dem Hintergrund der sowjetischen Unterstützung für afrikanische antikoloniale Bewegungen ist auffällig, dass nicht explizit kommuniziert wird, in welcher Verbindung der antikoloniale Kampf mit der UdSSR steht. Im Unterschied zu den bereits erwähnten chinesischen Darstellungen kämpft nicht die sowjetische Bauernschaft Schulter an Schulter mit Afrikaner*innen im Kampf gegen Kolonialismus, sondern die Figuren sind allein zu sehen. Die Intention der chinesischen Plakate, auf die eigene Außenpolitik aufmerksam zu machen, ist in den sowjetischen Darstellungen daher nicht direkt sichtbar. Im Vergleich zu den DDR-Plakaten wird die Verbindung zwischen UdSSR und Afrika nicht expliziert, weshalb keine vergleichbaren Abhängigkeitsbeziehungen zwischen antikolonialen Bewegungen und den Betrachter*innen erzeugt werden.

Eine direkte Beziehung zur Sowjetunion wird bei zwei Plakaten einzig durch die Bildkomposition aufgebaut. Als erstes Beispiel dient ein 1967 erschienenes Plakat von Karakašev.⁵⁸ Auf diesem schwimmen die Umriss eines Gesichts mit dem schwarzen Hintergrund des afrikanischen Kontinents, der von einer zerrissenen Kette am unteren und von einer aufgehenden Sonne am oberen Ende flankiert wird. Gerade durch die reduzierte Bildsprache gewinnt die Mimik des Gesichts und damit der intensive Blick in die Augen der Betrachter*innen an Eindringlichkeit. Das zweite Beispiel, bei dem eine ähnliche Spannung durch die Bildkomposition aufgebaut wird, ist ein Plakat von Koretsky, das 1960 publiziert wurde.⁵⁹ Dieses Plakat wird von der Darstellung eines Gesichts dominiert, das von zerbrochenen Gitterstäben und einer Mauer mit Rissen umrahmt wird. Auch hier wird durch die Blickrichtung der Figuren eine Interaktion zwischen Betrachter*innen und den Plakaten aufgebaut.

58 Plakat 4: Vilen Surenovič Karakašev, 1967, in: BuzzFeed, http://web.archive.org/web/20140320013359im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr02/20/14/enhanced-buzz-14887-1390245475-16.jpg, eingesehen 16.4.2021.

59 Plakat 5: Viktor Koretsky, 1960, in: Artnet, http://web.archive.org/web/20200731232304im_/http://www.artnet.com/WebServices/images/II00313IIIdBNRJFgOjECfDrCWQFHPKcjqKF/victor-koretsky-freedom-for-all-the-peoples-of-africa.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Ähnlichkeiten in den Darstellungen lassen sich aber in Bezug auf den Archetypus „Revolutionär“ feststellen. Diese Ikone, die in China und in der DDR kursierte, ist ebenfalls auf den sowjetischen Plakaten vertreten: So handelt es sich um einen Mann, dessen Kraft ihn befähigt, die Fesseln des Imperialismus zu lösen und sich zu befreien. In der Feststellung, dass die Stärke aus dem Sozialismus kommt, sind die Grafiker der sowjetischen Plakate vorsichtig.

Die angesprochene körperliche Kraft einzelner Männer ist ausschlaggebend für das Ende der ausbeuterischen sowie ungerechten kolonialen Verhältnisse, nicht aber eine Masse von protestierenden Menschen. Anders als in der Selbstrepräsentation von Befreiungsbewegungen, die sich bemühten, mehrere Generationen und Geschlechter abzubilden, finden sich auf den Plakaten nur einzelne Figuren. Dadurch konzentriert sich die sowjetische Repräsentation mehr auf das Moment des Befreiungskampfes, nicht auf die Darstellung einer anti- oder postkolonialen Gemeinschaft. Der antikonkoloniale Konflikt wird in dieser Quellenauswahl ausschließlich von Männern ausgetragen, deren Muskulosität überdeutlich gezeigt wird. Das Motiv der körperlichen Stärke gewinnt besonders im Jahr 1960 von dem Künstlerkollektiv Kukryniksy angefertigten Plakat⁶⁰ an Schärfe, wie in der folgenden Analyse gezeigt werden soll.

Für den ersten Schritt der vorikonografischen Analyse ist Folgendes festzuhalten: Auf diesem Plakat erheben sich vor gelbem Hintergrund zwei Figuren, ein großer, muskulöser, junger, schwarzer Mann und ein magerer, weißer, älterer Mann. Ersterer ist mit einem weißen Tuch um seine Hüften bedeckt, der ältere trägt einen Safarihelm, eine Sonnenbrille, einen blauen Anzug und hält eine Peitsche in der Hand. Um die beiden Hände des jungen Mannes sind Fesseln gelegt, an denen eine zerrissene Kette hängt. Ein Ende davon ist um den Hals des älteren, weißen Mannes gewickelt, dessen Mund offensteht und dessen Hände verkrampft sind. Der junge Mann erhebt die Fäuste und blickt mit zusammengezogenen Augenbrauen auf den weißen, viel kleineren Mann herab.

Bei der Untersuchung von Motiven im zweiten Schritt (ikonografische Analyse) wird deutlich, wie zentral der Gegensatz der zwei Figuren ist. Die Hautfarbe, das Alter und der Körperbau setzen die zwei Figuren in Opposition zueinander. Einem prototypischen weißen Kolonialherren, ausgestattet mit Tropenhelm und Peitsche, wird von einem nahezu doppelt so großen Afrikaner mit Fäusten gedroht, während sich eine zerrissene Kette um seinen Hals schlingt. Er ist in der Darstellung nicht nur um einiges kleiner, sondern schwach, wehrlos und auch älter. Im historischen Kontext des Plakats wird durch die Gegenüberstellung von jungen und alten Männern ein Gegensatz zwischen vergangenen Regimen und neuen Zukunfts- und damit Hoffnungsträgern aufgebaut. Ein Narrativ, das sich auch in anderen sowjetischen Plakaten niederschlug und eine Anknüpfungsmöglichkeit in der Produktion und Rezeption darstellte.⁶¹ Darüber hinaus werden die zwei Männer durch ihre Attribute (Peitsche, Safarihelm oder

60 Plakat 6: Kukryniksy, 1960, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013404im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr07/20/14/enhanced-buzz-21490-1390244727-18.jpg, eingesehen 16.4.2021.

61 Waschik/Baburina, *Russische Plakatkunst*, S. 128–129.

Fesseln) charakterisiert und für das sowjetische Publikum unmissverständlich im politischen Kontext positioniert.

Die darstellerischen Bezüge zu sowjetischen Bildtraditionen sind besonders im Motiv des Kettenzerreißens deutlich geworden. Die Befreiung aus den kolonialen Fesseln knüpft an eine Darstellungskontinuität an, die seit den 1920er-Jahren bestand. Auf den Plakaten ist außerdem der Fokus auf einzelne Männer auffällig. Diese Helden verkörpern das für diese Repräsentationen typische Befreiungsmoment und drücken die Dekolonisierung über ihre körperliche Kraftanstrengung und Gewaltanwendung aus. Der sowjetische Beitrag zur Dekolonisierung wird nicht explizit hervorgehoben.

6. Fazit

Neben der finanziellen, militärischen und politischen Unterstützung für Befreiungsbewegungen wurde in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Sowjetunion Solidarität auch auf Plakaten ausgedrückt. In diesem beliebten Genre wurden Vorstellungen, Ideale und politische Ideen artikuliert, indem auf bekannte Motive und Symboliken zurückgegriffen wurde. Diese Bildlogiken einiger ausgewählter Plakate der Wayland Rudd Collection wurden mithilfe der Methodik von Panofsky untersucht, um Perspektiven auf Dekolonisierungsprozesse herauszuarbeiten. Diese Darstellungen basieren auf den antirassistischen und antiimperialistischen Prinzipien, die die UdSSR seit den 1920er-Jahren in verschiedenen Medien verbreitete. Kritik an Imperialismus wurde auch darstellerisch mit kommunistischen Symbolen verbunden, wie das Motiv der zerrissenen Fesseln zeigte, das in der Anfangszeit der Sowjetunion mit einer sozialistischen Befreiung assoziiert wurde. In den 1960er-Jahren wurde diese Symbolik im Kontext antikolonialer Solidarität verwendet, obgleich sie an lange bestehende Bildtraditionen anknüpfte. Im Vergleich zu anderen sozialistischen Darstellungen wurde in der Analyse deutlich, dass die untersuchten sowjetischen Plakate einem spezifischen Narrativ folgen: Es handelt sich stets um einen einzelnen jungen, muskulösen Mann, der sich mithilfe seiner körperlichen Kraft erfolgreich gegen Kolonialismus auflehnt. Es sind im Unterschied zu chinesischen Plakaten auch keine Mitkämpfer*innen zu sehen. Anders als bei Selbstdarstellungen von afrikanischen Befreiungsbewegungen, die Familien oder Gemeinschaften zeigen, bleibt ein einzelner männlicher Held im Vordergrund. Das Befreiungsmoment ist somit vorrangig und bestimmt die sowjetische Darstellung von afrikanischen Dekolonisierungsprozessen.

7. Quellen

Plakat 1: Viktor Koretsky, 1971, in: BuzzFeed, http://web.archive.org/web/20140320013345im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr06/20/14/enhanced-buzz-24276-1390245884-7.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Plakat 2: V. Boldyrey, 1969, in: BuzzFeed, http://web.archive.org/web/20140320013512im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr06/20/14/enhanced-buzz-27691-1390245040-5.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Plakat 3: Eduard Simonovič Artsrunyan, 1966, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013609im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr05/20/14/enhanced-buzz-6619-1390245673-8.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Plakat 4: Vilen Surenovič Karakašev, 1967, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013359im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr02/20/14/enhanced-buzz-14887-1390245475-16.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Plakat 5: Viktor Koretsky, 1960, in: Artnet, http://web.archive.org/web/20200731232304im_/http://www.artnet.com/WebServices/images/ll00313lldBNRJF-gOjECfDrCWQFHPKcjqKF/victor-koretsky-freedom-for-all-the-peoples-of-africa!.jpg, eingesehen 16.4.2021.

Plakat 6: Kukryniksy, 1960, in: Buzzfeed, http://web.archive.org/web/20140320013404im_/http://s3-ec.buzzfed.com/static/2014-01/enhanced/webdr07/20/14/enhanced-buzz-21490-1390244727-18.jpg, eingesehen 16.4.2021.

8. Literatur

Bonnell, Victoria E., *Iconography of Power. Soviet Political Posters under Lenin and Stalin*, Berkeley 1997.

Carew, Joy Gleason, *Black in the USSR. African diaspora pilgrims, expatriates, and students in Russia, from the 1920s to the first decade of the twenty-first century*, in: *African and Black Diaspora. An International Journal* 8 (2015), Heft 2, S. 202–2015, <https://doi.org/10.1080/17528631.2015.1027324>, eingesehen 17.2.2021.

Climaco, Marc, *29 Astounding Soviet Propaganda Images Promoting Racial Equality*, 20.1.2014, <http://web.archive.org/web/20140407135349/http://www.buzzfeed.com/marcjaysonc/29-astounding-soviet-propaganda-images-promoting-r-ffhg?bftw=>, eingesehen 19.4.2021.

Eduard Simonovic Artsrunyan, in: Arthive, o. D., https://arthive.ru/sl/artists/14672~Eduard_Simonovic_Artsrunyan/biography, eingesehen 30.7.2020.

Frazier, Robenson Taj, *Making Blackness Serve China. The Image of Afro-Asia in Chinese Political Posters*, in: Leigh Raiford/Heike Raphael-Hernandez (Hrsg.), *Migrating the Black Body. The African Diaspora and Visual Culture*, Seattle-London 2017, o. S. (ePUB).

Geise, Stephanie/Lobinger, Katharina, *Nicht standardisierte Methoden Visueller Kommunikationsforschung*, in: Stefanie Averbeck-Lietz/Michael Meyen (Hrsg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, Wiesbaden 2016, S. 499–512.

Gidron, Yotam, *'One People, One Struggle'. Anya-Nya propaganda and the Israeli Mossad in Southern Sudan, 1969–1971*, in: *Journal of Eastern African Studies* 12 (2018), Heft 3, S. 428–453, <https://doi.org/10.1080/17531055.2018.1480103>, eingesehen 17.2.2021.

Goff, Samuel, *Art, image and ideology. The history of Soviet relations with Africa, told in pictures*, in: *Calvert Journal*, 4.2.2016, <https://www.calvertjournal.com/features/>

show/5323/red-africa-yevgeniy-fiks-history-soviet-relations-africa-art-ideology, eingesehen 10.4.2021.

Göttlich, Udo, Cultural Studies, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hrsg.), Handbuch Körpersoziologie. Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Wiesbaden 2017, S. 177–188.

Hall, Stuart, The Work of Representation, in: Stuart Hall/Jessica Evans/Sean Nixon (Hrsg.), Representation, London ²2013.

Haskins, Ekaterina V./Zappen, James P., Totalitarian Visual “Monologue”. Reading Soviet Posters with Bakhtin, in: *Rhetoric Society Quarterly* 40 (2010), Heft 4, S. 326–359, <https://doi.org/10.1080/02773945.2010.499860>, eingesehen 17.2.2021.

Hessler, Julie, Death of an African Student in Moscow. Race, politics, and the Cold War, in: *Cahiers du monde russe* 47 (2006), Heft 1–2, S. 33–63, <https://doi.org/10.4000/monderusse.9591>, eingesehen 17.2.2021.

Hilger, Andreas, Communism, Decolonization and the Third World, in: Norman M. Naimark/Silvio Pons/Sophie Quinn-Judge (Hrsg.), The Socialist Camp and World Power 1941–1960s (The Cambridge History of Communism 40), Cambridge 2017, S. 317–340.

Kossek, Brigitte, Begehren, Fantasie, Fetisch. Postkoloniale Theorie und die Psychoanalyse (Sigmund Freud und Jacques Lacan), in: Julia Reuter/Alexandra Karentzos (Hrsg.), Schlüsselwerke der Postcolonial Studies, Wiesbaden 2012, S. 51–68.

Kukryniksy, in: The Art Institute of Chicago, 2003, <https://archive.artic.edu/tass/kukryniksy/>, eingesehen 30.7.2020.

Lefkowitz, Melissa, Revolutionary friendship. Representing Africa during the Mao Era, in: Kathryn Batchelor/Xiaoling Zhang (Hrsg.), China-Africa Relations. Building Images through Cultural Cooperation, Media Representation and Communication, London-New-York 2017, S. 29–50.

Lutz-Auras, Ludmila, ‘Auf Stalin, Sieg und Vaterland!’ Politisierung der kollektiven Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Russland, Wiesbaden 2013.

Marung, Steffi, Jenseits der Orthodoxie. Über die Risiken afrikawissenschaftlicher Forschung in der Sowjetunion, in: Ulrich Mählert/Matthias Middell u. a. (Hrsg.), Kommunismus jenseits des Eurozentrismus (Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung), Berlin 2019, S. 189–208.

Matusevich, Maxim, Probing the Limits of Internationalism. African Students Confront Soviet Ritual, in: *Anthropology of East Europe Review* 27 (2009), Heft 2, S. 19–39.

Ders., Soviet Antiracism and Its Discontents. The Cold War Years, in: James Mark/Artemy M. Kalinovsky/Steffi Marung (Hrsg.), Alternative Globalizations. Eastern Europe and the Postcolonial World, Bloomington 2010, S. 229–250.

Ders., Blackness the Color of Red. Negotiating Race at the US Legation in Riga, Latvia, 1922–33, in: *Journal of Contemporary History* 52 (2017), Heft 4, S. 832–852, <https://doi.org/10.1177/0022009417723976>, eingesehen 17.2.2021.

Müller, Marion G./Geise, Stephanie, Grundlagen der visuellen Kommunikation, Konstanz 2015².

Neumann, Amadeus, Im Zeichen der Gezeiten. Murmansk und der erste sowjetische Atomeisbrecher „Lenin“, in: Erinnerungskulturen. Erinnerung und Geschichtspolitik im östlichen und südöstlichen Europa, <https://erinnerung.hypothesen.org/1764>, 28.3.2019, eingesehen 31.7.2020.

Nash, Mark (Hrsg.), Red Africa. Affective Communities and the Cold War, Calvert 22 Gallery 4.2.2016–3.4.2016, London 2016.

Padmore, George (Hrsg.), The Negro Worker – A Comintern Publication, 1928–37, <https://www.marxists.org/history/international/comintern/negro-worker/table.htm>, eingesehen 19.2.2021.

Sauer, Michael, Plakate als historische Quellen, in: Gerhard Paul (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 37–56.

Seidman, Judy Ann, Visual Arts of the Armed Struggle in Southern Africa, in: *South African Historical Journal* 70 (2018), Heft 1, S. 234–269, <https://doi.org/10.1080/02582473.2018.1444084>, eingesehen 17.2.2021.

Slobodian, Quinn, Socialist Chromatism. Race, Racism, and the Racial Rainbow in East Germany, in: Quinn Slobodian (Hrsg.), Comrades of Color. East Germany in the Cold War World, S. 23–39.

Soviet poster artist Viktor Koretsky, in: Soviet Art USSR Culture, o. D., <https://soviet-art.ru/soviet-poster-artist-viktor-koretsky/>, eingesehen 30.7.2020.

Telepneva, Natalia, „Letters from Angola“. Soviet Print Media and the Liberation of Angola and Mozambique, 1961–1975, in: Lena Dallywater/Chris Saunders/Helder Adegar Fonseca (Hrsg.), Southern African Liberation Movements and the Global Cold War ‘East’. Transnational Activism (Dialectics of the Global 4), Berlin-Boston 2019, S. 129–150.

Thompson, Drew A., Visualising FRELIMO’s liberated zones in Mozambique, 1962–1974, in: *Social Dynamics* 39 (2013), Heft 1, S. 24–50, <http://dx.doi.org/10.1080/02533952.2013.774583>, eingesehen 17.2.2021.

Waschik, Klaus/Baburina, Nina, Russische Plakatkunst des 20. Jahrhunderts. Werben für die Utopie, Bietigheim-Bissingen 2003.

Watschik, Klaus, Virtual Reality. Sowjetische Bild- und Zensurpolitik als Erinnerungskontrolle in den 1930er-Jahren, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 30–54.

Witkowski, Gregory, Between Fighters and Beggars. Socialist Philanthropy and the Imagery of Solidarity in East Germany, in: Quinn Slobodian (Hrsg.), Comrades of Color. East Germany in the Cold War World, New York-Oxford 2015, S. 73–94.

Katharina Föger studiert Geschichte und Deutsch auf Lehramt im dritten Semester an der Universität Innsbruck. Katharina.foeger@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Katharina Föger, Koloniale Fesseln brechen. Afrikanische Dekolonisierungsprozesse auf sowjetischen Plakaten der 1960er-Jahre, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 97–112, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Eine habsburgische Quelle im Kampf gegen Frankreich: Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493

Marina Blum

Kerngebiet: Mittelalter

eingereicht bei: Mag. Dr. Gertraud Zeindl

eingereicht im: SoSe 2020

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

A Habsburg Source in the Struggle against France: The Power of Attorney of Emperor Frederick III to King Maximilian, 1493

This paper deals with a medieval source that has received little attention in research so far: the power of attorney of Emperor Frederick III to King Maximilian of 1493. This historical document, which calls for the punishment of the French king, is marked by years of conflict between Maximilian I and Charles VIII of France. The source provides a crucial insight into the propaganda of Frederick III and Maximilian I.

1. Einleitung

Diese Proseminararbeit betrachtet eine Quelle, die nicht nur an einem Wendepunkt der europäischen Geschichte, am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, sondern auch in einem Umbruchsjahr für das Haus Habsburg entstand: die Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an seinen Sohn König Maximilian vom Februar 1493. Nur wenige Monate später übernahm Maximilian I. nach dem Tod seines Vaters die Alleinherrschaft über das Heilige Römische Reich.¹ In diesem Zusammenhang wird folgender Fragestellung nachgegangen: Warum kam es zur Entstehung und Vervielfältigung der Vollmacht von Kaiser Friedrich III. an König Maximilian im Februar 1493 mit dem Aufruf zur Bestrafung des französischen Königs? Für die Diskussion dieser Fragestellung wird in einem ersten

¹ Hermann Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit*, Bd. 1: *Jugend, burgundisches Erbe und Römisches Königtum bis zur Alleinherrschaft. 1459–1493*, Wien-München 1971, S. 351, 355, 406.

Schritt die Quelle fokussiert. Im Rahmen einer Quellenbeschreibung werden die äußeren und inneren Merkmale der Vollmacht vorgestellt, danach knüpft eine Quelleninterpretation an, die den beiden Teilaspekten des Dokuments und der Fragestellung nachgeht: (a) dem zerrütteten Verhältnis zwischen Maximilian I. und König Karl VIII. von Frankreich; (b) der Vervielfältigungsart durch Inkunabeln bzw. der Funktion dieser Vollmacht. Aus der Verbindung von innerer und äußerer Quellenkritik ergibt sich folgende These für die Interpretation: Die jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen Maximilian I. und Karl VIII., aber auch propagandistische Gründe führten zur Ausstellung und Verbreitung der Vollmacht. Schließlich werden in einem Fazit die Erkenntnisse zusammengefasst.

Wie die vorgestellte Gliederung zeigt, wurde für diese Proseminararbeit als Methodik eine Kombination aus Quellenerschließung und Literatarbeit gewählt. Vor allem für die Interpretation der Quelle wurden verschiedenste Sekundärwerke herangezogen. Hierzu ein Überblick: In Hinblick auf die Konflikte zwischen Maximilian I. und Karl VIII. stützt sich die Proseminararbeit besonders auf Ausführungen von Christina Lutter² und Susanne Wolf³. Während erstere ihren Fokus auf den Sohn Maximilian legt, finden sich bei Wolf die verwobenen Herrscherhandlungen der beiden Doppelregenten wieder. Für das letzte Jahr der Konfrontation wurde eine Publikation von Hermann Wiesflecker⁴ herangezogen, für die Literatarbeit zur Funktion der Vervielfältigung durch den Druck der Vollmacht unter anderem Aufsätze von Jan-Dirk Müller⁵, Reinhard Seyboth⁶ und Manfred Hollegger⁷.

Wie die Titel der Sekundärwerke zeigen, gibt es Forschungsliteratur zur Auseinandersetzung zwischen Maximilian I. und Karl VIII. sowie zur Propaganda bzw. Publizistik von Maximilian I. Speziell zur vorliegenden Quelle sind jedoch kaum spezifische Forschungen vorhanden. Daraus ergibt sich die Relevanz dieser Proseminararbeit.

2. Quellenbeschreibung

Bei der vorliegenden Vollmacht von Kaiser Friedrich III. an König Maximilian vom Februar 1493 handelt es sich um eine Textquelle. Im Konkreten ist sie bei den Quellenarten

2 Christina Lutter, Maximilian I. (1486–1519), in: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Die Deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519)*, München 2003, S. 518–542.

3 Susanne Wolf, *Die Doppelregierung Kaiser Friedrichs III. und König Maximilians (1486–1493) (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 25)*, Köln-Mainz 2005.

4 Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I.*

5 Jan-Dirk Müller, *Publizistik unter Maximilian I. Zwischen Buchdruck und mündlicher Verkündigung*, in: Ute Frevert/Wolfgang Braungart (Hrsg.), *Sprachen des Politischen. Medien und Medialität in der Geschichte*, Göttingen 2004, S. 95–122.

6 Reinhard Seyboth, *Die Auseinandersetzung König Maximilians I. mit König Karl VIII. von Frankreich um die Bretagne im Spiegel zeitgenössischer Medien*, in: Maximilian Lanzinner/Arno Strohmeier (Hrsg.), *Der Reichstag 1486–1613. Kommunikation – Wahrnehmung – Öffentlichkeiten (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 73)*, Göttingen 2006, S. 239–257.

7 Manfred Hollegger, *Erwachen und aufstehen als ein starcker stryter. Zu Formen und Inhalt der Propaganda Maximilians I.*, in: Karel Hruza (Hrsg.), *Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit (11.–16. Jahrhundert) (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 6)*, Wien 2002, S. 223–234.

als Urkunde in Form einer Inkunabel einzuordnen. Der Text enthält also Inhalts- und Strukturmerkmale einer Urkunde (siehe Kapitel „Innere Quellenkritik“), mit Blick auf die technische Herstellung liegt aber gleichzeitig eine Inkunabel vor. Unter Inkunabeln sind frühe Drucke zu verstehen, die noch vor 1501 entstanden und aufgrund der lateinischen Wortwurzel (lat. *incunabula* für dt. Windeln, Wiege) auch unter dem Terminus „Wiegendruck“ bekannt sind.⁸

Beim Beschreibstoff der Quelle handelt es sich um Papier und der Text wurde in Hochformat aufgedruckt. Die Urkunde wurde in der Mitte gefaltet und weist eine gotische Buchschrift und Minuskel auf. Außerdem enthält der Einblattdruck mittig und mit einigem Abstand zum Text im unteren Drittel der Seite ein Wasserzeichen. Auf der Rückseite sind rote Wachsreste von einem aufgedrückten Siegel zurückgeblieben.⁹ Der Erhaltungszustand der Quelle ist relativ gut. Abgesehen von einigen Falten und Knicken an den Rändern bzw. von der Faltung zum Brief weist sie keine physischen Zerstörungen auf.¹⁰

Die untersuchte Quelle wird im Tiroler Landesarchiv aufbewahrt.¹¹ Der Quellentext dieser Urkunde findet sich darüber hinaus in den Regesta Imperii wieder und außerdem beschäftigen sich eine unveröffentlichte Edition des Tiroler Landesarchives sowie die in der Einleitung erwähnten Publikationen von Wiesflecker und Seyboth mit ihr.¹²

2.1 Äußere Quellenkritik

Wie der Quelle entnommen werden kann, wurde die Urkunde in Linz am 11. Februar 1493 nach der Inkarnationsära (also nach der Geburt Christi) ausgestellt. Angegeben wird die Datierung der Quelle aber auch in Anlehnung an die Zählung nach den Regierungsjahren des Ausstellers, Kaiser Friedrichs III.: im 53. Regierungsjahr als König des Heiligen Römischen Reiches, im 41. Regierungsjahr als Kaiser des Reiches und im 34. Regierungsjahr als König von Ungarn. Empfänger der Vollmacht war sein Sohn Maximilian.¹³

Da diese Vollmacht in Form einer Inkunabel vorliegt, muss auch ihren Entstehungs Umständen nachgegangen werden. Die Entstehungszeit des Druckes ist nicht fassbar und auch der Drucker sowie der Ort sind unklar. Allerdings gibt das Österreichische Staatsarchiv, dem ebenfalls eine Inkunabel mit diesem Inhalt vorliegt, zwei Möglichkeiten an: den Druck bei Michael Furter in Basel oder bei Kilian Fischer in Freiburg/Breisgau.¹⁴ Die

8 Klaus Gantert, *Handschriften, Inkunabeln, Alte Drucke*. Informationsressourcen zu historischen Bibliotheksbeständen (Bibliotheks- und Informationspraxis 60), Berlin-Boston 2019, S. 133.

9 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11; TLA, Quellenedition zu Inkunabel 11, Innsbruck 2019 (unveröffentlichtes Manuskript). Kopie im Besitz der Verfasserin.

10 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

11 Ebd.

12 Paul-Joachim Heinig (Bearb.), *Die Urkunden und Briefe aus dem Stadtarchiv Frankfurt am Main (Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493). Nach Archiven und Bibliotheken geordnet 4)*, Wien-Köln-Graz 1986, http://www.regesta-imperii.de/regesten/13-4-0-friedrich-iii/nr/1493-02-11_1_0_13_4_0_10623_1046, eingesehen 19.2.2021; TLA, Quellenedition; Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I.*; Seyboth, *Auseinandersetzung*.

13 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

14 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. AT-OeStA/HHStA, SB Einblattdrucke 5, <https://www.archivinformationssystem.at/detail.aspx?ID=288086>, eingesehen 19.2.2021.

weiteren Empfänger der Inkunabel sind ebenfalls nicht identifizierbar, da jedoch diese technische Vervielfältigung des Druckes gewählt wurde, ist eine breitere Empfängergruppe anzunehmen.¹⁵

Zur Echtheit der Quelle lässt sich Folgendes sagen: Da es sich bei der Quelle um eine Inkunabel handelt, liegt der ursprüngliche Text nicht als Original vor – den Regesta Imperii zufolge ist jenes bisher nicht auffindbar¹⁶ –, sondern wurde technisch aufbereitet. Die Siegelreste und das Wasserzeichen sprechen jedoch für die Echtheit.

2.2 Innere Quellenkritik

Die zentralen Personen dieser Textquelle sind Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian. Erwähnung findet in der Quelle aber auch der französische König Karl VIII. Sprachduktus und Wortwahl der Vollmacht entsprechen der Quellenart der Königs- bzw. Kaiserurkunde. Das gilt auch für den Aufbau entlang der klassischen Urkunden-Elemente: Protokoll – Kontext – Eschatokoll¹⁷.

Das Protokoll beginnt zwar nicht mit einer Anrufung Gottes (Invocatio), dafür jedoch mit dem Titel des Ausstellers (Intitulatio) samt Devotionsformel und daher mit der Legitimierung durch Gott¹⁸: „**Ir¹⁹ Friderich von gots gnaden Römischer keyser zůallenzeiten merer des Reichs / zů Hungern / Dalmatien / Croatien etc. Kunig / Hertzog zů österreich / zů Steir / zů Kernndten / vnd zů Crain / Graue zů Tyrol etc.**“²⁰ Diese Titel verraten, dass Friedrich III. zum Ausstellungsdatum der Quelle die Herrschaft über Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol innehatte.

Danach folgt schon der Übergang in den Hauptteil der Quelle, den Kontext: „Bekennen offennlich mit disem brief vnd tůn kunt al/lermeniglich [...] vnd geben auch wissentlich in crafft diss briefs.“²¹ Die Publicatio (Promulgatio), die Verkündigungsformel, knüpft nämlich direkt an die Auflistung der Titel an.²² Der eigentliche Rechtsinhalt (Dispositio)²³ dieser Kundmachung wird dann auf den Punkt gebracht, also die vollkommene Macht- und Gewaltübertragung an den Sohn, König Maximilian I. (seine Titel werden ebenfalls angeführt), sowie der Befehl an diesen gegen den französischen König aufgrund seiner Handlungen gegen das Reich und Maximilian durch ein Aufgebot aller Lehensleute vorzugehen.²⁴ Auch eine Strafandrohung bzw. Pönformel (Sanctio)²⁵ kommt vor: „**Ob sich auch Ir einer oder mer / derselben hilf sperren oder widern würde / die vmb solich pe/ne straffe vnd püsse durch seiner küniclichen Camerprocurator Fiscal fürnemen /**

15 Gantert, Inkunabeln, S. 133–134.

16 Heinig, Urkunden, http://www.regesta-imperii.de/id/1493-02-11_1_0_13_4_0_10623_1046, eingesehen 19.2.2021.

17 Thomas Vogtherr, Einführung in die Urkundenlehre, Stuttgart 2017, S. 79–81.

18 Vogtherr, Urkundenlehre, S. 79.

19 Hier fehlt der Buchstabe W. Dieser sollte wohl per Hand als Initiale eingefügt werden: TLA, Quellenedition.

20 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

21 Ebd.

22 Vogtherr, Urkundenlehre, S. 79.

23 Ebd., S. 80.

24 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

25 Vogtherr, Urkundenlehre, S. 80.

vnd die von Inen einbringen.“²⁶ Maximilian I. wurde damit gewährt, gemeinsam mit dem Kammerprokurator-Fiskal gegen Ungehorsame vorzugehen. Abgeschlossen wird der Kontext mit den Worten „Mit vrkund diß briefs besigelt mit vnnserm keiserlichen anhangndem Innsigel“²⁷, also mit dem Verweis auf die Besiegelung (Corroboratio) der Quelle.²⁸ Das Eschatokoll besteht aus einer Datumszeile²⁹:

„Geben zů Lynntz am Eilfften tag des monets February / Nach Cristi gepurt vierzehenhundert vnd im drewundnewntzigisten / vnnser Reiche des Römischen im drewundfünfftzigisten / Des keiserthumbes im Einunduertzigisten vnd des hungerischen im vierunddreissigisten Jaren.“³⁰

Auf die unterschiedlichen Jahresangaben bzw. Zählweisen wurde im Kapitel „Äußere Quellenkritik“ bereits eingegangen.

3. Quelleninterpretation

Als Ausgangspunkt für die Interpretation soll nochmal der Inhalt der Quelle auf den Punkt gebracht werden: Zusammenfassend geht es in der Inkunabel darum, dass Kaiser Friedrich III. seinem Sohn Maximilian I. eine Vollmacht für den Krieg gegen Frankreich ausstellt sowie darin das gesamte Reich zur Unterstützung aufruft. Die betroffenen geografischen Gebiete sind also das Heilige Römische Reich und Frankreich.³¹ Zeitlich lässt sich die Rechtsquelle am Ende des 15. Jahrhunderts, kurz vor dem Übergang der habsburgischen Doppelherrschaft zur Alleinherrschaft Maximilians, verorten.³² Im Rahmen der Quelleninterpretation geht es um das Warum der Beobachtungen, also um die Entstehungs- und Vervielfältigungsgründe der Quelle. Wie im Anschluss ausgeführt wird, sind dafür das Konfliktpotential zwischen Maximilian I. und Karl VIII. sowie Maximilians Medienkompetenz entscheidend. Aber auch die Position des Ausstellers, also des Kaisers, spielt eine Rolle.

3.1 *Zum zerrütteten Verhältnis zwischen Maximilian I. und Karl VIII.*

Für das Entstehen der Vollmacht mit der Aufrufung zur Bestrafung des französischen Königs ist es nicht mit dem Schildern eines historischen Ereignisses getan. Vielmehr war die Beziehung von Maximilian I. und Karl VIII. von jahrelangen, der Vollmacht vorausgehenden Auseinandersetzungen geprägt. Das folgende Unterkapitel unternimmt den Versuch, besagten vielschichtigen Konflikt zu skizzieren, wobei zwei Räume zentral sind: Burgund und die Bretagne.³³

26 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

27 Ebd.

28 Vogtherr, *Urkundenlehre*, S. 80.

29 Ebd., S. 80–81.

30 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

31 Ebd.

32 Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I.*, S. 351, 355, 406; Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

33 Lutter, *Maximilian I.*, S. 527–532.

3.1.1 Erbfolgekrieg in Burgund

Die Auseinandersetzung der beiden Könige nahm schon vor ihrer Regentschaft ihren Anfang. Bereits in den 1470er-Jahren gab es Spannungen zwischen ihren Vätern – Kaiser Friedrich III. und König Ludwig XI. Mit dem Tod Karls des Kühnen, des Herzogs von Burgund, 1477 kam es zum Erbfolgekrieg. Beide Seiten erhoben Anspruch auf das Herzogtum, denn Burgund umfasste in der Zeit Karls des Kühnen sowohl Reichslehen als auch französische Lehen. Außerdem handelte es sich bei den burgundischen Herzögen um eine französische Nebenlinie. Der Bezug der Habsburger zu Burgund hatte sich aber ebenfalls auf verwandtschaftlicher Ebene verdichtet. Im Todesjahr Karls des Kühnen wurden nämlich die burgundische Herzogstochter, Maria von Burgund, und Maximilian vermählt, obwohl der französische König Ludwig XI. ähnliche Pläne für seinen Sohn hatte.³⁴

Während des burgundischen Erbfolgekriegs, der eineinhalb Dekaden dauern sollte, kam es des Weiteren zu anderen hervorhebungswürdigen Ereignissen, die das Verhältnis Maximilians und König Karls VIII. prägten. Der unerwartete Tod von Maximilians Ehefrau Maria im Jahr 1482 verschärfte die Rivalitäten um Burgund. Maximilian besaß zwar persönlich kein erbrechtliches Anrecht auf das Herzogtum, wurde jedoch als Vormund der beiden gemeinsamen Kinder und Erben von Burgund als Gefahr wahrgenommen. Da Flandern die durch diese Entwicklungen erhaltenen Regentschaftsansprüche von Maximilian nicht anerkannte und sogar (militärische) Unterstützung aus Frankreich erhielt, erhöhte sich der Druck auf Maximilian. Im Dezember 1482 kam es daher zum Frieden von Arras. In diesem Vertrag wurde die Hochzeit zwischen der burgundischen Erbin, Maximilians Tochter Margarete und dem französischen Thronfolger, Karl VIII. rechtlich fixiert. Die Mitgift, die Gebiete Artois und Burgund, sowie Margarete selber gingen direkt an den französischen Hof über.³⁵

3.1.2 Gefangenschaft in Brügge

Der mit dem Vertrag von Arras geschaffene Friede währte jedoch nicht lange. Der neue französische König Karl VIII. unterstützte, wie einst sein Vater (Tod Ludwigs XI. im August 1483), die starke und sich Maximilian widersetzende Grafschaft Flandern (Gent, Brügge, Ypern) und ließ Maximilian gegen Jahresende 1484 eine Kriegserklärung zukommen.³⁶

„In den Jahren der nun folgenden Auseinandersetzungen eskalierte die Gewalt: Unter den zahlreichen traurigen Höhepunkten befinden sich [...] das blutige Strafgericht Maximilians in Gent (1485) ebenso wie seine eigene wochenlange Festsetzung in Brügge (1488).“³⁷

34 Lutter, Maximilian I., S. 525, 528–529.

35 Ebd., S. 529, 531; Wolf, Doppelregierung, S. 185–187.

36 Wolf, Doppelregierung, S. 188–189.

37 Lutter, Maximilian I., S. 531.

Letztere ergab sich als Folge aus der Rebellion Flanderns, vor allem Gents, im Jahr 1487, welche erneut Unterstützung durch Karl VIII. fand. Um Flandern vor französischen Angriffen zu schützen, forderte Maximilian von Brügge, wo er sich befand, militärische Hilfe, die jedoch ausblieb. Auch seine herannahenden Truppen halfen ihm nicht, vielmehr verursachten sie Angst und Unruhe sowie das Schließen der Stadttore: Maximilian war gefangen.³⁸

Diese Situation veranlasste den Kaiser zum Eingreifen: Das Reichsheer nahte zur Befreiung des Sohnes und Friedrich III. selbst führte es an. Als Grund nannte der Kaiser seine Vaterrolle³⁹, vor allem aber die „Pflicht zur Verteidigung der Ehre des Reiches“⁴⁰. Noch vor seiner Ankunft wurde Maximilian freigelassen, dennoch wollte der Kaiser diese Taten bestrafen.⁴¹ An dieser Stelle strebte er – anders als in der vorliegenden Quelle – noch keinen Reichskrieg mit Frankreich an.⁴²

Dennoch hatte die Gefangenschaft Maximilians bei den Aufständischen, die Karl VIII. eindeutig unterstützt hatten, langfristige Folgen. Von dieser abgelenkt bzw. beschäftigt konnte Maximilian Herzog Franz II. von Bretagne im Kampf gegen Frankreich nicht eigenhändig unterstützen. Die daraus resultierende Niederlage brachte den Friedensvertrag zwischen Frankreich und der Bretagne 1488 hervor, die dem französischen König viel Macht über das Herzogtum verlieh.⁴³ Tatsächlich verstarb kurz darauf Franz II. von Bretagne und das Herzogtum musste sich „in d[ie] Händ[e] einer vormundschaftlichen Regierung“⁴⁴ begeben.

3.1.3 Bretonischer Ehekrieg

Wie die letzten Ausführungen gezeigt haben, rückt zunehmend das erwähnte Stichwort „Bretagne“ in den Vordergrund. Inhalt war der 1489 abgeschlossene Frankfurter Friedensvertrag zwischen Maximilian, seinem Sohn und Karl VIII., da die im Kampf gegen Franz II. errungenen Gebiete an die Bretagne zurückgehen sollten. In den meisten Vertragspunkten erkannte Maximilian große Nachteile. Seine Einwilligung ergab sich letztlich nur aufgrund des Drängens des Kaisers, da jener einen europäischen Frieden im Kampf gegen die Osmanen als notwendig erachtete.⁴⁵

Erneut blieb der Friede mit Frankreich nicht von Dauer. Ende 1490 gab Maximilian „das Signal zur Rückkehr in den früheren Konfrontationskurs“⁴⁶. Maximilian entschied sich für den politischen Schachzug, Anna von Bretagne, die Tochter des verstorbenen Herzogs Franz II., zu heiraten, was zumindest auf dem Papier durchgeführt wurde.⁴⁷ In der

38 Wolf, Doppelregierung, S. 202–204.

39 Ebd., S. 207, 212.

40 Ebd., S. 212.

41 Ebd., S. 221–222.

42 Ebd., S. 227.

43 Ebd., S. 233.

44 Ebd., S. 234.

45 Ebd., S. 236–242.

46 Ebd., S. 252.

47 Lutter, Maximilian I., S. 531–532.

Folge wollte Maximilian rasch in die Niederlande zurückkehren, doch das plötzliche Ableben des ungarischen Königs zwang ihn, sich zunächst um den Erbenspruch der Habsburger in Ungarn zu kümmern.⁴⁸

Neben der noch nicht vollzogenen Hochzeitsnacht sah sich Maximilian weiterem Druck ausgesetzt, da Frankreich in der Bretagne stetig weiter vordrang und Gebiete belagerte (z. B. Nantes Anfang 1491 oder Rennes im Sommer 1491).⁴⁹ Der französische König ging sogar so weit, Anna von Bretagne vor die Wahl zu stellen, entweder ihn zu ehelichen oder ihren „Gatten“, den römischen König, mit seinem Hof zu wählen und damit das Herzogtum Bretagne zu verlassen (entgegen regelmäßiger Zahlungen).⁵⁰ „In eine Zwangslage geraten entschied sie sich dafür, [...] in die Hochzeit mit Karl VIII. von Frankreich einzuwilligen.“⁵¹ Maximilians Hochzeit durch Stellvertreter hinderte den französischen König nicht daran, dafür zu sorgen, dass diese Vermählung rückgängig gemacht wurde und er selbst besagte Herzogin am 6. Dezember 1491 ehelichte. König Maximilian I. hatte damit nicht nur seine Ehefrau verloren, sondern auch den Ehemann für seine Tochter.⁵²

Diese Handlung hatte das Fass zum Überlaufen gebracht – aber nicht nur für Maximilian. Mit diesem „Brautraub“ hatte sich der französische König auch die Beziehung zu Kaiser Friedrich III. verbaut.⁵³ Das lag einerseits an der Hintergehung seines Sohnes, andererseits „empörte den Kaiser die Verstoßung seiner Enkelin, Erzherzogin Margaretes von Österreich-Burgund, die seit mehr als sieben Jahren als Königin von Frankreich titulierte wurde“⁵⁴.

Dieser Affront gegenüber Friedrich III. erklärt das Ausstellen der untersuchten Quelle, in der zum Reichskrieg gegen Frankreich aufgefordert wird. Wiesflecker spricht allerdings zu diesem fortgeschrittenen Zeitpunkt des Konflikts von einem „letzte[n] Waffenrassel“⁵⁵, denn Maximilian wollte endlich heimkehren. Tatsächlich kam es circa einen Monat nach dem Ausstellungsdatum der Quelle zum Waffenstillstand mit Frankreich und im Mai 1493 sogar zum Frieden von Senlis.⁵⁶ Diese enge Abfolge von Kriegsaufbruch und Friedensschluss ergibt sich aus Maximilians politischer Strategie, „sich die Entscheidung für Krieg oder Frieden so lange wie möglich offenhalten zu können“⁵⁷.

Für die Entstehung der Vollmacht können außerdem die gesundheitlichen Umstände des Kaisers im Entstehungsjahr 1493 nicht außer Acht gelassen werden. Das Jahr stellt mit Blick auf die Habsburger und das Heilige Römische Reich einen Abschluss und gleichzeitig einen Umbruch dar. Es ist nämlich das letzte Jahr der achtjährigen Doppelregierung von Kaiser Friedrich III. (Kaiserkrönung 1452) und seinem Sohn König

48 Wolf, Doppelregierung, S. 253–258.

49 Ebd., S. 265, 272.

50 Ebd., S. 272.

51 Ebd.

52 Lutter, Maximilian I., S. 531–532.

53 Wolf, Doppelregierung, S. 273–274.

54 Ebd., S. 274.

55 Wiesflecker, Kaiser Maximilian I., S. 340.

56 Ebd., S. 340–341.

57 Seyboth, Auseinandersetzung, S. 256–257.

Maximilian I. (Königswahl 1486).⁵⁸ Der 78-jährige Kaiser litt unter „Altersbrand“, einer Krankheit, bei der sich Gewebe zurückbildet. Vier Monate nach dem Entstehen der Quelle musste daher das linke Bein des Kaisers, das davon betroffen war, amputiert werden. Kurze Zeit später, im August desselben Jahres, verstarb er schließlich.⁵⁹

Jener Teil der These rund um die Entstehungsgründe hat sich damit bestätigt, den Motiven für das formale Erscheinungsbild der Quelle muss aber noch nachgegangen werden. Im Folgenden stehen daher die Vervielfältigungsgründe im Fokus.

3.2 Zur Funktion der Kundmachung

3.2.1 Zur Nutzung der Druckerzeugnisse unter Maximilian I.

Die Zeitung als solches sollte zwar erst Jahrzehnte nach Maximilians Tod aufkommen, das stellte für ihn jedoch kein Hindernis dar. Er kommunizierte seine Politik über die von ihm aufgebaute Poststruktur und über Druckerzeugnisse wie Einblattdrucke, was Einheitlichkeit und gleichzeitig umfangreichere Auflagen möglich machte. Im Reich nahm Maximilian I. damit eine führende Position ein.⁶⁰ Seyboth zufolge hatte er „ein ausgesprochenes Gespür für die Relevanz der sogenannten ‚öffentlichen Meinung‘ entwickelt und auch instinktsicher die Einsatz- und Wirkungsmöglichkeiten der noch immer relativ jungen Drucktechnik erkannt“⁶¹. Vorteilhaft war dabei auch die Tatsache, dass Informationen schnell und effektiv unter den Fürsten und Untertan*innen verbreitet werden konnten.⁶² Der früheste Einblattdruck, der Maximilian I. als Aussteller anführt, soll im Jahr 1478 entstanden sein und damit 15 Jahre vor der Veröffentlichung der vom Vater ausgestellten Vollmacht. Trotz dieser zeitlichen Diskrepanz gibt es inhaltliche Überschneidungen: In diesem Einblattdruck ging es ebenfalls um militärische Unterstützung für einen Krieg gegen Frankreich (damals noch gegen den Vater Karls VIII.).⁶³ Falk Eisermann betont also nicht ohne Grund, dass Maximilian I. den technischen Druck nicht erst als Kaiser für sich genutzt hat, sondern schon zur Zeit der Inkunabeln „während seiner Mitregentschaft seit 1486 und als Alleinherrscher nach dem Tod Kaiser Friedrichs III.“⁶⁴ – zum Beispiel bei seiner Wahl zum König 1486.⁶⁵

Als reine Informationspolitik kann die Nutzung derartiger technischer Hilfsmittel nicht bezeichnet werden. Deutlich kommt das zum Ausdruck, wenn

58 Lutter, Maximilian I., S. 535–536; Alphons Lhotsky, Friedrich III., in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 5, Berlin 1961, S. 484–487, <https://www.deutsche-biographie.de/sfz56953.html>, eingesehen 27.2.2021.

59 Wiesflecker, Kaiser Maximilian I., S. 353.

60 Enno Bünz, Der Kaiser ist tot. Wie das Ableben Maximilians I. 1519 in Kursachsen bekannt gemacht wurde, in: Holger Böning/Hans-Werner Hahn/Alexander Krünes/Uwe Schirmer (Hrsg.), Medien – Kommunikation – Öffentlichkeit. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Festschrift für Werner Greiling zum 65. Geburtstag (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe 58), Wien-Köln-Weimar 2019, S. 211–234, hier S. 211–213; Müller, Publizistik, S. 95.

61 Seyboth, Auseinandersetzung, S. 255.

62 Müller, Publizistik, S. 98–99.

63 Falk Eisermann, Buchdruck und politische Kommunikation. Ein neuer Fund zur frühen Publizistik Maximilians I., in: Gutenberg-Jahrbuch 77 (2002), S. 77–83, hier S. 78.

64 Ebd., S. 77.

65 Ebd.; Ursula Bruckner, Coronatio Maximiliani, in: *Beiträge zur Inkunabelkunde* 8 (1983), Folge 3, S. 94–109.

„Texte, deren primärer Zweck ein ganz anderer ist [...] von Maximilian und seinen Helfern dafür benutzt werden, um für die Ziele ihrer Politik über einen längeren Zeitraum zu werben, dass also Schrifttum, das primär herrschafts-internen Zwecken dient, einen die Herrschaft nach außen darstellenden und legitimierenden Nebenzweck erhält.“⁶⁶

Das erklärt auch, wie die in Anlehnung an ihre inhaltlichen und formalen Elemente als Rechtsdokument beschriebene Quelle, die als Rechtsakt die Übertragung der Macht vom Vater auf den Sohn verschriftlicht, eine publizistische Aufbereitung erfahren konnte.

Bei der vorliegenden Quelle handelt es sich, wie bereits erwähnt, nicht um das einzige Dokument, das in das Reich hinausgetragen wurde. Vielmehr soll es eine „mit dem gesamten Repertoire zeitgenössischer Medien geführte propagandistische Auseinandersetzung zwischen Maximilian und Karl VIII.“⁶⁷ gegeben haben. In diesem Zusammenhang spielt etwa das von Maximilian I. bewusst erschaffene Narrativ „Brautraub“ eine Rolle, das mithilfe von Flugschriften sowie Kulturgütern (z. B. Liedern, Gedichten) verbreitet wurde. In diesen Texten wird die tatsächliche Abreise von Anna von Bretagne nach Frankreich als Entführung mit Gewalt, Leid und aktiver Widersetzung geschildert. Nachträgliche Erklärungen durch die Betroffene selber machten jedoch deutlich, dass diese Verzerrung von Tatsachen Maximilian I. Vorteile verschaffen sollte: Nämlich um den Fürsten des Reiches einen Grund zu geben, um gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen und damit die schwerfällige Entscheidungsfindung im Reich zu beschleunigen. In der Literatur ist daher wiederholt der Begriff „Propaganda“ zu finden.⁶⁸ Da diese Vorgehensweise – die Vervielfältigung von Informationen, um die gesellschaftliche Meinung zu beeinflussen⁶⁹ – mehrfach zum Tragen kam, liegt es nahe, dass auch die Vollmacht zum Reichskrieg gegen Frankreich die Reichsfürsten in ihrem Handeln lenken sollte.⁷⁰

„In der Tat war dieser Konflikt primär eine Sache, die nur Maximilian und sein Haus betraf, doch war er sich vollkommen darüber im klaren, daß er allein mit seinen begrenzten Ressourcen gegen den mächtigen französischen König keinesfalls bestehen konnte.“⁷¹

3.2.2 Zur Propaganda Maximilians I. und Friedrichs III.

Die Vervielfältigung der untersuchten Vollmacht lässt sich in „eine der massivsten publizistisch-propagandistischen Auseinandersetzungen, die Europa bis dahin je erlebt

66 Müller, Publizistik, S. 113.

67 Seyboth, Auseinandersetzung, S. 246.

68 Wiesflecker, Kaiser Maximilian I., S. 335–336; Wolf, Doppelregierung, S. 274–275; Seyboth, Auseinandersetzung, S. 246; Müller, Publizistik, S. 117.

69 Günter Bentele, Propaganda, in: Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), Wiesbaden 2013, S. 279–280.

70 Seyboth, Auseinandersetzung, S. 256.

71 Ebd., S. 241.

hatte⁷², einordnen. Ein typisches Merkmal der Propaganda-Schriften Maximilians und seines Vaters im Zusammenhang mit Frankreich ist beispielsweise die Fokussierung auf das Reich und die ihm widerfahrene Schmach. Es wurde also weniger auf das Haus Habsburg rekurriert, sondern vielmehr auf die „deutsche Nation“, damit die Fürsten bei ihrer Ehre gepackt werden konnten.⁷³ Die Propaganda des Vaters und des Sohnes zeichnete sich des Weiteren durch den Topos „Schützen der Christenheit“ aus. Deshalb wurde den Franzosen die christliche Religion zwar nicht abgesprochen, ihre Handlungen wurden aber häufig als den zugrunde liegenden religiösen Wertvorstellungen widersprechend dargestellt.⁷⁴ Der Rückgriff auf diese beiden Strategien lässt sich in der Vollmacht von 1493 in den Worten „den snöden vncristenlichen handel so kûnig Karl zû Frannckreich wider sein lieb begangen hat / vnd seinem pösen fürsatz vnd willen / des Er gegen vnns / dem heiligen Reiche vnd gemeiner dewtscher Nation in teglicher übung stet“⁷⁵ finden. Mit einem Verweis auf Holleggers Gliederungsversuch zu Maximilians vielschichtigen Propagandahandlungen⁷⁶ soll kritisch hervorgehoben werden, dass mit den vorgestellten Aspekten die Propaganda der beiden Habsburger bei weitem nicht erfasst werden konnte, es bedingt durch den Rahmen einer Proseminararbeit jedoch dabei bleiben muss.

4. Fazit

Abschließend sollen die zentralen Inhalte zusammengefasst werden. Die als Inkunabel vorliegende Vollmacht gibt Einblick in die problematische, von Konfrontationen geprägte Beziehung zwischen Maximilian I. und dem französischen König Karl VIII. im 15. Jahrhundert. Mit Friedrich III., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und Vater von Maximilian, als Aussteller dieser Urkunde trifft die Quelle aber auch eine Aussage darüber, welche Position der Kaiser in dieser Auseinandersetzung bezog. Die untersuchte Quelle bringt in Anlehnung an ihre janusköpfige Quellenart – Rechtsdokument in publizistischer Aufbereitung – neben dem Ärger der habsburgischen Herrscher über das Verhalten des französischen Königs auch ihr Vorgehen dagegen zum Ausdruck.

Zur Frage, warum es zur Entstehung der Vollmacht von Kaiser Friedrich III. an König Maximilian im Februar 1493 mit dem Aufruf zur Bestrafung des französischen Königs und deren Vervielfältigung kam, kann nach Analyse der Quelle und intensiver Literaturarbeit Folgendes festgestellt werden: Das jahrelange Ringen zwischen Maximilian I. und Karl VIII. um das Herzogtum Burgund schaukelte sich in wiederkehrenden Auseinandersetzungen – unterbrochen von Friedensverhandlungen und -verträgen – hoch und mündete im sogenannten bretonischen Brautraub. Karl VIII., der seit Jahren mit Maximilians Tochter verlobt war, „stahl“ Maximilians Braut Anna von Bretagne und

72 Seyboth, Auseinandersetzung, S. 240.

73 Hollegger, Erwachen, S. 231–232; Seyboth, Auseinandersetzung, S. 253.

74 Hollegger, Erwachen, S. 232–234; Seyboth, Auseinandersetzung, S. 251.

75 Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

76 Hollegger, Erwachen, S. 226–230.

heiratete sie selbst, was schließlich auch den Kaiser erzürnte. In diesen historischen Ereignissen liegt also die Begründung für die Bestrafung.

Die Motive für den Aufruf im Reich – umgesetzt durch die Vervielfältigung – hängen mit der Propaganda Friedrichs III. und der seines Sohnes Maximilian zusammen. Durch die frühe Nutzung von Druckerzeugnissen, die auch bei der vorliegenden Inkunabel zum Tragen kam, konnte rasch, effektiv und flächendeckend die Meinung im Reich beeinflusst werden. Die Doppelregenten mussten die Reichsfürsten von der durch Karl VIII. über das Reich gebrachten Schmach überzeugen, um ihre militärische Unterstützung im Kampf gegen Frankreich sicherzustellen. Ohne diese war ein Sieg über Frankreich nicht umsetzbar. Das vorliegende Schriftstück reiht sich damit neben anderen im publizistischen Kampf Maximilians gegen Karl VIII. und generell in die Propagandavorgehensweise der Habsburger ein.

Durch die Interpretation innerer und äußerer Merkmale der Quelle konnte somit die aufgestellte These „Die jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen Maximilian I. und Karl VIII., aber auch propagandistische Gründe führen zur Ausstellung und Verbreitung der Vollmacht“ bestätigt werden.

Für weitere Untersuchungen stellt sich die Frage, ob Karl VIII. eine ähnliche Propagandastrategie verfolgt hat. Es bietet sich auch ein Vergleich bzw. eine Einordnung der vorliegenden Quelle in andere im Rahmen der Auseinandersetzung entstandene Inkunabeln an. So ließe sich der Propagandacharakter der Vollmacht noch deutlicher herausarbeiten sowie der durch sie verursachte verzerrte Blick auf die Situation. Beim Lesen der Vollmacht entsteht der Eindruck von extremer Dringlichkeit des Aufgebotes, was zusätzlich durch das Einschalten des Kaisers verstärkt wird. Wie die Literaturarbeit jedoch ergeben hat, wollte sich Maximilian einfach alle Türen im Kampf gegen Frankreich offen halten. Dies verdeutlicht, dass ein kritischer Blick auf die Quelle von immenser Bedeutung ist.

5. Quellen

Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. TLA, Inkunabel 11, 1493 II 11.

Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493. AT-OeStA/HHStA, SB Einblattdrucke 5, <https://www.archivinformationssystem.at/detail.aspx?ID=288086>, eingesehen 19.2.2021.

6. Literatur

Bentele, Günter, Propaganda, in: Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft (Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft), Wiesbaden 2013², S. 279–280.

Bruckner, Ursula, Coronatio Maximiliani, in: *Beiträge zur Inkunabelkunde* 8 (1983), Folge 3, S. 94–109.

Bünz, Enno, Der Kaiser ist tot. Wie das Ableben Maximilians I. 1519 in Kursachsen bekannt gemacht wurde, in: Holger Böning/Hans-Werner Hahn/Alexander Krünes/Uwe Schirmer (Hrsg.), *Medien – Kommunikation – Öffentlichkeit. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Festschrift für Werner Greiling zum 65. Geburtstag* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe 58), Wien-Köln-Weimar 2019, S. 211–234.

Eisermann, Falk, Buchdruck und politische Kommunikation. Ein neuer Fund zur frühen Publizistik Maximilians I., in: *Gutenberg-Jahrbuch* 77 (2002), S. 77–83.

Gantert, Klaus, *Handschriften, Inkunabeln, Alte Drucke. Informationsressourcen zu historischen Bibliotheksbeständen* (Bibliotheks- und Informationspraxis 60), Berlin-Boston 2019.

Heinig, Paul-Joachim (Bearb.), *Die Urkunden und Briefe aus dem Stadtarchiv Frankfurt am Main (Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493). Nach Archiven und Bibliotheken geordnet 4)*, Wien-Köln-Graz 1986, http://www.regesta-imperii.de/regesten/13-4-0-friedrich-iii/nr/1493-02-11_1_0_13_4_0_10623_1046, eingesehen 19.2.2021.

Hollegger, Manfred, Erwachen und aufstehen als ein starcker stryter. Zu Formen und Inhalt der Propaganda Maximilians I., in: Karel Hruza (Hrsg.), *Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit (11.–16. Jahrhundert)* (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 6), Wien 2002, S. 223–234.

Lhotsky, Alphons, Friedrich III., in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 5, Berlin 1961, S. 484–487, <https://www.deutsche-biographie.de/sfz56953.html>, eingesehen 27.2.2021.

Lutter, Christina, Maximilian I. (1486–1519), in: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Die Deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519)*, München 2003, S. 518–542.

Müller, Jan-Dirk, Publizistik unter Maximilian I. Zwischen Buchdruck und mündlicher Verkündigung, in: Ute Frevert/Wolfgang Braungart (Hrsg.), *Sprachen des Politischen. Medien und Medialität in der Geschichte*, Göttingen 2004, S. 95–122.

Seyboth, Reinhard, Die Auseinandersetzung König Maximilians I. mit König Karl VIII. von Frankreich um die Bretagne im Spiegel zeitgenössischer Medien, in: Maximilian Lanzinner/Arno Strohmeier (Hrsg.), *Der Reichstag 1486–1613. Kommunikation – Wahrnehmung – Öffentlichkeiten* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 73), Göttingen 2006, S. 239–257.

TLA, *Quellenedition zu Inkunabel 11*, Innsbruck 2019 (unveröffentlichtes Manuskript). Kopie im Besitz der Verfasserin.

Vogtherr, Thomas, *Einführung in die Urkundenlehre*, Stuttgart 2017².

Wiesflecker, Hermann, *Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit*, Bd. 1: *Jugend, burgundisches Erbe und Römisches Königtum bis zur Alleinherrschaft. 1459–1493*, Wien-München 1971.

Wolf, Susanne, Die Doppelregierung Kaiser Friedrichs III. und König Maximilians (1486–1493) (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 25), Köln-Mainz 2005.

Marina Blum ist Lehramtsstudentin mit den Unterrichtsfächern Geschichte, Sozialkunde, Politische Bildung und Deutsch, Masterstudentin der Germanistik an der Universität Innsbruck sowie studentische Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte. marina.blum@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Marina Blum, Eine habsburgische Quelle im Kampf gegen Frankreich: Vollmacht Kaiser Friedrichs III. an König Maximilian, 1493, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 113–126, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Vorarlberg in den Krisenjahren 1816 und 1817: Gründe und Auswirkungen

Florian Guggenberger

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Dr. Patrick Kupper und Reinhard Nießner, MA

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

Vorarlberg in the Crisis Years 1816 and 1817: Reasons and Effects

Between 1812 and 1817, the so-called "Little Ice Age" in Central Europe reached its climax. During this period, the summers were two to three degrees colder than the 20th century average. In addition to the economic depression caused by the Napoleonic Wars, the eruption of the volcano Tambora in April 1815 further exacerbated the situation. The consequences of the climatic changes affected the whole world and resulted in the "Year Without a Summer" in 1816. The effects of the climatic fluctuation also had an impact on the following year with famines and natural disasters still being a huge problem. Also in Vorarlberg, this resulted in terrible disasters: Flooding, avalanches and crop failures led to years of crisis in Vorarlberg.

1. Einleitung

Zwischen 1812 und 1817 erreichte die sogenannte „Kleine Eiszeit“ in Mitteleuropa ihren Höhepunkt. In dieser Zeit waren die Sommer zwei bis drei Grad kälter als im Durchschnitt des 20. Jahrhunderts.¹ Zusätzlich zu der schon herrschenden Depression aufgrund der Napoleonischen Kriege wurde die Situation durch den Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien im April 1815 verschärft. Dessen Folgen waren weltweit spürbar und führten 1816 zum sogenannten „Jahr ohne Sommer“. Auch 1817 konnten

1 Christian Pfister, *Klimageschichte der Schweiz 1525–1860. Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft*, Bd. 1 (Academica helvetica 6), Bern-Stuttgart 1985, S. 131.

die Auswirkungen des kälteren Klimas und des Ausbruchs durch Hungerkrisen und Naturkatastrophen von den Zeitgenoss*innen noch wahrgenommen werden.

Im Zuge dieser Seminararbeit wird die Lage in Vorarlberg während jener Krisenjahre näher betrachtet. Die Analyse dieser Thematik soll entlang folgender Fragestellungen durchgeführt werden: War der Ausbruch des Vulkans Tambora der Hauptgrund für das „Jahr ohne Sommer“ 1816? Wie wirkte sich die (Klima-)Krise der Jahre 1816 und 1817 auf Vorarlberg aus? Mit welchen Auswirkungen und Problemen war die Vorarlberger Bevölkerung konfrontiert?

Anknüpfend an diese Forschungsfragen lautet die erste These dieser Arbeit, dass der Ausbruch des Tambora nicht als einziger Grund für das „Jahr ohne Sommer“ und das nachfolgende Krisenjahr 1817 angesehen werden kann, sondern eine Vielzahl von Faktoren und Entwicklungen, die teilweise (lange) vor dem Ausbruch einsetzten, miteinbezogen werden müssen. Von einer „Tamborakrise“², wie Wolfgang Behringer es nennt, die hauptverantwortlich für das „Jahr ohne Sommer“ gewesen sein soll und zudem historische Entwicklungen des 19. Jahrhunderts weitreichend beeinflusste, kann nicht die Rede sein. Die zweite These ergibt sich aus der ersten und besagt, dass der Ausbruch 1815 im historischen Sinne als Auslöser für die Klimaanomalien in den beiden Folgejahren gesehen werden soll, der die bereits einsetzenden klimatischen Schwankungen sowie gesellschaftliche und wirtschaftliche Krisen verstärkte.

Im ersten Teil dieser Arbeit soll zunächst auf die Ursachen der Kälteperiode der 1810er-Jahre und der Krisensituation in Europa eingegangen werden, um so ein Bild der damaligen Rahmenbedingungen zu generieren. Darauf aufbauend wird der Ausbruch des Vulkans Tambora als einer der wesentlichen Faktoren für die Verschlechterung der damaligen klimatischen und sozioökonomischen Situation beschrieben. Im Fokus werden vor allem die unmittelbaren Folgen des Ausbruchs stehen. Als wichtigste Literatur dieses ersten Teils dient zum einen Wolfgang Behringers Monografie „Tambora und das Jahr ohne Sommer“, in der sich Behringer speziell mit den gesellschaftlichen Auswirkungen des Tambora-Ausbruchs beschäftigte.³ Zum anderen ist aus klimageschichtlicher Perspektive der erste Band von Christian Pfisters Monografie über die „Klimageschichte der Schweiz 1525–1860“ zu nennen, dessen klima- und agrargeschichtliche Untersuchungen für Vorarlberg ebenfalls relevant sind.⁴

Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit untersucht die Situation in Vorarlberg in den Krisenjahren 1816 und 1817 genauer. Dabei soll herausgearbeitet werden, wie sich durch unterschiedlichste Faktoren die Lebenssituation der Vorarlberger Bevölkerung in diesen Jahren drastisch verschlechterte. Ausgelöst durch das schlechte Klima kam es zu Naturkatastrophen und untypischen Wettersituationen, die zu Ernteaufschlägen und erhöhten Getreidepreisen führten, was wiederum in einer extremen Hungerkrise und Mangelernährung der Bevölkerung resultierte. Als konkrete Beispiele für die Naturkata-

2 Wolfgang Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte*, München 2016, S. 11.

3 Ebd.

4 Pfister, *Klimageschichte der Schweiz*.

strophen dieser Zeit sind zum einen das Bodenseehochwasser von 1817, das als bisher höchstes Hochwasser am Bodensee gilt, und zum anderen Lawinenabgänge in höher gelegenen Gebieten Vorarlbergs zu nennen. Auf die politische Ebene in Vorarlberg wird im Zuge dieser Arbeit nicht eingegangen, die klimatischen Rahmenbedingungen und Faktoren stehen im Zentrum der Untersuchung.

Als Forschungsstand zu diesen Krisenjahren in Vorarlberg soll die Monografie der Vorarlberger Historikerin Sabine Sutterlütli „*Jammer, Elend und Noth!!*“ Vorarlberg 1814 bis 1818“ angeführt werden, die als Erste eine umfangreiche Arbeit mit zeitgenössischen Quellen zu dieser Krisenzeit abfasste.⁵ Michael Kasper schrieb in einem unter anderem von ihm selbst herausgegebenen Sammelband einen Beitrag mit dem Titel „Achtzehnhundertundzutodegefroren“, in dem er sich speziell mit den Krisen und Ereignissen im südlichen Teil Vorarlbergs beschäftigte.⁶ Als historisches Überblickswerk zu Vorarlberg im behandelten Zeitraum ist Alois Niederstätters zweiter Band zur Geschichte Vorarlbergs zu nennen.⁷ Gerald Müllers Monografie „Hunger in Bayern 1816–1818“ bezieht sich auf dieselbe Situation in der Nachbarregion Bayern.⁸ Insgesamt muss der Forschungsstand zur Klimageschichte Vorarlbergs als noch sehr lückenhaft beschrieben werden. Sutterlütis Arbeit ist bisher die einzige, die sich mit den Krisenjahren 1816/1817 aus klimageschichtlicher Perspektive beschäftigt. Auch historische Hochwasser auf der vorarlbergischen Seite des Bodensees sind bisher nicht untersucht. Die vorliegende Arbeit versteht sich dementsprechend als Beitrag zur Klimageschichte Vorarlbergs.

2. Klima und Gesellschaft: Ursachen für die Krise(n) um 1815

Klima und Gesellschaft sind zwei Begriffe, die oft in einem Atemzug genannt werden. So war es auch kein Zufall, dass (unter anderem) die Kälteperiode der 1810er-Jahre – der Höhepunkt der „Kleinen Eiszeit“ – und der Ausbruch des Vulkans Tambora zu gesellschaftlichen Krisenerscheinungen auf der ganzen Welt führten. Das Zusammenspiel von diesen und weiteren Faktoren (ozeanische Variabilität, geringere Sonnenaktivität) brachte bereits in den Jahren vor dem Ausbruch des Tambora eine weitere globale Abkühlung.⁹ Gepaart mit einer wirtschaftlichen Depression in großen Teilen Europas nach den Napoleonischen Kriegen entstand als Folge eine extreme Krisensituation, die im „Jahr ohne Sommer“ 1816 und dem nachfolgenden „Hungerjahr“ 1817 ihren Höhenpunkt fand.

5 Sabine Sutterlütli, *„Jammer, Elend und Noth!!“*. Vorarlberger 1814 bis 1818 (Institut für sozialwissenschaftliche Regionalforschung Veröffentlichungen 14), Regensburg 2016.

6 Michael Kasper, „Achtzehnhundertundzutodegefroren“, in: Edith Hessenberger/Michael Kasper/Andreas Rudigier/Bruno Winkler (Hrsg.), *Jahre der Heimsuchung. Historische Erzählbilder von Zerstörung und Not im Montafon* (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 12), Schruns 2010, S. 9–71.

7 Alois Niederstätter, *Geschichte Vorarlbergs*, Bd. 2: Vorarlberg 1523 bis 1861. Auf dem Weg zum Land, Innsbruck 2015.

8 Gerald Müller, *Hunger in Bayern 1816–1818. Politik und Gesellschaft in einer Staatskrise des frühen 19. Jahrhunderts* (Europäische Hochschulschriften Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 812), Frankfurt am Main u. a. 1998.

9 Stefan Brönnimann/Daniel Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“ 1816. Klima, Mensch und Gesellschaft* (Geographica Bernensia G90), Bern 2016, S. 28.

2.1 *Kälteperiode und Nachkriegsdepression in Europa*

Die Krisenjahre 1816 und 1817 werden in der Forschung auf die klimatischen Gegebenheiten dieser Zeit zurückgeführt. Klimaforscher*innen bezeichnen wegen der tiefen Temperaturen die Zeit von etwa 1500 bis Mitte des 19. Jahrhunderts als „Kleine Eiszeit“. In Mitteleuropa erreichte sie ihren Höhepunkt zwischen 1812 und 1817. In Vorarlberg gilt der Zeitraum von 1810 bis 1822 als letzte Phase dieser Kälteperiode.¹⁰ Der Schweizer Klima- und Umwelthistoriker Christian Pfister diagnostiziert für die Schweiz sogar eine Kaltperiode von 1812 bis 1860, in der die Jahrestemperatur zum Teil bis zu 0,6 Grad unter dem Durchschnittswert des 20. Jahrhunderts blieb. Pfister sieht aufgrund der „Dauer und Größe des thermischen Defizits [...] die ausgeprägteste Kaltperiode seit 1520“¹¹. Er hebt vor allem das Jahrzehnt von 1810 bis 1819 hervor, das sich durch ein sommerliches Wärmemanko hervortat. Charakteristisch waren für diese Periode unfreundliche Sommer, die im Gebirge große Schneemengen brachten und mit einer Häufung von schweren Überschwemmungen einhergingen.¹²

Allen voran blieben die Sommer 1813 und 1816 um mehr als zwei Grad unter dem Durchschnitt des 20. Jahrhunderts. Auch die Sommer 1815 und 1821 waren über 1,5 Grad kälter, lediglich die Sommer 1818 und 1819 lagen im Durchschnitt des 20. Jahrhunderts. Pfister argumentiert weiter, dass die Jahre 1812 bis 1817 eindeutig die Züge einer Klimaschwankung tragen. Dem überdurchschnittlich sonnigen und warmen Jahr 1811 folgte 1812 ein Kältejahr, welches zu Überflutungen während aller Jahreszeiten führte. Von 1812 bis 1814 herrschten trockene Winter. Ab 1815 mündeten schneereiche Winter in späte Frühlinge. Die Sommer von 1812 bis 1816 bezeichnet Pfister als „Eiszeitsommer“, die alle in feuchte und frostige Herbste übergingen. Im Alpengebiet verzögerte sich im Frühjahr die Schneeschmelze und im Herbst winterte es verfrüht ein. Konkrete ökologische Konsequenzen dieser Kältewirkung waren unter anderem schlecht ausfallende Weinernten und den Sommer überdauernde Schneedecken in Höhen von 1.800 bis 2.300 Metern. Dies führte teilweise zur Vernichtung der Rasen und zur langfristigen Schrumpfung der Tragfähigkeit von Weidegebieten, was katastrophale Auswirkungen auf die Viehhaltung hatte. Es kam aber auch zur Abschmelzung von riesigen Schneemengen, wodurch Seen und Flüsse im Voralpengebiet einen Hochstand erreichten, der seit 1566 nicht mehr erzielt worden war.¹³

Gründe für diese Klimaschwankungen müssen zum einen in der längerfristig reduzierten Sonnenaktivität in der Zeit des sogenannten „Dalton-Minimums“ (etwa 1790 bis 1830) gesehen werden. Zum anderen lag es teilweise an den „Umstellungen der allgemeinen Zirkulation der Atmosphäre, die mit der verstärkten Zufuhr kühlerer Luftmassen aus Nordosteuropa und einem eher schwach entwickelten Azorenhoch in den Sommermonaten zusammenhängen“¹⁴. Verstärkt wurden diese Entwicklungen durch

10 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 53.

11 Pfister, *Klimageschichte der Schweiz*, S. 131.

12 Ebd.

13 Pfister, *Klimageschichte der Schweiz*, S. 132.

14 Michael Kasper, „Achtzehnhundertunderfrozen“ – oder das Jahr ohne Sommer. Hunger, Kälte und Lawinen in den Bergregionen Westösterreichs 1816/17, in: Michael Kasper/Robert Rollinger/Andreas Rudigier (Hrsg.), *Sterben in*

mehrere Vulkanausbrüche in der Nähe des Äquators, welche den Staubeintrag in die Atmosphäre immer wieder erhöhten. In Kombination mit dem Ausbruch des Vulkans Tambora im April 1815 führten diese Entwicklungen weltweit zu einer mehrjährigen Abkühlung.¹⁵ Die Temperaturen sanken dabei „um bis zu drei bis vier Grad Celsius“¹⁶.

Dass die Krise in diesen Jahren ein solch enormes Ausmaß erreichen konnte, hängt mit mehreren Faktoren zusammen. Neben den bereits geschilderten klimatischen Umständen, die vor allem von 1810 bis 1817 mehrfach zu verheerenden Missernten führten, waren es in Europa in der Folgezeit der Napoleonischen Kriege auch politische und wirtschaftliche Strukturprobleme, die Hungerkrisen in ihren extremsten Ausmaßen nach sich zogen.¹⁷ Stefan Brönnimann und Daniel Krämer vom Oeschger Zentrum für Klimaforschung fassen die Situation wie folgt zusammen:

„Der Ausbruch des Tambora war aber nicht der einzige Grund für die globalen Klimaabweichungen oder die endlosen Regen in der Schweiz. Und die klimatischen Bedingungen waren nicht der einzige Grund für die geringen Ernten. Schließlich war die geringe Ernte nicht der einzige Grund für die Krise.“¹⁸

Aufgrund der starken Verschränkung zwischen Klima und Gesellschaft muss auch in aller Kürze auf die schwierige wirtschaftliche und politische Lage der europäischen Gesellschaften während und nach den Napoleonischen Kriegen (1792–Juli 1815) eingegangen werden. Während der Kriegszeit brachten wechselseitige Wirtschaftsblockaden zwischen Frankreich und Großbritannien bestimmte Wirtschaftszweige ins Wanken. Allen voran geriet die Textilindustrie in der Schweiz oder auch in Vorarlberg, die von Baumwollimporten aus Großbritannien und den Kolonialgebieten abhängig war, stark unter Druck. Auch die Einfuhr von anderen Kolonialwaren (mit Ausnahme französischer) wurde durch hohen Zoll erschwert.¹⁹ Großbritannien wiederum verlor einen riesigen Absatzmarkt auf dem Kontinent, der florierende Kolonialhandel war für einige Jahre empfindlich gestört.

Gesättigte Arbeitsmärkte verstärkten die wirtschaftliche Krise. Die ehemaligen Soldaten konnten nicht alle in den Arbeitsmarkt integriert werden; des Weiteren war die Handlungsfähigkeit vieler Staaten durch die stark gestiegene Schuldenlast eingeschränkt. In der Textilindustrie kam es zudem zu einem tiefgreifenden Strukturwandel. In der Schweiz allein gingen durch die Mechanisierung von Webstühlen zwischen 1787 und 1820 etwa 60.000 Arbeitsplätze in der Handspinnerei verloren. Zahlen aus dem Kanton Zürich belegen für das Jahr 1817 bis zu 30.000 Arbeitslose im Bereich der Baumwollspinnerei. Da am Ende der Napoleonischen Kriege auch die Vorräte der meisten Men-

den Bergen. Realität – Inszenierung – Verarbeitung (Montafoner Gipfeltreffen 3/vorarlberg museum Schriften 40), Wien-Köln-Weimar 2018, S. 85–101, hier S. 86.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 87.

18 Brönnimann/Krämer, Tambora und das „Jahr ohne Sommer“, S. 28.

19 Andreas Fankhauser, Kontinentalsperre, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 30.10.2008, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013928/2008-10-30/>, eingesehen 25.2.2021.

schen aufgrund von Plünderungen und ständigen Einquartierungen von Soldaten zur Neige gingen, war der Weg in eine große Krise geebnet.²⁰

Durch die quantitativ und qualitativ schlechten Ernten im „Jahr ohne Sommer“ 1816 kam es zu einer Inflationskrise, bei der sich die jährlichen Durchschnittspreise zwischen 1815 und 1817 auf den europäischen Märkten verdoppelten oder sogar verdreifachten. In Rorschach (Schweiz, Kanton St. Gallen) erreichte die Teuerung sogar sechshundert Prozent. Daraus ergaben sich dramatische Folgen: Vor allem Menschen aus den Unter- und Mittelschichten konnten sich Lebensmittel nicht mehr leisten, Missernten in der Landwirtschaft beraubten Knechte und Tagelöhner ihrer Verdienstmöglichkeiten. Auch der Handel und das Gewerbe waren durch leere Auftragsbücher schwer betroffen.²¹

Sowohl klimatische als auch wirtschaftliche und politische Faktoren führten also in Europa während und nach den Napoleonischen Kriegen zu Krisenerscheinungen. Dass auch Zeitgenoss*innen schon die Folgen des kalten Klimas mit der Ereignisgeschichte in Verbindung brachten, zeigt das Beispiel des Bremer Meteorologen Wilhelm Christian Müller. Er verfasste eine Witterungsgeschichte und schrieb darin zum Winter 1812 folgende Notiz: „Vom 15. bis 24. November heftige Kälte in ganz Europa. Dadurch Vorbereitung zum Untergang Napoleons und der Franzosen in Russland.“²²

Obwohl somit mehrere Faktoren zu den Krisenjahren 1816 und 1817 führten, wird mit dem Ausbruch des Vulkans Tambora aber immer wieder ein einzelnes Ereignis genannt, welches Klima und Gesellschaft in dieser Zeit maßgeblich beeinflussten.²³

2.2 *Der Tambora-Ausbruch und dessen Folgen*

Auf der indonesischen Insel Sumbawa brach am 5. April 1815 der Vulkan Tambora aus und schleuderte dabei in den folgenden Tagen Millionen Tonnen von Schwefel und Asche in die Erdatmosphäre.²⁴ Der Tambora zählt zu den sogenannten Super-Vulkanen, die in der „Subduktionszone entlang der Sunda-Inseln im heutigen Indonesien“²⁵ liegen. Weitere Vulkane in dieser Region sind unter anderem der Toba auf Sumatra, der vor etwa 75.000 Jahren ausbrach, oder der 1883 eruptierende Krakatau. Vulkanolog*innen des Massachusetts Institute of Technology (MIT) bewerteten den Tambora-Ausbruch auf dem Vulkan-Explosivitäts-Index (VEI) mit einer Stärke von sieben und damit als den größten Vulkanausbruch in den letzten 10.000 Jahren.²⁶

20 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 28.

21 Ebd.

22 Wilhelm Christian Müller, *Fünfhundertjährige Witterungs-Geschichte, besonders der außerordentlichen Kälte; nebst Beobachtungen ihrer Perioden und Einwirkungen auf die Menschheit*, Bremen 1823, S. 74–75, zit. nach Wolfgang Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte*, München 2016, S. 33.

23 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 55.

24 Ebd.

25 Wolfgang Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Ein Naturereignis mit globalen Auswirkungen*, in: Fabian Frommelt/Florian Hitz/Michael Kasper/Christof Töny (Hrsg.), *Das Jahr ohne Sommer. Die Hungerkrise 1816/17 im mittleren Alpenraum (vorarlberg museum Schriften 31/Schriftenreihe des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des mittleren Alpenraumes 4)*, Innsbruck 2017, S. 9–29, hier S. 9.

26 Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer*, S. 9.

Nachdem der Vulkan am 5. April 1815 ausgebrochen war, dauerte die erste heftige Eruptionsphase fünf Tage. Die Hauptausbruchphase fand zwischen dem 10. und 11. April statt; während dieser beiden Tage wurden circa 50 km³ Gesteinsmaterial ausgeworfen. Die Explosionen waren zum Teil über Entfernungen von bis zu 2.600 Kilometer zu hören. Ab dem 11. April ging die Intensität des Ausbruchs zurück und dieser endete am 17. April. Dem Tambora, der zuvor der höchste Berg der Inselgruppe war, wurde im Zuge des Ausbruchs das oberste Drittel weggesprengt und er schrumpfte damit von etwa 4.350 auf 2.850 Meter Höhe.²⁷ Neben der Eruptionssäule, die in eine Höhe von 45 Kilometer und damit bis in die Stratosphäre aufstieg, war der Ausbruch auch von Erdbeben und Tsunamis begleitet. In einem Umkreis von mehreren tausend Kilometern fiel Asche und saurer Regen.²⁸

Was die Zahl der Todesopfer in Indonesien betrifft, herrscht in der Literatur keine Einigkeit. Oft werden etwa 100.000 Tote für das Land angegeben,²⁹ Behringer aber kritisiert, dass dieser Wert von den meisten Autor*innen aus einem Reisebericht des Schweizer Heinrich Zollinger, der den Tambora 1847 als Erster bestieg, unreflektiert übernommen wurde. Er hält diese Zahl allein für Indonesien für viel zu gering und argumentiert, dass die weltweiten Hunger-, Seuchen- und Überschwemmungsoffer hinzugerechnet werden müssen. Das ergäbe eine Opferzahl von mehreren Hundertmillionen und damit mehr Tote als in beiden Weltkriegen zusammen. Behringer sieht allenfalls in den Pestwellen des Mittelalters einen passenden Vergleich mit den Auswirkungen der Tambora-Krise.³⁰ Allerdings sind auch Behringers Bewertungen zu hinterfragen, da er selbst keine Quellen für diese Berechnungen angibt.

So argumentieren Brönnimann und Krämer, dass die Sommerkälte 1816 in der Schweiz nur zum Teil durch den Tambora erklärt werden könne. Der Sommer in der Gegend um Genf war um etwa zwei bis drei Grad Celsius kälter als im Zeitraum von 1799 bis 1821, der Anteil des Tambora daran sei aber gering gewesen. Durch „eine Abschätzung der strahlungsgetriebenen Abkühlung“³¹ lässt sich durch die Daten mehrerer mitteleuropäischer Stationen „aus der Reduktion der täglichen Temperaturspanne bei klaren Tagen“³² ein Wert von 0,6 Grad Celsius errechnen. Ein Bruchteil dieses Wertes müsse möglicherweise auch auf die reduzierte Sonnenaktivität in der Zeit des „Dalton-Minimums“ zwischen 1790 und 1830 zurückgeführt werden. Der Einfluss des Tambora umfasse aber nicht nur Strahlungseffekte, sondern der Ausbruch verschob möglicherweise aufgrund der ungleichen Abkühlung zwischen Land und Meer auch „die Zugbahnen der Tiefdruckgebiete über dem Nordatlantik“³³.

Mitteleuropa erlebte durch die Verschiebung der Wetterlagen eine zusätzliche Abkühlung, die laut Modellsimulationen etwa 0,7 bis ein Grad Celsius betrug und direkt oder

27 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 8.

28 Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer*, S. 12.

29 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 28.

30 Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer*, S. 15.

31 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 21.

32 Ebd.

33 Ebd.

indirekt auf den Ausbruch des Tambora zurückgeführt werden könne. Der Rest, der bis zu drei bis vier Grad Abkühlung in Mitteleuropa betrifft, müsse durch die zufällige und interne Variabilität im Klimasystem erklärt werden. In Modellen für die Schweiz ist der größte Anteil der Abkühlung sogar gänzlich ungeklärt. Mit Sicherheit könne aber gesagt werden, dass nicht alle Vulkanausbrüche zu „Jahre[n] ohne Sommer“ führten und nicht alle „Jahre ohne Sommer“ auf Vulkanausbrüche zurückzuführen seien.³⁴

Nichtsdestotrotz müssen die unmittelbaren Ereignisse und die weltweiten Folgen des Tambora-Ausbruchs genauer beleuchtet werden. Der Vulkanausbruch trug zwar vermutlich nicht die vollständige Verantwortung für die Abkühlung der Jahre 1816 und 1817, hatte jedoch einen Anteil daran. So kam es in Regionen, in denen der Ausbruch das Sonnenlicht verdunkelte, zu einer deutlichen Abkühlung. Bedingt dadurch verkürzte sich die Vegetationsperiode und gefährdete die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln. Auch in großen Teilen der restlichen Welt kühlte es signifikant ab. Im Mai und Juni 1816 wurden beispielsweise in Nordamerika große Teile der Ernten durch drei Frostperioden vernichtet. In Indien und Südafrika führten veränderte Niederschlagsmuster 1816 durch das Ausbleiben des Monsuns zu extremer Dürre, die wiederum Viehsterben und Missernten verursachte. In Südchina und Mitteleuropa traten zum Teil extrem hohe Niederschlagsmengen auf, welche die Ernten stark beeinträchtigten. Dadurch stiegen auch Flüsse und Seen an, wie zum Beispiel der Rhein und der Bodensee in Vorarlberg, aber auch der Huang He (Gelber Fluss) und der Jangtsekiang in China. Hochwasser, Starkregen, Hagel und Stürme führten zur Beschädigung oder sogar zu Ausfällen der Ernte. Das Heu wurde ebenfalls knapp, weshalb teilweise sogar Nutztiere (Kühe, Pferde, usw.) aufgrund von Futtermangel geschlachtet werden mussten. Eine weitere Auswirkung zeigte sich in der ausbleibenden Schneeschmelze. Im Hochgebirge stauten sich große Schneemengen an, wodurch viele Gletscher rasch anschwellen. In Europa, Nordamerika, China, Indien und Südafrika gelangten Agrarprodukte (Gemüse, Getreide, Obst, Wein) in schlechter Qualität und verringerten Mengen auf den Markt, was unter anderem eine extreme Inflation der Preise hervorrief. Der Brotpreis stieg in diesen beiden Jahren teilweise auf das Zehnfache des durchschnittlichen Preises der Vorjahre an.³⁵

Im „Jahr ohne Sommer“ 1816 war aber nicht nur das Wetter extrem, sondern auch das Klima. Schlechtwettersituationen waren im Sommer 1816 nicht intensiver, sondern kamen häufiger vor. Als Beispiel dient wiederum die Schweiz. Brönnimann und Krämer halten dabei fest: „Die Niederschlagshäufigkeit war in der Schweiz stark erhöht, während die Intensität der einzelnen Regenereignisse normal war.“³⁶ Obwohl es mehr Regentage gab, galten die Tage für sich genommen als nicht ungewöhnlich. Untypisch war jedoch, dass in der Schweiz und anderen Gebieten im Alpenraum im Sommer 1816 der Schnee bis in das Tal fiel.³⁷ Für Vorarlberg kann aufgrund der Nähe zur Ostschweiz Ähnliches beobachtet werden. Viele der zuvor beschriebenen Ereignisse und Folgen können ebenfalls in Vorarlberg in den Jahren 1816/17 gefunden werden.

34 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 21.

35 Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer*, S. 13–14.

36 Brönnimann/Krämer, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“*, S. 20.

37 Ebd.

3. Hungerkrise und Naturkatastrophen: Vorarlberg in den Krisenjahren 1816/17

3.1 Hunger- und Versorgungskrise: Gründe und Auswirkungen

Wie im vorhergehenden Kapitel erörtert, waren auch in Vorarlberg die Klimaschwankungen ab dem Jahr 1812 ein wesentlicher Grund für die extremen Krisenjahre 1816 und 1817. Werden die vorhandenen zeitgenössischen Berichte des Zeitraums näher betrachtet, so kann für Vorarlberg diagnostiziert werden, dass als Auswirkungen der Klimaschwankungen vor allem das wechselhafte Wetter und die erhöhten Niederschlagsmengen zum Ausmaß dieser Krise beitrugen. Aus dem Jahresbericht des Montafoner Landrichters Caspar Ratz für das Jahr 1813 geht hervor, dass im Juli wegen Unwetter und Regenfälle vor allem fruchtbarer Boden fortgespült wurde und dadurch Personen mit Grundbesitz hohe Verluste erlitten.³⁸ In Feldkirch zerstörte Ende April 1814 ein strenger Frost die Wein- und Obstblüte und die Maisaussaat, nachdem es in den drei vorangegangenen Jahren schon Missernten gegeben hatte.³⁹

Ein Chronist aus dem Kleinen Walsertal hielt für den Sommer 1814 große Schäden aufgrund von Überschwemmungen und Hagel fest. Im darauffolgenden Winter fielen enorme Mengen an Schnee, weshalb dieser im Februar 1815 an einigen Stellen bis zu neun Meter hoch lag und die folgenden Lawinen Schäden auf den Almen anrichteten. Der Sommer 1815 war von wechselhaftem Wetter geprägt, was bei der Heuernte große Probleme nach sich zog. Ein wesentliches Problem, das aus diesem schlechten und wechselhaften Wetter zunächst entstand, war die Futtermittelversorgung des Viehs. Auf den Almen fanden die Tiere früh kein Futter mehr und mussten deshalb zu niedriger gelegenen Weideflächen getrieben werden. In der Folge verfügte die bäuerliche Bevölkerung über kein Heu mehr und sie konnte ihre Kühe nicht mehr durchfüttern, weshalb sie diese im Herbst noch zu verkaufen versuchten. Der Heumangel war in mehreren Gebieten Vorarlbergs (Bregenzwald, Kleines Walsertal, Montafon) ein großes Problem. Für das Jahr 1815 wurde im Wesentlichen über verfrühte Alpabfahrten, wenig Getreide, Kälte und Lawinen berichtet. Ähnliches findet sich auch in den Ostschweizer und Tiroler Quellen dieser Zeit.⁴⁰

Im „Jahr ohne Sommer“ 1816 und dem Hungerjahr 1817 erreichte die Krise ihren Höhepunkt. Der Chronist Daniel Müller aus dem Kleinen Walsertal fasst das Jahr 1816 wie folgt zusammen:

„Das Jahr 1816 ist ein gar spätes Jahr gewesen, es ist im Sommer u. im Herbst u. auch im Frühling gar wenig gut Wetter, wohl aber gar viel Schneewetter gewesen, dass bei Mannsgedenken kein so kurzen aber rauen Frühling, nassen u. kalten Sommer u. schlechter Herbst gewesen ist.“⁴¹

38 LG Montafon, Jahresbericht 1812/13. Vorarlberger Landesarchiv, Vorlass Hubert Weitensfelder, Schachtel 2, Jahresberichte der vorarlbergerischen Landgerichte; Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 57.

39 Christoph Volaucnik, Feldkirch in der Bayernzeit, in: *Verba Volant. Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs*, Nr. 70, 24.3.2009, <http://apps.vorarlberg.at/vorarlberg/pdf/vv70cvbayern.pdf>, eingesehen 9.3.2020.

40 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 58.

41 Daniel Müller (1781–1845). Gemeindecarchiv Mittelberg, Kalenderaufzeichnungen aus Mittelberg im Kleinen Walsertal, zit. nach Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 59.

Auch im Rheintal und am Bodensee war die Lage kritisch. Ein Chronist aus Wolfurt beschrieb das „Jahr ohne Sommer“ folgendermaßen:

„1816 ist gar [ein] schlechtes Jahr, es hat gar kein Wein geben und Türgen geben, denn es hat den ganzen Sommer bereits alle Tag geregnet und im Herbst früher gefroren, der Türgen und der Wein ganz erfroren [...] so ist eine große Noht, das vihle Leuthe fast zugrunde gegangen.“⁴²

1816 war geprägt von Wetterextremen. Zwischen April und Oktober wurden insgesamt 137 Regentage gezählt. Dieser andauernde Regen führte vielerorts zu Überschwemmungen, die zusammen mit Blitzschlägen und Hagel zur Folge hatten, dass Missernten einsetzten, die wiederum Hunger und Teuerungen nach sich zogen. Schnee wurde vor allem im Sommer zum Problem, weil es regelmäßig schneite und schon ab circa achthundert Metern Seehöhe eine bis zu zwanzig Zentimeter hohe Schneedecke lag. Zwischen 1.800 und 2.300 Meter hielt sich der Schnee das ganze Jahr.⁴³

Diese Entwicklungen fanden im „Hungerjahr“⁴⁴ 1817, wie es in den meisten Chroniken bezeichnet wurde, ihren Höhepunkt. Für Mensch und Vieh brach eine große Hungerkrise aus. Durch das bereits beschriebene schlechte Wetter kam es dazu, dass die bäuerliche Bevölkerung von 1811 bis 1818 weniger erntete als in den vorigen und nachfolgenden Jahren. In vielen Gebieten fielen Kartoffel-, Getreide-, Wein- und Heuernten zur Gänze aus. Vor allem der bereits angeschnittene Mangel an Heu führte dazu, dass dort, wo intensiv Viehzucht betrieben wurde (wie etwa im Bregenzerwald oder im Montafon), kaum Futter für das Vieh vorhanden war. Zeitgenössische Chroniken hoben vor allem diesen Mangel hervor, was darauf hindeuten kann, dass der Heumangel eine wesentliche Auswirkung dieser Krise war und die Menschen sehr beschäftigte.⁴⁵

Ab September 1815 erreichte die Lebensmittelversorgung in Vorarlberg und Tirol einen kritischen Punkt.⁴⁶ Es wurde eine Verordnung gegen den Aufkauf und die Hor tung von Lebensmitteln („Hamstern“) von 1802 reaktiviert. Sie diente dem Zweck, Kreisämter und Magistrate darauf aufmerksam zu machen, dass Händler*innen und Spekulant*innen nicht das gesamte Getreide und andere Produkte aufkauften, um in Folge Preise hochzutreiben und lebensnotwendige Produkte in ausländische Gebiete zu verkaufen. Die Lage spitzte sich schnell zu. Da die Ernteaussichten nicht nur in Vorarlberg, sondern auch in den benachbarten Gebieten Bayern, Baden und Württemberg schlecht aussahen, kam es zu Preiserhöhungen, Wuchereien und Einfuhrproblemen. Gerade für Vorarlberg stellte sich dieser Umstand als problematisch heraus, da im Getreidehandel zwischen den Bodenseegebieten Vorarlberg um einiges mehr Getreide ein- als ausfuhrte. Im August 1816 herrschte bei den Vorarlberger Verantwortlichen Klarheit, dass die Ernte nicht einmal für einen Teil des Bedarfs ausreichen würde. In

42 Wolfurter Chronist über das „Jahr ohne Sommer“, o. D., zit. nach Alois Niederstätter, *Geschichte Vorarlbergs*. Bd. 2: Vorarlberg 1523 bis 1861. Auf dem Weg zum Land, Innsbruck 2015, S. 155.

43 Sutterlütli, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 62–63.

44 Ebd., S. 66.

45 Ebd., S. 72.

46 Ebd., S. 72.

mehreren Schreiben richtete sich Kreishauptmann Franz Christof Daubrawa an das Präsidium in Innsbruck: Er meldete die schlechte Ernte und die prekäre Situation der Menschen, die aufgrund von drei Missernten kaum mehr Lebensmittelvorräte und Vermögen besaßen. Des Weiteren forderte der Kreishauptmann einen unverzinslichen Geldvorschuss aus Innsbruck, um überlebenswichtige Getreideeinkäufe aus den benachbarten Orten Memmingen und Überlingen zu tätigen.⁴⁷

Die Innsbrucker Behörden erließen zunächst im November 1816 ein Exportverbot für Getreide und Lebensmittel. Allen voran durften Butter, Käse, Schmalz und für kurze Zeit Kartoffeln nicht ausgeführt werden. Tirol und vor allem Vorarlberg waren weiterhin vom Getreideimport aus Bayern abhängig. Da die Ernte in Bayern ebenfalls schwach ausfiel, versuchten die Verantwortlichen dort durch hohe Ausfuhrzölle die Versorgung der eigenen Bevölkerung zu sichern. Die legale Ausfuhr von Bayern nach Vorarlberg und Tirol kam deshalb im Winter 1816/17 zum Erliegen, was aber ein Aufblühen des Schmugglerwesens verursachte. Unverzolltes Getreide wurde aus Bayern von bewaffneten Banden nach Vorarlberg und Tirol geschmuggelt.⁴⁸ Dadurch kam es zu teils tödlichen Auseinandersetzungen zwischen der bayerischen Mautbeamtenschaft und Schmuggelnden, die zumeist aus hungrigen Tiroler und Vorarlberger Land- und Gebirgsbewohner*innen bestanden.⁴⁹ Trotzdem blieb der bayerische Markt für Vorarlbergs Korn- und Getreidehandel weiterhin geöffnet. Verhandlungen über Einfuhrerleichterungen von Getreide aus Württemberg blieben erfolglos, da die österreichische Seite keine Bereitschaft zur Aufhebung der Ausfuhrverbote für Schlachtvieh und Getreide signalisierte.⁵⁰

Die Krise verschärfte sich: Die Lager waren so gut wie leer und die Preise für Lebensmittel und Getreide stiegen aufgrund der Preistreiberei stark an. Daraus resultierte eine bis dato kaum dagewesene Hunger- und Versorgungskrise. Im Winter des Jahres 1816/17 erreichten die Preise solche Auswüchse, dass beispielsweise die Vorräte an Getreide und Kartoffeln, die für die Aussaat im Frühjahr hinterlegt waren, aufgeessen wurden. Um dem Mangel an Nahrung entgegenzuwirken, mengte die hungernde Bevölkerung verschiedenste Pflanzen, Kräuter und andere unübliche Dinge in das Brot. Der Tiroler Heimatkundler Rudolf Sinwel erzählte über die Streckung des Brots Folgendes: „Das Brot wurde immer kleiner, teurer und schlechter, war schließlich nur aus Kleie gebacken und mit gehackten Brennesseln und Heublumen, mit Erbsen, Kastanien, gemahlenern Wicken und gestoßenen Baumrinden gestreckt.“⁵¹ Weitere ungewöhnliche Ernährungsgewohnheiten dieser Zeit waren laut Berichten der Verzehr von Gras, Kräutern, Katzen- und Hundefleisch. Wie dramatisch der Hunger und dessen Folgen 1817 waren, schilderte der Salzburger Mediziner Wolfgang Oberlechner:

47 Müller, Hunger in Bayern, S. 102.

48 Ebd.

49 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 72–75.

50 Ebd., S. 76.

51 Rudolf Sinwel, Das Hungerjahr 1816/17, in: *Tiroler Heimatblätter* 16 (1938), Heft 7–8, S. 198–200, hier S. 198.

„Die Hungersnoth ist unter allen die schrecklichste Plage der Menschen, sie übertrifft Krieg und Pest; der Hunger brachte schauerhafte Zufälle an Menschen hervor, als, stinkenden Athem, Wackeln der Zähne, unerträgliche Magenschmerzen, Faulfieber, wahre Wuth und Todh; [...] in dieser allertraurigsten Lage haben die Menschen oft zu Dingen ihre Zuflucht genommen, wodurch sie noch eher starben, zu Dingen, die nicht nährten, giftig, unverdaulich waren; auf Misthaufen gruben Kinder Knochen heraus und nagten an denselben; Gyps, Kalk, Asche, Baumrinde, Gras, Saamengehäuse verschlangen sie in der Wuth des Hungers [...].“⁵²

Auf was für drastische Ernährungsmaßnahmen auch in Vorarlberg zurückgegriffen wurde, schildert ein Bericht des aus St. Gallen stammenden Peter Scheitlin, der ein in Vorarlberg weit verbreitetes „Brot“ folgendermaßen beschreibt:

„Man machte sich hier sogar Brot aus Obstresten und Weintresten mit Grünsch vermischet. Ein etwa halbpfündiges Brötchen aus solchem stinkenden Obstresten, der seit dem Herbst 1816 den ganzen Winter über im Schnee und Regen bis ins Frühjahr gelegen war [...]. Ich selbst erhielt ein solches Brötchen von daher. Kaum traute ich meinen Augen. Etwas Ungesunderes und Häßlicheres konnte nicht geessen [sic] werden. [...] Noch bewahre ich ein Stück dieses Brotes, [...] als das Traurigste aller Denkmale dieser Hungerzeit auf.“⁵³

Weitere Folgen des Hungers und der Mangelernährung waren unter anderem eine erkennbare Steigerung der Sterberate, die in Tirol und Vorarlberg 1817 in etwa bei 26 Prozent lag.⁵⁴ Die mangelhafte Ernährung führte zum Teil zu Krankheiten wie Typhus („Nervenfieber“). Im Kanton St. Gallen wurden 1817 als Todesursache bei 2.000 von 8.000 Todesfällen „Auszehrung“ und „Lungensucht“ angegeben. Bei weiteren knapp siebenhundert Todesfällen wurde Faul-, Nerven- und Gallenfieber (Typhus) diagnostiziert. Natürlich müssen die damaligen Diagnosen aus heutiger Sicht kritisch hinterfragt werden, können aber durchaus als ein Indiz für einen Zusammenhang zwischen der durch das Klima ausgelösten Hungerkrise und der steigenden Anzahl von Toten im Jahr 1817 interpretiert werden.⁵⁵

Neben der Zunahme von Krankheiten und Todesfällen nahmen Fälle von Diebstählen und Wilderei zu. Ein Jäger aus Wald am Arlberg merkte für 1817 an, dass „es noch nie so viele Wilderer gegeben habe und hauptsächlich seien es die Montafoner, die ins Klosertal herüberschlichen“⁵⁶. Außerdem häuften sich vermehrt kleinkriminelle Delikte

52 Wolfgang Oberlechner, *Wie kann man sich bey großer Theuerung und Hungersnoth ohne Getreid gesundes Brot verschaffen*. Ein Gespräch, Salzburg 1816, S. 14–15, zit. nach Kaspar, „Achtzehnhundertundzutodegefroren“, S. 40.

53 Peter Scheitlin, *Meine Armenreise in den Kanton Glarus und die Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesammten Vaterlandes im Jahr 1817 erging*. Ein Beytrag zur Charakteristik unserer Zeit, St. Gallen 1820, S. 442–443, <https://play.google.com/books/reader?id=vD4PAAAAQAAJ&hl=de&pg=GBS.PP2>, eingesehen 27.2.2020.

54 Kaspar, „Achtzehnhundertunderfroren“, S. 90.

55 Kaspar, „Achtzehnhundertundzutodegefroren“, S. 42.

56 Meinrad Tiefenthaler, *Von der Jagd, Wildereien und wilden Tieren im Vorarlberger Oberland vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins*, 1941, S. 65–87, hier S. 67–68.

wie Holz- und Fruchtdiebstahl. Gerichtsurteile dieser Zeit verdeutlichen, dass viele kleine Diebstähle mit einer Haftstrafe geahndet wurden. Mundraub galt in diesen Jahren nicht als Kavaliersdelikt. Ein Beispiel aus dem Gericht Dornbirn zeigt, wie mit solchen Delikten umgegangen wurde: „Feldfrüchtediebstahl: Katharina Fröwis erhielt in Hohe-nems 12 Tage Arrest. Magdalena Rein in Dornbirn 6 Tage und Joseph Schwendinger, Bauer von Dornbirn, 10 Tage einfachen Arrest.“⁵⁷ Ein weiteres Problem stellte die stark steigende Armut in diesem Zeitraum dar, was in Vorarlberg vor allem anhand der intensiven Auseinandersetzung der Behörden mit der Bettlerproblematik ersichtlich wird.⁵⁸ Erst ab 1818 verbesserte sich die Situation in Vorarlberg allmählich wieder. Ein wesentlicher Faktor, der zu dieser Hungerkrise führte, waren die Naturkatastrophen.

3.2 *Naturkatastrophen: Lawinen und Überschwemmungen*

Im südlichen Teil Vorarlbergs trugen der starke Schneefall und die daraus resultierenden Lawinen zur Krise bei. Zwischen Herbst 1815 und Sommer 1817 akkumulierten sich im Hochgebirge enorme Schneemengen. Die Kombination des schneereichen Winters 1815/16 mit einem feucht-kühlen Sommer 1816 und dem darauffolgenden schneereichen Winter 1816/17 führte dazu, dass im anschließenden Frühjahr ungewöhnlich große Mengen an Schnee in weiten Teilen des Alpenraumes lagen. In zahlreichen zeitgenössischen Berichten sind Schneerekorde greifbar – so auch in Vorarlberg. In St. Gallenkirch betrug die Schneehöhe am 9. März 1817 etwa 3,5 Meter. Im Silbertal (Montafon) war im März 1817 im Tal der Schnee 1,5 Meter hoch. Die Bewohner*innen von Bartholomäberg konnten den Quellen zufolge im Mai nur mit Brettern an ihren Füßen außer Haus gehen.⁵⁹ So kam es von März bis April 1817 wegen der hohen Niederschlagsmengen in Vorarlberg wie auch in anderen alpinen Regionen zu mehreren folgenschweren Lawinenabgängen. Im Kleinen Walsertal richtete eine Lawine am 9. Jänner 1816 großen Schaden an.⁶⁰ Am 9. März 1817 forderte ein Lawinenabgang in St. Gallenkirch mehrere Todesopfer.⁶¹ Weitere Berichte über Lawinenabgänge stammen unter anderem aus Gaschurn und erneut aus St. Gallenkirch am 1. Mai. Bei diesen entstanden zwar schwere Sachschäden, jedoch kamen keine Menschen ums Leben.⁶² Obwohl Lawinen in diesen beiden Krisenjahren einige Todesopfer forderten und größere Schäden anrichteten, müssen diese im gesamten Alpenraum aber als ein immer wieder vorkommendes Naturereignis betrachtet werden. Auffallend und unnatürlich ist jedoch, dass diese zum Teil noch im Frühling auftraten.

Die Überschwemmungen des Jahres 1817 nahmen jedoch ein bis zur heutigen Zeit nicht mehr erreichtes Ausmaß an. Schon 1816 führte der andauernde Regen zu Überschwemmungen des Bodensees und des Rheins. In Hard, Fußach und Vorkloster (heu-

57 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 91.

58 Ebd., S. 104–105.

59 Kasper, „Achtzehnhundertunderfrozen“, S. 94.

60 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 58.

61 Für einen besseren Eindruck siehe den Augenzeugenbericht des Bartholomä Marlin in: Inge Bacher, Aus dem Tagebuch des Bartholomä Marlin (1801–1878), in: *Bludenz Geschichtsblätter* (2003), Heft 69, S. 14–17.

62 Kasper, „Achtzehnhundertundzutodegefrozen“, S. 30.

tiger Stadtteil von Bregenz) ging der Bodensee über die Ufer. In Fußach hatte der See fast ein Drittel der für die Bewohner*innen wichtigen Wiesen unter Wasser gesetzt.⁶³ In seiner Pfarrchronik berichtete der Fußacher und ab 1819 Harder Pfarrer Gallus Hasler über die Auswirkungen in Hard: „den 20. July fing es an zu regnen und so bis 31. Dieß, wo der See so groß wurde, daß bereits das ganze Dorf [Hard] mit samt den Feldern unter Wasser gesetzt, und sehr großen Schaden gethan hat.“⁶⁴ Dies sollte aber erst der Vorläufer für das bisher größte Bodensee-Hochwasser im Jahr 1817 sein.

Im Juli 1817 erreichte der Bodensee als Spätfolge des „Jahres ohne Sommer“ seinen bisher höchsten bekannten Stand seit 1566. Dieser war 2,26 Meter über dem durchschnittlichen Wasserstand im Sommer. Zustande kam dieser Hochstand durch die außergewöhnlichen meteorologischen Bedingungen, die sich in den zwanzig Monaten zuvor abgespielt hatten. Beginnend mit dem schon erwähnten schneereichen Winter 1815/16 folgte das „Jahr ohne Sommer“ 1816, in dem es in den Sommermonaten bis in die Täler hinunter schneite. Im Gebirge fiel in der Sommerzeit weiterer Schnee. Durch den Winter 1816/17 und das kalt-feuchte Frühjahr 1817 legte sich über dieses bereits doppelte Schneepaket noch ein drittes. Die hochliegende Nullgradgrenze durch die für mehrere Wochen sommerliche Witterung und häufige Wärmegewitter führten dazu, dass um den Juni 1817 die ungeheuren Schneemassen rasch schmolzen – dieses Phänomen wird als doppelte Schneeschmelze bezeichnet. Der Schnee aus dem Winter 1815/16 schmolz gleichzeitig mit dem der Winterperiode 1816/17 und führte deshalb dazu, dass der Bodensee eine Rekordhöhe erreichte, die etwa 89 Tage andauerte.⁶⁵

Fast das gesamte Rheintal war über Monate hinweg überflutet, was katastrophale Auswirkungen für die Ernte hatte und in zehn Dörfern fast alle Felder und Früchte betraf. Ihren Höhepunkt erreichte die Überschwemmung im Juli 1817. In Lustenau etwa ging der Rhein über. Durch gemeinsame Anstrengung der Einheimischen konnte das Schlimmste verhindert werden. Für die direkt am Bodensee gelegenen Gemeinden, wie zum Beispiel Bregenz oder Hard, war die Lage jedoch dramatisch. Am 7. Juli 1817 erreichte der Bodensee seinen historischen Höchstwert. Der Kornmarkt in Bregenz und Teile von Vorkloster standen unter Wasser. Kreishauptmann Daubrawa berichtete am 15. Juli nach Innsbruck wie folgt:

„Auch hier in der Stadt Bregenz, worin man mit Schiffen fahren kann, wurde gestern von einer eben derselben Woge eine sehr feste und hohe Gartenwehr und zugleich ein weit dahinter gestandenes Gartenhäuschen mit einem Wurfe umgeworfen. Die Verheerungen des wüthenden Sees (der auf der benachbarten Stadt Lindau die ganze Brücke wegzureißen droht) sind höchst schauderhaft, und zugleich von den Ortschaften Hard, Fußach und Gaißau einlangende Nachrichten lauten auf das Kläglichste, und nehmen eine fortwährende ergie-

63 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 60.

64 Hasler Chronik 1816. Gemeindearchiv Hard, II. 1 Pfarrbeschreibung, zit. nach Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 60.

65 Christian Pfister, *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995)*, Bern 1999, S. 228–229.

bige Unterstützung der von allem entblößten Einwohner mit Lebensmitteln gebietherisch in Anspruch, um ihnen wenigstens die kümmerlichste Hilfe zu leisten.“⁶⁶

Die „Linzer Zeitung“ berichtete am 18. Juli über die Lage zu Beginn des Monats:⁶⁷

Der Wasserstand des Bodensees hatte am 5. July eine Höhe erreicht, von welcher die Chroniken seit 300 Jahren kein Beispiel aufweisen. Die Landstrasse von Lindau nach Bregenz ist wegen der Wasserhöhe unfahrbar, und in der Stadt Lindau stehen die meisten Strassen, bis auf die Maximilianstrasse, den Marktplatz und die Kramergasse, völlig unter Wasser. Man kann bis vor's Rathhaus im Schiff fahren. Die Haupthalle steht so unter Wasser, daß keine Schiffe durch den gewöhnlichen Eingang einfahren und einladen können. Die unter der Brücke nach der Stadt führenden Brunnenröhren sind zerrissen, und die Einwohner auf einige Schöpf runnen beschränkt. Am 27. Juny wütheten bey einem Sturm die Wellen fürchterlich, und brachen sich an der Stadt und den Ufern so, daß sie über die Mauern schlugen, und diese selbst hie und da durchbrachen. Ein Theil der Brücke am Landthore wurde zerstört. Auch in Meersburg erreichte

Abbildung 1: Linzer Zeitung vom 18.7.1817

Auch die „Klagenfurter Zeitung“ berichtete am 30. Juli 1817 über die missliche Lage der Bodensee-Ortschaften:⁶⁸

Vorarlberg.
Bregenz vom 19. Juli.
Das günstige Wetter, welches seit dem 1. Mai auch in Vorarlberg zum Glück des ganzen Landes nach vier Misjahren eintrat, war die Quelle des Unglücks, welches alle an dem Bodensee gelegenen Ortschaften traf. Seit dem Eintritt des Frühjahrs wuchs der See täglich mehr an, und überstieg am 6. d. M. die Höhe von 1666 weit, und jene von 1660 um einige Zolle. Die ohnehin

Abbildung 2: Klagenfurter Zeitung vom 30.7.1817

66 Faszikel D. D. über die bezirksweise Noth wegen Überschwemmung, Daubrawa, Bregenz, 15. Juli 1817. Vorarlberger Landesarchiv, Karton 1, Schachtel 308, zit. nach Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!“, S. 69.

67 Für den ganzen Bericht: *Linzer Zeitung*, 18.7.1817, S. 4.

68 Für den ganzen Bericht: *Klagenfurter Zeitung*, 30.7.1817, S. 2–3.

Die Lage in Vorarlberg besserte sich zwar nach dem Sommer 1817, war aber zweigeteilt. Die mittleren und höheren Gebiete wie der Bregenzerwald, das Walgau und das Montafon konnten wieder Ernteerträge wie in Vorkrisenzeiten einfahren. Im Rheintal und allen voran am Bodensee blieb die Situation aber noch einige Monate kritisch, da die Ernte erneut vernichtet wurde. Die Totalausfälle hatten zur Folge, dass trotz der Besserung der allgemeinen Situation viele Menschen im Winter 1817/18 und dem darauffolgenden Frühjahr mit dem Nötigsten versorgt werden mussten. Für Tirol und Vorarlberg waren in dieser Übergangszeit vor allem Getreideimporte aus der Lombardei von großer Bedeutung. Jedoch wurde die Stadt Bregenz im Herbst 1817 mit ausreichend Vorräten ausgestattet, womit die Nachbargemeinden Vorkloster und Hard beliefert werden konnten.⁶⁹ Mit dem Jahr 1818 verbesserte sich die Lage, im kollektiven Gedächtnis der Vorarlberger Bevölkerung waren jene Krisenjahre aber noch über Generationen hinweg tief verankert und wurden vor allem durch mündliche Geschichten an die jüngeren Generationen weitergetragen.⁷⁰

4. Fazit

Ausgangspunkt der Arbeit waren die Fragen, ob das „Jahr ohne Sommer“ hauptsächlich auf den Tambora-Ausbruch zurückzuführen ist und wie sich die Krise auf die Vorarlberger Bevölkerung auswirkte. Eruiert wurde dabei, dass die Krisenjahre 1816 und 1817 in Vorarlberg viele unterschiedliche Gründe hatten und nicht auf den Ausbruch des Tambora allein zurückgeführt werden können. Der Begriff der „Tamborakrise“, wie er von Wolfgang Behringer geprägt wurde, ist somit nicht zielführend. Selten sind es Einzelereignisse, die unvermittelt eine solche Katastrophenlage auslösen. Meistens stehen verschiedene Gründe und Entwicklungen dahinter, die teilweise Jahre, Jahrzehnte, oder bei Klimaschwankungen sogar Jahrhunderte im Gange waren. Ähnliches ist auch für die Jahre 1816/17 in Vorarlberg zu beobachten. Als klimatische Faktoren sind zum einen eine Kälteperiode in den 1810er-Jahren zu nennen, die auch als Höhepunkt der „Kleinen Eiszeit“ bezeichnet wird und schon in den Jahren vor dem Tambora-Ausbruch ihre Auswirkungen zeigte. Zum anderen kam es zu einer geringeren Sonnenaktivität in der Zeit des sogenannten „Dalton-Minimums“, die zusammen mit der ozeanischen Variabilität dazu führte, dass in diesem Zeitraum die Durchschnittstemperatur im Vergleich mit dem 20. Jahrhundert in vielen Gebieten Europas um drei bis vier Grad Celsius absank. Es waren aber nicht nur die klimatischen Schwankungen, die fast ganz Europa in eine Krise stürzten. Aus den Napoleonischen Kriegen resultierten ausgeprägte Wirtschaftskrisen, die maßgeblich zur Hungerkrise beitrugen.

In Vorarlberg waren die Auswirkungen des Zusammenspiels dieser unterschiedlichen Faktoren verheerend. Zu der schon angespannten wirtschaftlichen Situation kamen noch das schwankende Klima und dessen Folgen dazu. Dies führte unter anderem dazu, dass die Niederschlagstage mehr wurden und in höheren Lagen (ab 1.800 Meter)

69 Sutterlütti, „Jammer, Elend und Noth!!“, S. 81–82.

70 Kasper, „Achtzehnhundertundzutodegefahren“, S. 11.

das ganze Jahr über Schnee lag. Für die Ernte waren die Auswirkungen dieser klimatischen Umstände fatal. Schnee, Hagel, Stürme, Überschwemmungen und Lawinen zerstörten spätestens ab 1816 in großen Teilen Vorarlbergs die Ernten und führten zu einer kaum dagewesenen Hunger- und Versorgungskrise. Daraus folgte eine Mangelernährung der Bevölkerung mit erhöhtem Aufkommen von Krankheiten und Sterbefällen. Da auch die Armut sehr hoch war, nahmen Fälle von Bettelei, Diebstählen oder Wilderei zu.

Die Situation besserte sich ab 1818 wieder, jedoch blieben in der Vorarlberger Bevölkerung über mehrere Generationen die Erfahrungen dieser harten Zeit tief im kollektiven Gedächtnis verankert. Berichte von Zeitzeug*innen belegen, wie Geschichten über diese Zeit an die nächsten Generationen weitergetragen wurden. Abschließend soll festgehalten werden, dass das Einbeziehen von klimageschichtlichen Methoden und Erklärungsversuchen ein Gewinn für die Geschichtswissenschaft sein kann. Jedoch sollte auch in diesem Zusammenhang nicht der Fehler begangen werden, einzelnen Naturkatastrophen (wie eben einem Vulkanausbruch) eine singuläre Bedeutung beizumessen.

5. Quellen

Faszikel D. D. über die bezirksweise Noth wegen Überschwemmung, Daubrawa, Brengenz, 15. Juli 1817. Vorarlberger Landesarchiv, Karton 1, Schachtel 308.

Hasler Chronik 1816. Gemeindearchiv Hard, II. 1 Pfarrbeschreibung.

Klagenfurter Zeitung, 30.7.1817.

Linzer Zeitung, 18.7.1817.

LG Montafon, Jahresbericht 1812/13. Vorarlberger Landesarchiv, Vorlass Hubert Weitensfelder, Schachtel 2, Jahresberichte der vorarlbergerischen Landgerichte.

Müller, Daniel (1781–1845). Gemeindearchiv Mittelberg, Kalenderaufzeichnungen aus Mittelberg im Kleinen Walsertal.

Oberlechner, Wolfgang, Wie kann man sich bey großer Theuerung und Hungersnoth ohne Getreid gesundes Brot verschaffen. Ein Gespräch, Salzburg 1816.

Scheitlin, Peter, Meine Armenreise in den Kanton Glarus und die Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesammten Vaterlandes im Jahr 1817 erging. Ein Beytrag zur Charakteristik unserer Zeit, St. Gallen 1820, <https://play.google.com/books/reader?id=vD4PAAAAQA&hl=de&pg=GBS.PP2>, eingesehen 27.2.2020.

6. Literatur

Bacher, Inge, Aus dem Tagebuch des Bartholomä Marlin (1801–1878), in: *Bludener Geschichtsblätter* (2003), Heft 69, S. 14–17.

Behringer, Wolfgang, *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte*, München 2016.

Ders., *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Ein Naturereignis mit globalen Auswirkungen*, in: Fabian Frommelt/Florian Hitz/Michael Kasper/Christof Töny (Hrsg.), *Das Jahr ohne Sommer. Die Hungerkrise 1816/17 im mittleren Alpenraum* (vorarlberg museum Schriften 31/Schriftenreihe des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des mittleren Alpenraumes 4), Innsbruck 2017, S. 9–29.

Brönnimann, Stefan/Krämer, Daniel, *Tambora und das „Jahr ohne Sommer“ 1816. Klima, Mensch und Gesellschaft* (Geographica Bernensia G90), Bern 2016.

Fankhauser, Andreas, *Kontinentalsperre*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* (HLS), 30.10.2008, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013928/2008-10-30/>, eingesehen 25.2.2021.

Kasper, Michael, „Achtzehnhundertundzutodegefroren“, in: Edith Hessenberger/Michael Kasper/Andreas Rudigier/Bruno Winkler (Hrsg.), *Jahre der Heimsuchung. Historische Erzählbilder von Zerstörung und Not im Montafon* (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 12), Schruns 2010, S. 9–71.

Ders., „Achtzehnhundertunderfroren“ – oder das Jahr ohne Sommer. Hunger, Kälte und Lawinen in den Bergregionen Westösterreichs 1816/17, in: Michael Kasper/Robert Rollinger/Andreas Rudigier (Hrsg.), *Sterben in den Bergen. Realität – Inszenierung – Verarbeitung* (Montafoner Gipfeltreffen 3/vorarlberg museum Schriften 40), Wien-Köln-Weimar 2018, S. 85–101.

Müller, Christian Wilhelm, *Fünfhundertjährige Witterungs-Geschichte, besonders der außerordentlichen Kälte; nebst Beobachtungen ihrer Perioden und Einwirkungen auf die Menschheit*, Bremen 1823.

Müller, Gerald, *Hunger in Bayern 1816–1818. Politik und Gesellschaft in einer Staatskrise des frühen 19. Jahrhunderts* (Europäische Hochschulschriften III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 812), Frankfurt am Main u. a. 1998.

Niederstätter, Alois, *Geschichte Vorarlbergs, Bd. 2: Vorarlberg 1523 bis 1861. Auf dem Weg zum Land*, Innsbruck 2015.

Pfister, Christian, *Klimageschichte der Schweiz 1525–1860. Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft*, Bd. 1 (Academica helvetica 6), Bern-Stuttgart 1985.

Ders., *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995)*, Bern 1999.

Sinwel, Rudolf, Das Hungerjahr 1816/17, in: *Tiroler Heimatblätter* 16 (1938), Heft 7–8, S. 198–200.

Sutterlütli, Sabine, „Jammer, Elend und Noth!!“. Vorarlberger 1814 bis 1818 (Institut für sozialwissenschaftliche Regionalforschung Veröffentlichungen 14), Regensburg 2016.

Tiefenthaler, Meinrad, Von der Jagd, Wildereien und wilden Tieren im Vorarlberger Oberland vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins*, 1941, S. 65–87.

Volaucnik, Christoph, Feldkirch in der Bayernzeit, in: *Verba Volant. Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs*, Nr. 70, 24.3.2009, <http://apps.vorarlberg.at/vorarlberg/pdf/vv70cvbayern.pdf>, eingesehen 9.3.2020.

7. Abbildungen

Abbildung 1: Linzer Zeitung vom 18.7.1817, S. 4.

Abbildung 2: Klagenfurter Zeitung vom 30.7.1817, S. 2–3.

Florian Guggenberger ist Student des Masterstudiums Geschichte an der Universität Innsbruck und Mitarbeiter des Stadtarchivs Bregenz. Florian.Guggenberger@student.uibk.ac.at.

Zitation dieses Beitrages

Florian Guggenberger, Vorarlberg in den Krisenjahren 1816 und 1817: Gründe und Auswirkungen, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 127–145, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Runner-Up-Awards von *historia.scribere* 13

(gesponsert von **Thomas Albrich**)

(gesponsert von **Klaus Eisterer**)

(gesponsert von **Hermann Kuprian**)

(gesponsert von **Heinz Noflatscher**)

(gesponsert von **Christoph Ulf**)

Die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht 1947. Wissenschaftliche Aufarbeitung, Vermittlung und Initiativen in der Public History

Verena Hechenblaikner

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: assoz. Prof. Mag. Dr. Eva Pfanzelter, MA

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Seminar-Arbeit (Vertiefung)

Abstract

The memory of the Krimmler Tauern Escape. Scientific research and public history initiatives

The following seminar paper examines the memory of the Krimmler Tauernflucht, a journey of a group of Jews from Eastern Europe across an Austrian alpine pass to reach Palestine in 1947. For almost forty years, this historical event was ignored by historians and the public, but the anniversaries in 1997, 2007 and 2017 as well as the founding of Alpine Peace Crossing in 2007 have brought new momentum. As a result, various initiatives have emerged and the crossing is now also being prominently addressed in the field of public history.

1. Einleitung

Ein jüdisches Sprichwort besagt: „Vergessenheit führt ins Exil, das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“¹ Vergessen und Erinnern kann jedoch nicht so klar voneinander getrennt werden, wie diese Redewendung den Anschein erweckt. Sowohl Vergessen als auch Erinnern sind konstitutive Bestandteile des Gedächtnisses.² Die Sicht auf die Vergangenheit ist dabei von der jeweiligen Gegenwart geprägt: Erinnerung ist also

1 Peter Hofer, Zur Erinnerung an Liesl Geisler-Scharfetter (1905–1985), in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 63–65.

2 Henry Rousso, La hantise du passé, Paris 1998.

„nicht das, was einmal war, sondern das, was es aus der Perspektive der Gegenwart wird und möglicherweise auf eine immer wieder neue Weise wird.“³ Dementsprechend handelt es sich um eine ständige Re-Interpretation von Vergangenen, das immer wieder aufs Neue erinnert wird, wodurch der Umgang mit der Vergangenheit stets einem Wandel unterworfen ist.⁴

Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit etwa die Thematisierung des Holocaust und dessen Folgen noch ein Tabu darstellte, nahm das Gedenken seit den 1990er-Jahren einen immer größeren Stellenwert ein.⁵ Pierre Nora spricht in diesem Zusammenhang vom „Zeitalter des Gedenkens“.⁶ Da es jedoch kein „spontanes Gedächtnis“⁷ gäbe, sei die Erinnerung vielfach auf bestimmte Anlässe angewiesen. So erlangen Jubiläen, die zu einem intensiveren Auseinandersetzen mit historischen Ereignissen beitragen, für die Geschichtswissenschaft an Bedeutung. Um die Öffentlichkeit miteinzubeziehen, ist die Hinwendung zur Public History zentral. Dabei handelt es sich um:

„jede Form der öffentlichen Geschichtsdarstellung [...], die sich an eine breite, nicht geschichtswissenschaftliche Öffentlichkeit richtet, als auch [um] [...] eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft, die sich der Erforschung von Geschichtspräsentation widmet.“⁸

Die vorliegende Seminararbeit beschäftigt sich mit der Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht 1947 und deren zeitlichen Wandel. So wurde dem historischen Ereignis, das beinahe vier Jahrzehnte lang weder in der Geschichtswissenschaft noch in der Öffentlichkeit behandelt wurde, hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren Aufmerksamkeit zuteil. Die leitende These der Arbeit besagt daher, dass sich erst im Zuge der Jubiläen 1997, 2007 und 2017 sowie durch die Vereinsgründung von Alpine Peace Crossing 2007 schrittweise eine neue Dynamik in der wissenschaftlichen Aufarbeitung entwickelte, wodurch die verschiedenen Initiativen und die Vermittlung der Krimmler Tauernflucht in der Public History möglich wurden. Konkret geht die Arbeit der Frage nach, wann mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Krimmler Tauernflucht begonnen wurde und wie sich diese weiterentwickelt hat. Weiters untersucht die Seminararbeit, durch welche Initiativen die Krimmler Tauernflucht in der Public History vermittelt wurde bzw. nach wie vor wird. Das Ziel besteht darin, einen chronologischen Überblick über den sich wandelnden Umgang mit dem Ereignis zu bieten und die damit einhergehenden Projekte kritisch zu reflektieren.

3 Aleida Assmann, *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung* (Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen 6), München 2007, S. 9.

4 Jörg Baberowski, *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorie von Hegel bis Foucault*, München 2005, S. 161.

5 Henry Rousso, *Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 1 (2004), Heft 3, S. 363–378.

6 Pierre Nora, *Das Zeitalter des Gedenkens*, in: Pierre Nora (Hrsg.), *Erinnerungsorte Frankreichs*, München 2005, S. 543–575, hier S. 543.

7 Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998, S. 20.

8 Martin Lücke/Irmgard Zündorf, *Einführung in die Public History*, Göttingen 2018, S. 24.

Um den Prozess der Erinnerung und Aufarbeitung besser nachvollziehen zu können, ist es unerlässlich, das historische Ereignis in Grundzügen zu kennen. Daher gliedert sich die Arbeit in zwei Teile: Während im ersten Abschnitt die Vorgeschichte und der Fluchthergang durch das Krimmler Achenal zusammenfassend dargestellt werden, geht es im zweiten Teil um die wissenschaftliche Aufarbeitung sowie um die verschiedenen Initiativen und die Vermittlung im Feld der Public History. Gemäß der These kommt den Jubiläen 1997, 2007 und 2017, denen eigene Unterkapitel gewidmet werden, besondere Bedeutung zu.

Zur Bearbeitung des Themas wurde sowohl auf Forschungsliteratur als auch auf Internetquellen zurückgegriffen. Während die Krimmler Tauernflucht und die Initiativen bis ins Jahr 2015 weitestgehend in der Literatur aufgearbeitet sind, können Informationen über neuere Projekte ausschließlich online abgerufen werden. Die vorliegende Arbeit schließt daher mit ihrer Gesamtdarstellung eine Forschungslücke. Zu den Hauptwerken im Forschungsstand zählt Thomas Albrichs Monographie „Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945–1948“, welche sich 1987 erstmals mit der Thematik auseinandersetzte.⁹ Als Ergänzung dazu dient der Tagungsband „Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945“, der unter anderem Berichte von Zeitzeug*innen beinhaltet.¹⁰ Der 2008 erschienene Sammelband „Über die Berge dem Gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing“ beschreibt die Anfänge der Organisation Alpine Peace Crossing (APC).¹¹ Zudem gibt die unveröffentlichte Diplomarbeit von Monika Tasser aus dem Jahr 2016 Einblicke in die Vermittlung der Tauernflucht.¹² Darüber hinaus liefern die Webseiten des Vereins APC wichtige Informationen zu laufenden Projekten.¹³

2. Die Krimmler Tauernflucht 1947

2.1 Vorgeschichte

Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges hatten in Europa tausende heimatlos gewordene Menschen, sogenannte *Displaced Persons* (DPs), zur Folge.¹⁴ „Diese [...] Gruppe setzte sich anfangs aus allen geflüchteten oder deportierten Angehörigen der alliierten Nationen sowie aus NS-Opfern nicht-alliierten Nationen zusammen.“¹⁵ Eine besondere Stel-

9 Thomas Albrich, Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945–1948 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 1), Innsbruck 1987.

10 Thomas Albrich (Hrsg.), Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945 (Österreich-Israel-Studien 1), Innsbruck 1998.

11 Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen 117), Salzburg 2008.

12 Monika Tasser, Auf der Flucht ins Gelobte Land – Shoa-Überlebende fliehen im Sommer 1947 illegal über den Krimmler Tauern. Historische Spuren und didaktische Aufarbeitung, Dipl. Innsbruck 2016.

13 Alpine Peace Crossing, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/>, eingesehen 22.1.2020; Hain der Flucht, o. D., <http://www.hain-der-flucht.at/>, eingesehen 22.1.2020.

14 Thomas Albrich, Zionisten wider Willen. Hintergründe und Ablauf des Exodus aus Osteuropa, in: Albrich (Hrsg.), Flucht nach Eretz Israel, S. 13–48, hier S. 15.

15 Harald Waitzbauer, Über die Berge – dem gelobten Land entgegen. Die „Judenflucht“ über den Krimmler Tauern als Teil des großen jüdischen Exodus aus Osteuropa nach Palästina, in: Floimair (Hrsg.), Über die Berge, S. 15–26, hier S. 15.

lung innerhalb der DP's kam den jüdischen Überlebenden des Holocaust zu. Ungefähr 800.000 Jüdinnen und Juden aus Osteuropa hatten die nationalsozialistischen Vernichtungslager überlebt oder waren diesen entgangen. Davon wollten in etwa 250.000 Personen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Heimat leben und entschieden sich zur Flucht.¹⁶ Die Fluchtmotive waren vielfältig: Einerseits spielten Grenzverschiebungen sowie fehlende soziale und wirtschaftliche Lebensgrundlagen eine Rolle.¹⁷ So hatten die meisten ihre Angehörigen im Holocaust verloren¹⁸ und kaum eine Möglichkeit, ihren enteigneten Besitz wiederzuerlangen.¹⁹ Andererseits waren der Antisemitismus in ihren Heimatländern und der sich langsam anbahnende Kommunismus im Osten Europas zentrale Aspekte.²⁰

Österreich, damals in vier Besatzungszonen aufgeteilt, war aufgrund seiner geografischen Lage ein wichtiges Durchzugsland für den jüdischen Exodus aus Osteuropa. Es galt „als östlichster Vorposten der Westalliierten und als Knotenpunkt der Routen nach Italien und Deutschland.“²¹ In drei Flüchtlingswellen kamen zwischen Sommer 1945 und Ende 1947 vor allem Jüdinnen und Juden aus Polen, Ungarn und Rumänien nach Österreich, wo sie größtenteils in DP-Lagern untergebracht und versorgt wurden.²² Unterstützung erhielten die Flüchtenden dabei von der jüdischen Fluchthilfeorganisation Bricha (hebräisch für Flucht), die bereits 1944/45 von osteuropäischen Jüdinnen und Juden gegründet wurde und im Untergrund agierte.²³ Ihr Ziel bestand darin, den „jüdischen Überlebenden zur illegalen Auswanderung nach Palästina zu verhelfen“²⁴.

Die Fluchtrouten variierten je nach politischer Situation. Um Palästina zu erreichen, versuchten die DP's meist, nach Italien zu gelangen und von dort mit Schiffen überzusetzen.²⁵ Während die Flüchtlingsströme am Ende des Krieges noch unkontrolliert abliefen, versuchten die Alliierten, allen voran die Briten, bald Einfluss darauf zunehmen.²⁶ Großbritannien, Mandatsmacht in Palästina, befürchtete durch eine größere jüdische Ansiedlung in diesem Gebiet Konflikte mit den dort lebenden Araber*innen und wollte den jüdischen Transit durch ihre Zone stoppen bzw. Druck auf andere Länder ausüben.²⁷ Dies gelang aber nur bedingt, da etwa die USA die jüdischen Flüchtlinge nicht

16 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 15–16; Albrich, *Zionisten wider Willen*, S. 13.

17 Ebd., S. 14.

18 Susanne Rolinek, *Jüdische Lebenswelten 1945–1955. Flüchtlinge in der amerikanischen Zone Österreichs* (Österreich-Israel-Studien 4), Innsbruck 2007, S. 77.

19 Albrich, *Zionisten wider Willen*, S. 19–20.

20 Albrich, *Im Untergrund nach Österreich. Die Fluchtroute der Bricha 1945–1948*, in: Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948*, Innsbruck 2010, S. 17–36, hier S. 17.

21 Ebd.

22 Rolinek, *Jüdische Lebenswelten 1945–1955*, S. 31; Thomas Albrich, *Brichah: Fluchtwege durch Österreich*, in: Fritz Bauer Institut (Hrsg.), *Überlebt und unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland* (Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 1997), Frankfurt am Main-New York 1997, S. 207–227, hier S. 207.

23 Rolinek, *Jüdische Lebenswelten 1945–1955*, S. 31; Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 16.

24 Ebd.

25 Hanno Loewy, *Der Wald, der Berg, der Schnee und das Meer. Der „Exodus“ der DP's durch die Krimmler Tauern 1947*, in: Hanno Loewy/Gerhard Milchram (Hrsg.), *„Hast du meine Alpen gesehen?“. Eine jüdische Beziehungsgeschichte*, Hohenems 2009, S. 374–385, hier S. 376–377.

26 Albrich, *Exodus durch Österreich*, S. 14.

27 Ebd., S. 121–122; Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 16.

am Durchzug hinderten.²⁸ So entwickelte sich Salzburg, das als Verwaltungszentrale der US-Truppen in Österreich ideale politische Rahmenbedingungen bot, zu einer wichtigen Drehscheibe für die Versorgung und Weiterleitung der jüdischen DPs.²⁹ Um ihre Ziele umzusetzen, arbeitete die Bricha eng mit der US-Armee sowie mit österreichischen Behörden zusammen.³⁰ Auch andere Institutionen wurden eingebunden. Zu nennen wären hier die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA), das jüdische Zentralkomitee, die Jewish Agency, die Jewish Brigade und das Joint Distribution Committee (kurz Joint).³¹ Eine zentrale Rolle spielte das seit dem Sommer 1946 bestehende jüdische DP-Lager „Givat Avoda“ in Saalfelden, von wo aus die Bricha den weiteren Transport nach Italien organisierte.³²

In den ersten zwei Jahren führte die Hauptroute der Flüchtlinge über den Brenner oder den Reschenpass.³³ Erst als die französische Besatzungsmacht in Tirol Ende 1946 verstärkt kontrollierte und Flüchtlingsgruppen vermehrt zurückgeschickt wurden, mussten sich die Organisatoren der Bricha einen alternativen Weg überlegen.³⁴ Da die einzige Stelle, an der die US-amerikanische Einflusszone direkt an Italien grenzte, der Krimmler Tauern war, blieb keine andere Möglichkeit, als den langen Weg über diesen 2.634 Meter hohen Pass zu wählen.³⁵ Neben den jüdischen DPs begingen auch NS-Kriegsverbrecher auf ihrer Flucht vor einem drohenden Justizverfahren diese Route, wodurch sich die Routen der Opfer und Täter zum Teil kreuzten.³⁶

2.2 *Der Übergang über den Krimmler Tauern*

Um die französische Zone zu umgehen, begann die Bricha im Sommer 1947 jüdische Gruppen von etwa 150 bis zweihundert Personen über den wenig bewachten Krimmler Tauern nach Italien zu führen. Eigentlich sollten für den langen Marsch nur junge und gefähige Menschen ausgewählt werden, doch teilweise waren auch schwangere Frauen oder Kleinkinder dabei. Ausgangspunkt der Flucht bildete das DP-Lager in Saalfelden. Von dort starteten ein- bis dreimal pro Woche um ca. 22.00 Uhr vier Lastwägen, welche die Flüchtlinge zum ersten Etappenziel Krimml brachten. Die etwa vierstündige Anfahrt geschah bewusst in der Nacht, um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen.³⁷ Nichtsdestotrotz bemerkte die Gendarmerie in Krimml die ungewöhnlichen

28 Eva Pfanzelter, Zwischen Brenner und Bari. Jüdische Flüchtlinge in Italien 1945 bis 1948, in: Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 225–252, hier S. 235.

29 Susanne Rolinek, Zwischenstation. Jüdische Flüchtlinge in Salzburg, in: Aschauer-Smolik/Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima*, S. 145–163, hier S. 145.

30 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 16.

31 Susanne Rolinek, Jüdische Fluchthilfe im Raum Salzburg. Das Netzwerk von Bricha und Betar 1945 bis 1948, in: Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 93–118, hier S. 101–112.

32 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 19; Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl, *Das DP-Camp „Givat Avoda“ Saalfelden – Auf den Spuren einer vergessenen Geschichte*, in: Aschauer-Smolik/Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima*, S. 187–206, hier S. 200.

33 Pfanzelter, *Zwischen Brenner und Bari*, S. 235.

34 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 19.

35 Ebd.; Pfanzelter, *Zwischen Brenner und Bari*, S. 234.

36 Gerald Steinacher, *Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen* (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 26), Innsbruck 2008, S. 33–34.

37 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 19–20; Aschauer-Smolik/Steidl, *Das DP-Camp „Givat Avoda“*, S. 202–203.

Vorgänge im Ort. Das österreichische Innenministerium ordnete allerdings an, sich nicht darum zu kümmern und „nicht mehr beim Fenster hinaus[zu]schauen“³⁸.

Da das Krimmler Achenal 1947 noch nicht mit Autos befahren werden konnte, mussten die jüdischen DPs von Krimml aus einen beschwerlichen Fußmarsch zum zweiten Etappenziel, dem Krimmler Tauernhaus, antreten. Der Weg führte zuerst drei Stunden entlang der Krimmler Wasserfälle steil bergauf und weitere zwei Stunden taleinwärts bis zum Tauernhaus. Begleitet wurde der Flüchtlingszug von zwei Bricha-Mitarbeiter*innen.³⁹ Viktor Knopf, der die Flüchtlinge über die italienische Grenze schleuste, beschreibt dies folgendermaßen: „Während die Ersten schon den ersten Wasserfall erreichten, waren die letzten fast noch am Talboden. Um keinen zu verlieren, mußte gewartet werden, bis alle aufgeschlossen waren.“⁴⁰ In den Morgenstunden erreichten die erschöpften Menschen das Krimmler Tauernhaus, wo sie einige Stunden rasten konnten und von der Wirtin Liesl Geisler versorgt wurden. Doch das anspruchsvollste Stück des Weges – 1.000 Höhenmeter durch hochalpines Gelände – lag noch vor ihnen. Am Nachmittag gegen 15.00 oder 16.00 Uhr brach die Gruppe erneut auf, um die Grenze am Krimmler Tauernpass nach vier bis fünf Stunden Gehzeit bei Dunkelheit zu erreichen.⁴¹ Für Menschen ohne alpine Erfahrung und geeignete Ausrüstung stellte der Übergang kein leichtes Unterfangen dar:

„Es waren Leute, die zuvor nie am Berg gewesen waren und daher die Berge und deren Gefahren nicht kannten, und ein Weg über den Krimmler Tauern war auch damals kein Spaziergang. Die Flüchtlinge wurden nicht besonders ausgerüstet: Es gab kein festes Schuhwerk und auch keinen Regenschutz, keine Stöcke und nur wenig Verpflegung, da ja alles getragen werden mußte.“⁴²

Nach dem Passübergang folgte noch ein kräftezehrender Abstieg von drei bis vier Stunden ins Südtiroler Ahrntal. Die Flüchtlinge kamen nach über zehn Stunden Fußmarsch um 01.00 oder 02.00 Uhr nachts in Kasern an.⁴³ Knopf erinnert sich: „Wenn ich nach der Ankunft fragte, ob sie den Weg noch einmal machen würden, sagten alle ‚nein‘, da könne kommen, was wolle.“⁴⁴ Mitarbeiter*innen der Bricha brachten die Schwächsten im Gasthaus Kasern und in einem angemieteten Bauernhaus unter. Der Rest wurde mit Kraftfahrzeugen nach Meran oder Mailand geschickt.⁴⁵ Bis der Pass mit dem ersten Schnee im September 1947 unpassierbar wurde, schafften es drei- bis fünftausend jüdische Personen – die Zahlen unterliegen je nach herangezogener Literatur großen Schwankungen – illegal nach Italien zu gelangen.⁴⁶

38 Rudolf Tasser, Interview mit Helmut Kraut, Krimml, 19.7.1997, Aufnahme im Privatarchiv Tasser, zit. nach Tasser, *Auf der Flucht*, S. 80.

39 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 20–21.

40 Viktor Knopf, *Der Fluchtweg über die Krimmler Tauern*, in: Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 193–198, hier S. 196.

41 Knopf, *Der Fluchtweg über die Krimmler Tauern*, S. 196; Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 21.

42 Ebd., S. 193.

43 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 21.

44 Knopf, *Der Fluchtweg über die Krimmler Tauern*, S. 197.

45 Waitzbauer, *Über die Berge*, S. 21.

46 Ebd., S. 22.

Doch nicht immer funktionierte das Unterfangen problemlos. Die italienische Exekutive war zwar wenig präsent⁴⁷ und die Bricha bestach sowohl österreichische Zollbeamte als auch italienische Carabinieri, aber dennoch kam es vor, dass Flüchtlingsgruppen zurückgeschickt wurden und den Grenzübertritt erneut versuchen mussten.⁴⁸ Zudem erschwerten die wechselhaften Wetterverhältnisse und die unterschiedlichen Sprachkenntnisse die Flucht.⁴⁹ Erst mit der Staatsgründung Israels im Mai 1948 änderte sich die Lage: In Salzburg wurde ein israelisches Einwanderungsbüro errichtet, das zunehmend die Aufgaben der Bricha übernahm. Die Bricha beendete daher 1949 ihre Arbeit in Österreich.⁵⁰

3. Wissenschaftliche Aufarbeitung, Vermittlung und Initiativen in der Public History

3.1 Erste Anfänge

Es wäre anzunehmen, dass das DP-Camp „Givat Avoda“ mit einer Aufnahmekapazität von ungefähr dreitausend Flüchtlingen⁵¹ sowie die Flucht von drei- bis fünftausend Personen über den Krimmler Tauern tief im kollektiven Gedächtnis der Pinzgauer Bevölkerung verankert sei. Doch in der Nachkriegszeit wurde dieses Ereignis kaum thematisiert. Sowohl für die lokale Bevölkerung als auch für die ausgewanderten Jüdinnen und Juden handelte es sich um eine Art Tabuthema, über das kaum gesprochen wurde.⁵²

Dementsprechend schwierig gestaltete es sich, Zeitzeug*innen für Interviews zum jüdischen Flüchtlingslager in Saalfelden zu finden.⁵³ Ablehnung und Desinteresse überwogen: „Woher die Juden kamen? Was da im Lager vor sich ging? Wohin sie von hier gebracht wurden? Das alles wussten wir nicht. Wir wollten es auch nicht wissen.“⁵⁴ Analog zu dieser Gleichgültigkeit schenken auch die Wissenschaft und die Medien dem Thema lange Zeit keine Beachtung. Zwar veröffentlichte das „Heimatblatt“ in einer undatierten Ausgabe Anfang der 1950er-Jahre einen Artikel über das Krimmler Tauernhaus und die Flüchtlinge, aber dieser wurde kaum rezipiert.⁵⁵ Es sollten noch über dreißig Jahre vergehen, bis mit einer wissenschaftlichen Aufarbeitung begonnen wurde. Thomas Albrich legte dafür mit seinem 1987 erschienenen Werk „Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945–1948“ den Grundstein.⁵⁶ Es folgten weitere Publikationen, wie etwa Udo Kühns im Eigenverlag herausgegebene Monographie „Der Alte Krimmler Tauernweg“⁵⁷ oder das Werk „Neubeginn ohne Illusionen. Juden in

47 Pfanzelter, Zwischen Brenner und Bari, S. 234.

48 Waitzbauer, Über die Berge, S. 22.

49 Tasser, Auf der Flucht, S. 100.

50 Rolinek, Jüdische Lebenswelten 1945–1955, S. 92–93.

51 Im Vergleich dazu hatte der Ort Saalfelden 1947 etwa sechstausend Einwohner*innen: Aschauer-Smolik/Steidl, Das DP-Camp „Givat Avoda“, S. 192.

52 Ebd., S. 189–190.

53 Ebd., S. 187 und S. 194–197.

54 Ernst Trybula, United Nations Displaced Persons Camp Saalfelden Givat Avoda. Zusammenfassung der Ergebnisse der Nachforschungen, Saalfelden 2006, S. 1, zit. nach Aschauer-Smolik/Steidl, Das DP-Camp „Givat Avoda“, S. 194.

55 Waitzbauer, Über die Berge, S. 19–20.

56 Albrich, Exodus durch Österreich.

57 Udo Kühn, Der Alte Krimmler Tauernweg (Kleine Krimmler Tauernbibliothek), Wiesbaden 1988.

Österreich nach 1945⁵⁸ von Helga Embacher. Allerdings war es noch ein weiter Weg, bis diese Forschungsergebnisse Eingang in die Public History fanden.

Noch im Jahr 1992 wurde das jüdische DP-Camp in der „Chronik Saalfelden“ lediglich kurz in Zusammenhang mit der Anton-Wallner-Kaserne erwähnt: „1945–1949 dienten die Kasernengebäude als Flüchtlingslager [...] für jüdische Emigranten.“⁵⁹ Obwohl sich die Saalfeldener Bevölkerung 1946 maßlos über die Eröffnung eines solchen Lagers empört hatte und „Givat Avoda“ in zahlreichen Gemeindeakten fast ausschließlich im negativen Zusammenhang erwähnt wurde,⁶⁰ bestand Jahrzehnte später kaum mehr Interesse daran. Wie Albrich treffend feststellte, gab es 1945 keine „Stunde Null“⁶¹ im österreichischen Antisemitismus und eine latente antisemitische Haltung hielt weiter an.⁶² Dies deckt sich mit den Aufzeichnungen in den Akten der Stadtgemeinde Saalfelden. Die Bevölkerung nahm die jüdischen Flüchtlinge als Nahrungskonkurrent*innen wahr und es häuften sich Beschwerden über Diebstähle und Betteln. Der Bürgermeister bezeichnete die Jüdinnen und Juden in seinen Berichten sogar als „Landplage“⁶³ und klagte, „dass sich die ortsansässigen Personen auf den Straßen nur an den Seiten noch bewegen können und die Juden den Hauptteil der Straßen beanspruchen“⁶⁴.

Angesichts dieser Welle der Entrüstung im Jahr 1946 verwundert es, dass die Gemeinde Saalfelden auf ihrer Homepage auch im Jahr 2020 noch kaum Informationen zum Lager bietet. Konkret heißt es nur: „Wenn auch die Lage nach Ende des Zweiten Weltkriegs infolge der zahllosen Flüchtlinge als verheerend bezeichnet werden mußte, so hielten sich die unmittelbaren Kriegsschäden doch in Grenzen.“⁶⁵ Zwar ist ein Folder zum „Geschichte-Erlebnisweg Saalfelden“ zum Download verfügbar, der Jugendlichen die Geschichte der Region vermitteln soll, dieser erwähnt aber mit keinem Wort die jüdischen DPs.⁶⁶ Auch wenn sich, wie in den nachfolgenden Kapiteln ersichtlich wird, in der Aufarbeitung der Krimmler Tauernflucht seit den 1990er-Jahren viel getan hat, gäbe es in manchen Bereichen wohl immer noch Verbesserungsbedarf.

58 Helga Embacher, *Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945*, Wien 1995.

59 Eduard Schuster, *Wallnerkaserne Saalfelden*, in: Marktgemeinde Saalfelden (Hrsg.), *Chronik Saalfelden*, Saalfelden 1992, S. 731–734, hier S. 732.

60 Aschauer-Smolik/Steidl, *Das DP-Camp „Givat Avoda“*, S. 190–194.

61 Albrich, *Exodus durch Österreich*, S. 180.

62 Albrich, *Die jüdischen displaced persons. Erste Projektionsziele des österreichischen Nachkriegsantisemitismus*, in: Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*, S. 45–52, hier S. 47.

63 Bericht des Bürgermeisters von Saalfelden an die amerikanische Ortskommandatur, 12.11.1946. Heimatmuseum Saalfelden, Karton 1946, zit. nach Aschauer-Smolik/Steidl, *Das DP-Camp „Givat Avoda“*, S. 191.

64 Bericht des Bürgermeisters von Saalfelden an den Salzburger Landeshauptmann, 16.12.1946. Heimatmuseum Saalfelden, Karton 1946, zit. nach ebd.

65 Stadtgemeinde Saalfelden (Hrsg.), *Saalfeldens Platz in der Geschichte*, o. D., <https://www.saalfelden.at/Buergerservice/Stadtinformationen/Chronik>, eingesehen 15.1.2020.

66 Hauptschule Saalfelden-Bahnhof (Hrsg.), *Geschichte-Erlebnisweg Saalfelden. Arbeitsaufgaben für 10–15 Jährige* (AHS, HS, SPZ, PTS), o. D., <https://www.saalfelden.at/system/web/getDocument.aspx?ncd=1<c=1&fileid=1166829>, eingesehen 15.1.2020.

3.2 Das 50. Jubiläum 1997 – Symposium, Gedenktafel und Projekt „überGehen“

Durch den sogenannten *memory boom* in den 1990er-Jahren hat sich die Erinnerungskultur in den Geschichtswissenschaften maßgeblich gewandelt.⁶⁷ Dieses „Zeitalter des Gedenkens“⁶⁸ wirkte sich auch auf die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht aus. Das 50. Jubiläum 1997 ist dabei in mehrfacher Hinsicht bedeutend und markiert eine Wende im Gedenken an das Ereignis. Im Zuge des Jubiläums, mit dem Gedenkveranstaltungen und Medienberichte einhergingen, nahm erstmals eine breite Öffentlichkeit von der Flucht jüdischer DPs Notiz. Im Wesentlichen lassen sich dabei zwei Projekte, welche im Sommer 1997 auf beiden Seiten des Passes durchgeführt wurden, unterscheiden: Zum einen wurde ein wissenschaftliches Symposium in Salzburg organisiert und zum anderen das Projekt „überGehen“ im Südtiroler Ahrntal ins Leben gerufen.⁶⁹

Auf Anregung der Israelitischen Kultusgemeinde Salzburg unter Marko Feingold und dem damaligen israelischen Botschafter Josef Govrin fand am 23. und 24. Juni 1997 das Symposium „Salzburg – Drehscheibe des jüdischen Exodus 1945–1948“ statt. Durch Referate zu verschiedenen thematischen Aspekten der Flucht sowie durch Berichte von Zeitzeug*innen wurde ein wichtiger Schritt in der wissenschaftlichen Aufarbeitung gesetzt.⁷⁰ Als Ergebnis dieser Tagung erschien im Folgejahr der Sammelband „Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945“.⁷¹ Zudem wurde erstmals eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Ereignisse präsentiert und am Tauernpass angebracht.⁷²

Auch im Südtiroler Ahrntal wurde dem 50. Jahrestag der Tauernflucht Beachtung geschenkt. Bereits im Herbst 1996 fanden ausgehend von einer kleinen Personengruppe aus Lehrern*innen, Historiker*innen, Jugendlichen und Künstler*innen Überlegungen zur Durchführung einer Veranstaltung statt. Im Februar 1997 entwickelte sich daraus die Projektgruppe „überGehen“. Dieser Name, der schließlich auch der Veranstaltung gegeben wurde, steht einerseits umgangssprachlich im Ahrntal für die Überquerung der Bergpässe und andererseits für das Übergehen – also das Vergessen – des Ereignisses in der Geschichtsschreibung. Ähnlich wie im Pinzgau wurde ebenso im Ahrntal kaum von der Krimmler Judenflucht berichtet.⁷³ Vor dem 50. Gedenktag beschäftigte sich lediglich Federico Steinhaus 1994 mit der jüdischen Flucht aus italienischer Perspektive.⁷⁴ Obwohl die Flucht den Bewohner*innen des Ahrntales aufgefallen sein musste, findet sich in keiner Chronik ein Vermerk zur Fluchtbewegung.⁷⁵ Die Projektgruppe „überGehen“ hatte das Ziel, dieser Verdrängung entgegenzuwirken und mit Referaten und Kunstinstallationen Interesse an dem beinahe vergessenen Thema zu wecken.

67 Zu den Begriffsdefinitionen und weiterführendem Diskurs: Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart 2017³, S. 4–6.

68 Nora, *Das Zeitalter des Gedenkens*, S. 543.

69 Tasser, *Auf der Flucht*, S. 132 und S. 135.

70 Thomas Albrich, Vorwort, in: Albrich, (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 7–11.

71 Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*.

72 Tasser, *Auf der Flucht*, S. 134

73 Ebd., S. 135.

74 Federico Steinhaus, *Ebrei/Juden. Gli ebrei dell'Alto Adige negli anni trenta e quaranta*, Firenze 1994.

75 Tasser, *Auf der Flucht*, S. 135



Abbildung 1: Erste Gedenktafel am Tauernpass

Konkret sollte dies durch eine Projektwoche vom 12.–20. Juni 1997 gelingen. Für großes Aufsehen sorgten dabei die Kunstwerke entlang der ehemaligen Fluchtroute zwischen der Passhöhe und der Ortschaft Kasern, welche die Bergwander*innen an die Flucht erinnern sollten. Weiters wurde versucht, lokale Zeitzeug*innen einzubinden und mittels Vorträgen an der Mittelschule St. Johann im Ahrntal über die Vorfälle im Sommer 1947 zu informieren. Den Höhepunkt bildete schließlich die Nach(t)begehung des ehemaligen Fluchtweges am 19. Juli 1997. Zuerst kam es im Krimmler Tauernhaus zu einem Treffen mit Pinzgauer Zeitzeug*innen, dann machten sich 35 Teilnehmer*innen auf den Weg über den Tauernpass nach Südtirol.⁷⁶

Speziell der Präsenz in den Medien war es zu verdanken, dass die Veranstaltung nicht nur in den betreffenden Orten wahrgenommen wurde, sondern über die Landesgrenzen hinaus Aufmerksamkeit erhielt. So veröffentlichten neben lokalen Zeitungen⁷⁷ auch Printmedien mit größerer Reichweite⁷⁸ Artikel über das Projekt „überGehen“. Darüber hinaus verbreiteten Rundfunk- und Fernsehsender, wie der RAI-Sender in Bozen oder der ORF Tirol, das Ereignis,⁷⁹ wodurch die Krimmler Tauernflucht zum ersten Mal in der breiten Öffentlichkeit thematisiert wurde.

76 Tasser, *Auf der Flucht*, S. 135–141.

77 *Gemeinde Ahrntal. Mitteilungsblatt*, Nr. 1, Dezember 1997; *Pustertaler Zeitung*, Nr. 14/97, o. D.

78 *Dolomiten*, 19/20.7.1997; *Alto Adige*, 19.7.1997.

79 Tasser, *Auf der Flucht*, S. 142.

Diese Dynamik in der Aufarbeitung und Vermittlung der Krimmler Tauernflucht setzte sich ausgehend vom 50. Jubiläum fort. So veröffentlichte Albrich noch im selben Jahr einen Artikel über die jüdischen Fluchtwege durch Österreich.⁸⁰ Weiters entstand 1999 Christine Oertels Monographie zur jüdischen Flucht durch die US-Besatzungszone Österreichs⁸¹ sowie 2002 ein umfassender Sammelband über die österreichischen Fluchtrouten nach Palästina.⁸² Zudem wurde die 1988 erschienene Publikation „Der Alte Krimmler Tauernweg“ in den Folgejahren in zwei überarbeiteten Auflagen publiziert⁸³ und die Geschichte des Krimmler Tauernhauses aufgearbeitet.⁸⁴

3.3 *Das 60. Jubiläum 2007 – Die Gründung von Alpine Peace Crossing*

Trotz den Gedenkveranstaltungen im Jahr 1997 und der seither erschienenen Sekundärliteratur war die Krimmler Tauernflucht auch im neuen Jahrtausend für viele Menschen noch unbekannt. So erfuhr der aus dem Pinzgau stammende Ernst Löschner nur zufällig von der jüdischen Fluchtroute. Löschner, der als Bankdirektor sowohl über die finanziellen Mittel als auch über entsprechende Kontakte verfügte, setzte es sich zum Ziel, anlässlich des 60. Jubiläums im Jahr 2007 eine „Gedächtnisüberquerung“ zu veranstalten.⁸⁵

„[...] so war es mein Gedanke, diesen Weg des Mühsals, Schritt für Schritt, nachzugehen, wie er vor 60 Jahren unter ganz anderen Voraussetzungen von verzweifelten Menschen begangen wurde. Mein zweiter Gedanke war, dass dieser Weg eine gemeinsame Gedächtnisüberquerung [...] werden könnte, [...] als Gruppe wie damals vor 60 Jahren, begleitet von Bergführern, vom Krimmler Tauernhaus über die Tauernscharte nach Kasern in Südtirol.“⁸⁶

Mit dieser Idee war das Projekt Alpine Peace Crossing geboren, welches die Erinnerung an die Krimmler Judenflucht maßgeblich prägen sollte. Zunächst begann Löschner im Jahr 2004 mit einer Recherche, wobei er auf die bereits erwähnten Werke zurückgreifen konnte und die Gemeinde Ahrntal sowie den Nationalpark Hohe Tauern einband.⁸⁷ Weiters stellte Löschner ein fünfköpfiges Projektteam zusammen, dem unter anderen die Historikerin Sabine Aschauer-Smolik angehörte. Unterstützung in Form von

80 Albrich, Brichah: Fluchtwege durch Österreich.

81 Christine Oertel, Juden auf der Flucht durch Austria. Jüdische Displaced Persons in der US-Besatzungszone Österreichs, Wien 1999.

82 Thomas Albrich/Ronald W. Zweig (Hrsg.), Escape through Austria. Jewish refugees and the Austrian route to Palestine, London 2002.

83 Udo Kühn, Der Alte Krimmler Tauernweg (Kleine Krimmler Tauernbibliothek), Wiesbaden 1998; Ebd., Wiesbaden 2000³.

84 Harald Waitzbauer, Das Krimmler Tauernhaus und seine Umgebung in Geschichte und Gegenwart, Neukirchen am Großvenediger 2000.

85 Ernst Löschner, Genesis. Zur Entstehungsgeschichte der Gedächtnisüberquerung 1947/2007, in: Floimair (Hrsg.), Über die Berge, S. 89–94, hier S. 89.

86 Ebd., S. 90.

87 Ebd., S. 91.

Sponsorengeld kam von Seiten der Bank BNP Paribas S. A., der Salzburger Landesregierung und dem Nationalfond der Republik Österreich.⁸⁸

Nach mehrjähriger Vorbereitung gelang es schließlich, im Juni 2007 eine dreitägige Veranstaltung durchzuführen, welche sowohl die Lage der jüdischen Flüchtlinge 1947 als auch die Flüchtlingssituation im Jahr 2007 thematisierte. Den Auftakt der Jubiläumsfeier bildete am 28. Juni die Enthüllung eines Gedenksteins im ehemaligen Lager „Givat Avoda“ am Eingang zur Anton-Wallner-Kaserne in Saalfelden.⁸⁹ An der Präsentation nahmen in etwa hundert Personen teil⁹⁰, darunter zehn Zeitzeug*innen aus Israel.⁹¹ Am Nachmittag des gleichen Tages gingen die Feierlichkeiten in Krimml mit 250 Teilnehmer*innen weiter.⁹² Im historischen Abschnitt sprachen zum einen der Historiker Harald Waitzbauer und zum anderen Zeitzeug*innen über die jüdische Flucht 1947.⁹³ Im gegenwartsbezogenen Teil fand das sogenannte „Friedensgespräch“ statt. Löschner stellte sein Projekt APC vor und präsentierte die anlässlich des Jubiläums angefertigte Gedenkmedaille sowie die Gedenkbriefmarke.⁹⁴

Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete am 29. Juni 2007 die „Gedächtnisüberquerung“ über den Krimmler Tauern. Erstmals seit 1997 wanderte eine größere Personengruppe über den Fluchtweg vom Pinzgau ins Ahrntal. Im Unterschied zur ursprünglichen Fluchtroute und zur Nach(t)begehung 1997 starteten die 155 Wander*innen diesmal nicht im Ort Krimml, sondern beim Krimmler Tauernhaus, das mittlerweile durch einen Fahrweg erreichbar war. Die Teilnehmer*innen, darunter auch drei Zeitzeug*innen, welche die Gruppe symbolisch anführten, brauchten für die rund 2.100 Höhenmeter bis nach Kasern über zehn Stunden und waren somit trotz gänzlich anderer Bedingungen fast genauso lange unterwegs, wie die Flüchtlinge 1947.⁹⁵ Die Abschlussfeier fand am selben Abend in St. Johann im Ahrntal statt und gab Einblicke in die Situation der jüdischen Flüchtlinge in Südtirol.⁹⁶

88 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Details zum Bericht über APC 2007, o. D., <http://alpinepeacecrossing.org/details-zum-bericht-ueber-apc-2007/>, eingesehen 20.1.2020.

89 Sabine Aschauer-Smolik, „... den Kindern ein normales Leben ermöglichen ...“. Gedenksteinenthüllung für das Flüchtlingslager „Givat Avoda“ in Saalfelden Donnerstag, 28. Juni 2007, Vormittag, in: Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*, S. 105–109, hier S. 105.

90 Ebd., S. 106.

91 Löschner, *Genesis*, S. 93.

92 Ernst Löschner, Festakt in Krimml. Donnerstag, 28. Juni 2007, Nachmittag, in: Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*, S. 111–120, hier S. 111.

93 Ebd., S. 115.

94 Löschner, *Genesis*, S. 91–93.

95 Harald Waitzbauer, Die Gedächtnisüberquerung des Krimmler Tauern. Freitag, 29. Juni 2007, in: Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*, S. 121–129.

96 Harald Waitzbauer, Abschlussfeier im Ahrntal. Freitag, 29. Juni 2007, Abend, in: Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*, S. 131–132.



Abbildung 2: Eine APC-Wanderung

Ähnlich wie im Jahr 1997 erhielt die Krimmler Tauernflucht auch durch das 60. Jubiläum im Zuge von APC eine größere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Neben lokalen Medien⁹⁷ berichteten auch größere Zeitungen aus Österreich und Südtirol⁹⁸ von dem Ereignis. Zudem produzierte der ORF die Fernsehdokumentation „Krimmler Exodus“, welche die „Gedächtnisüberquerung“ begleitete und historische Hintergründe integrierte.⁹⁹ Um die Geschehnisse rund um das APC-Projekt aufzuarbeiten, entstand im Jahr 2008 ein Sammelband.¹⁰⁰

3.4 Die weiteren Initiativen in den Folgejahren

Angesichts des Erfolges der ersten APC-Veranstaltung 2007 stand für die Initiator*innen fest, den „Friedensdialog“ und die „Gedächtnisüberquerung“ jährlich zu wiederholen. Zwar konnte in den Folgejahren aufgrund schlechter Witterung oft nur ein Teil der ehemaligen Fluchtroute – 2008 von den Veranstalter*innen in „Alpine Peace Crossing-Friedensweg“ umbenannt – begangen werden. Die Grundidee, mit einer Veranstaltung an die jüdische Flucht zu erinnern, wurde aber jeden Sommer umgesetzt. Löschner betont: „Die Gedächtnisüberquerung sollte keinesfalls für touristische oder parteipolitische Zwecke missbraucht werden, sondern Anlass für eine spirituelle Begegnung mit gleichgesinnten Menschen sein.“¹⁰¹ Ob es allerdings tatsächlich gelungen ist, die APC-

97 *Pinzgauer Nachrichten*, 5.7.2007; *Salzburger Nachrichten*, 29.6.2007.

98 *Die Presse*, 28.6.2007; *Der Standard*, 29.6.2007; *Dolomiten*, 3.7.2007.

99 Andreas Gruber/Matthias Tschannett, *Orientierung. Krimmler Exodus*, Fernsehprogramm ORF 2, 5.8.2007, 29:00 min., Wien 2007, http://religionv1.orf.at/projekt03/tvradio/orientierung/or_070805_fr.htm, eingesehen 20.1.2020.

100 Floimair (Hrsg.), *Über die Berge*.

101 Löschner, *Genesis*, S. 91.

Initiative vom Tourismus fernzuhalten, bleibt fraglich. Die ortsansässige Bevölkerung aus dem Pinzgau und dem Ahrntal nimmt nämlich kaum an den Veranstaltungen teil. Erich Czerny, Bürgermeister von Krimml, erklärt in einem Interview: „Da sind bei der Wanderung und auch bei der Veranstaltung am Abend ganz wenig Krimmler nur dabei. Da sind alles Auswärtige eigentlich.“¹⁰² Hans Dieter Nerbl, Organisator der Veranstaltung im Jahr 2015, ergänzt: „Die Lokalbevölkerung von Krimml nimmt so gut wie gar keinen Anteil an diesen Ereignissen. Ich nehme an, das hat damit zu tun, dass hier immer noch der Prozess der Vergangenheitsbewältigung nicht wirklich abgeschlossen ist.“¹⁰³

Ob das geringe Interesse der Einheimischen tatsächlich an der fehlenden Vergangenheitsbewältigung in der Region liegt, lässt sich im Rahmen dieser Seminararbeit schwer überprüfen. Sicherlich gäbe es in manchen Bereichen, wie etwa bei der bereits erwähnten Webseite der Gemeinde Saalfelden¹⁰⁴, noch Verbesserungspotential. Aber nichtsdestotrotz haben die APC-Projekte eindeutig eine neue Dynamik in der Erinnerungskultur bewirkt, wovon auch das Pinzgau nicht gänzlich unberührt blieb. Zum Beispiel fand 2009 in Saalfelden das dreitägige Symposium „‘Givat Avoda’ Saalfelden. Zwischenstation Israel 46–48“ statt. Ein internationales Forschungsteam versuchte, „die Geschichte des Saalfeldner Lagers in den Gesamtkomplex des jüdischen Exodus aus Europa [...] einzubetten“¹⁰⁵ und „wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zurückzubringen.“¹⁰⁶ Die Forschungsergebnisse wurden in einem 2010 erschienenen Sammelband zusammengefasst¹⁰⁷ und 2011 im Saalfeldner Kunsthaus Nexus in der Ausstellung „Tamid Kadima – Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–48 und seine Spuren in Saalfelden“ präsentiert. Dabei waren neben aufgezeichneten Interviews mit Zeitzeug*innen auch historische Dokumente und Fotos von der Tauernflucht zu sehen, um im Sinne der Public History einem breiten Publikum die Thematik näher zu bringen.¹⁰⁸ Im Pinzgau sind durchaus vielversprechende Ansätze in der Aufarbeitung des Ereignisses greifbar, welche durch verschiedene APC-Initiativen schrittweise vorangetrieben wurden. Aus der ursprünglichen Projektidee APC entstand 2011 ein Verein für Flüchtlingshilfe bzw. ab 2016 ein Verein für Sozial- und Flüchtlingshilfe.¹⁰⁹ Konkret heißt es auf der Website¹¹⁰ des Vereins:

102 Monika Tasser, Interview mit Erich Czerny, Krimml, 27.6.2015, Aufnahme im Privatarchiv Tasser, zit. nach Tasser, *Auf der Flucht*, S. 171.

103 Monika Tasser, Interview mit Hans Dieter Nerbl, Krimml, 27.6.2015, Aufnahme im Privatarchiv Tasser, zit. nach ebd.

104 Stadtgemeinde Saalfelden (Hrsg.), *Saalfeldens Platz in der Geschichte*, o. D., <https://www.saalfelden.at/Buergerservice/Stadtinformationen/Chronik>, eingesehen 15.1.2020.

105 Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl, Vorwort, in: Aschauer-Smolik/Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima*, S. 11.

106 Ebd.

107 Aschauer-Smolik/Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima*.

108 *Erinnern.at* (Hrsg.), *Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948 und seine Spuren in Saalfelden*. o. D., www.erinnern.at/bundeslaender/salzburg/termine/tamid-kadima-immer-vorwarts-der-juedische-exodus-aus-europa-1945-1948-und-seine-spuren-in-saalfelden, eingesehen 22.1.2020.

109 *Alpine Peace Crossing* (Hrsg.), *Ehrenmitglieder*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.>, eingesehen 22.1.2020.

110 Neben einer eigenen Webseite betreibt der Verein auch Seiten auf den sozialen Medien Facebook, Twitter und Instagram. Diese fließen bei der Untersuchung der vorliegenden Arbeit jedoch nicht mit ein, da der Schwerpunkt dort nicht auf der Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht liegt.

„ALPINE PEACE CROSSING – Verein für Sozial- und Flüchtlingshilfe (APC) ist eine zivilgesellschaftliche, unabhängige und gemeinnützige Unterstützungs- und Friedensinitiative [...]. Sie basiert auf einem lange Zeit vergessenen jüdischen Exodus über die österreichischen Alpen bei Krimml (Salzburg) im Jahr 1947 und ist allen Flüchtlingen dieser Welt gewidmet.“¹¹¹

Der Verein finanziert sich laut eigenen Angaben größtenteils aus Spenden, welche für die Sozial- und Flüchtlingshilfe sowie für die Erinnerungskultur verwendet werden.¹¹²

In diesem Zusammenhang war die Installation von Gedenktafeln im Jahr 2013 von besonderer Bedeutung für die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht. In Ergänzung zu der Bronzetafel, die 1997 auf der Passhöhe angebracht wurde, stellte die Organisation APC in Zusammenarbeit mit dem Nationalpark Hohe Tauern entlang der ehemaligen Fluchtroute zwischen Krimml und Kasern sieben sogenannte „Friedenspyramiden“ auf. Diese sollen mit Hilfe der Schlagwörter „Sorge, Hoffnung, Zuversicht, Sehnsucht, Erleichterung und Frieden“¹¹³ sowie kurzen Texten auf Deutsch, Englisch und Italienisch an die verschiedenen Aspekte der Flucht 1947 erinnern.¹¹⁴

Neben der Webseite des Nationalparks Nationalparks Hohe Tauern¹¹⁵ macht auch das Projekt „Grenzenlos wandern“, das unter dem Slogan „Auf historischen Fluchtwegen bewandert wandern“ unterschiedliche Wanderrouten in den Alpen bewirbt¹¹⁶, auf den Weg aufmerksam. Eine weitere Variante, sich mit der Flucht über den Krimmler Tauern auseinanderzusetzen, bietet seit 2016 die Theatergruppe „teatro caprile“. Die Teilnehmer*innen treffen sich um 08.45 Uhr beim Tourismusbüro in Krimml und begehen mit den Schauspieler*innen Teile des ehemaligen Fluchtweges. An ausgewählten Originalschauplätzen im Krimmler Achental wird Halt gemacht, um sich mit bestimmten Abschnitten der Flucht in Form von Theaterinszenierungen zu beschäftigen.¹¹⁷ Im offiziellen Prospekt aus dem Jahr 2018 heißt es dazu:

„Aus dem Mitwandern wird Schritt für Schritt, Szene um Szene ein Miterleben. Immer tiefer wird man in die Erinnerungen und Gefühle hineingezogen. Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen zu einer Collage, die vom Spiel zur Wirklichkeit führt und niemanden unberührt lässt.“¹¹⁸

111 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Über uns, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/>, eingesehen 22.1.2020.

112 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Ehrenmitglieder, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/ehrenmitglieder/>, eingesehen 22.1.2020.

113 Die Pyramiden in Krimml und Kasern tragen beide das Wort „Frieden“: Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Die Gedenktafeln, o. D., <http://alpinepeacecrossing.org/die-gedenktafeln/>, eingesehen 22.1.2020.

114 Ebd.

115 Nationalpark Hohe Tauern (Hrsg.), Nationalpark-APC-Friedensweg, o. D., <https://www.nationalpark.at/de/attraktionen/lehrwege/nationalpark-apc-friedensweg/>, eingesehen 22.1.2020.

116 Hans-Jürgen Hereth (Hrsg.), „Bricha-Marsch“ durch die Krimmler Tauern, o. D., <http://www.fluchtwege.eu/bricha/>, eingesehen 22.1.2020.

117 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Theaterwanderung, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/theaterwanderung/>, eingesehen 22.1.2020.

118 Teatro caprile (Hrsg.), Ins Gelobte Land! – Eretz Austria? Geschlossene Grenzen – Gefährliche Flucht. Interaktives Theater mit geführter Tageswanderung im Krimmler Achental, o. D., https://alpinepeacecrossing.org/wp-content/uploads/2018/04/2018_Theaterwanderung.pdf, eingesehen 22.1.2020.



Abbildung 3: Eine „Friedenspyramide“ am ehemaligen Fluchtweg

Inwieweit das darstellende Spiel der Schauspieler*innen auf historische Fakten beruht, geht aus den Angaben der Theatergruppe nicht hervor, allerdings sollten Historiker*innen ein vermeintliches „Verschmelzen von Vergangenheit und Gegenwart“ wohl eher kritisch bewerten. Nichtsdestotrotz ist diese künstlerische Auseinandersetzung mit der Krimmler Tauernflucht eine Form von Public History, welche der Öffentlichkeit das historische Ereignis in Erinnerung rufen kann. Außer Acht gelassen wurde bei all diesen Initiativen aber der Aspekt, dass auch Nationalsozialist*innen über den Pass flüchteten.

3.5 Das 70. Jubiläum 2017 – Das Projekt „Hain der Flucht“

Wenig überraschend erhielt das Ereignis auch zu seinem 70. Jubiläumsjahr besondere Aufmerksamkeit. So initiierte APC in Zusammenarbeit mit dem Nationalpark Hohe Tauern das Projekt „Hain der Flucht“. Dabei wurde im Sommer 2017 auf 1.750 Meter Seehöhe im Krimmler Achental „ein spiritueller Ort der Hoffnung“¹¹⁹ sowie Erinnerung geschaffen und am 17. Oktober 2017 feierlich eröffnet. Konkret geht es darum, 371 Menschen, welche sich im Flüchtlingslager „Givat Avoda“ in Saalfelden bzw. bei der Flucht über den Tauernpass 1947 engagierten oder bei der Gründung von APC mitwirkten, zu ehren und in diesem Zusammenhang allgemein an den jüdischen Exodus über

119 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Hain der Flucht, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/hain-der-flucht/>, eingesehen 10.2.2020.

die Krimmler Tauern zu erinnern. Zu diesem Zweck vergab der Nationalpark Hohe Tauern eine Ausnahmegewilligung zur Errichtung einer Gedenkstätte. Die Initiator*innen hatten daher ökologische Grundsätze zu befolgen und entschieden sich zu einer Kombination aus Natursteinen, Bäumen und einem Kupferprisma.¹²⁰

Die zwei aufgestellten Steine stammen aus dem Achantal und sind Personen gewidmet, die sich entweder für Frieden („Friedensstein Windbachfall“) oder für Flucht einsetzten („Fluchtstein Krimmler Kees“). Bei den 49 gepflanzten Bäumen, die – wie APC betont – für den Standort bestens geeignet sind, gibt es sowohl eigene Bäume für bestimmte Persönlichkeiten, wie etwa Viktor Knopf, als auch sogenannte „Gruppenbäume“, wie zum Beispiel einen „APC-Baum“, einen „Kunst- und Kultur-Baum“, einen „Zeitzeugen-Baum“ und noch zahlreiche weitere. Im Zentrum des Hains steht ein Prisma aus Kupfer, welches in drei Sprachen die Bedeutung des Hains erklärt und das sogenannte „Hain-Buch“ beinhaltet.¹²¹ In dieses Buch können sich die Wander*innen eintragen und ihre Eindrücke festhalten. Die Eintragungen werden eingescannt und online auf der eigenen Webseite „Hain der Flucht“ veröffentlicht.¹²² Wer den Hain nicht persönlich besuchen kann, hat die Möglichkeit, ein „Testimonial“ per Mail an den Verein zu senden sowie, je nach Wunsch, für die Erhaltung zu spenden.¹²³ Die Tatsache, dass die Bucheintragungen und die „Testimonials“ auf die Webseite gestellt werden, zeigt die Wichtigkeit von Medien für die Public History. Insbesondere das „Web 2.0“ gewinnt in diesem Zusammenhang immer mehr an Bedeutung.¹²⁴ Durch die Partizipation von Privatpersonen in der Auseinandersetzung mit historischen Ereignissen kommt es zunehmend zu einer Vermischung von öffentlicher und privater Erinnerung¹²⁵ und dementsprechend zu einer „Demokratisierung der Erinnerungskultur“.¹²⁶

Neben dem „Hain der Flucht“ und der jährlich stattfindenden „Friedenswanderung“ samt „Friedensdialog“ gab es im Jahr 2017 noch weitere Veranstaltungen anlässlich des Jubiläums. So fand zum Beispiel im Mai durch die Zusammenarbeit von APC, dem Kreisky Forum und ORF 3 die Veranstaltung „70 Jahre jüdischer Exodus über den Krimmler Tauern und 10 Jahre Alpine Peace Crossing“ im Radiokulturhaus Wien statt.¹²⁷ Wie bereits in den Jahren 1997 und 2007 berichteten Medien auch diesmal über die verschiedenen Initiativen anlässlich des Jubiläums. Das historische Ereignis der Krimmler Tauernflucht war somit verstärkt in der Öffentlichkeit präsent. Neben Artikeln

120 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Hain der Flucht.

121 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Hain der Flucht. Installation und Einweihung, Oktober 2017, http://alpinepeacecrossing.org/wp-content/uploads/2016/10/HAIN-DER-FLUCHT-BerichtFestakt_final1611.pdf, eingesehen 10.2.2020.

122 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Hainbuch: Eintragungen 2017/18, o.D., https://www.hain-der-flucht.at/uploads/download_items/ad1bb9afde04a6b88c9e0e0da761f37a.pdf, eingesehen 10.2.2020.

123 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Ihr persönliches „Testimonial“, o.D., <https://www.hain-der-flucht.at/stiften>, eingesehen 10.2.2020.

124 Eva Pfanzelter, Selfies, Likes & Co. Multimediale Inszenierung des Holocaust in deutsch- und englischsprachigen sozialen Netzwerken, in: *zeitgeschichte* 43 (2016), Heft 4, S. 213–232, hier S. 215.

125 Ebd., S. 220.

126 Erik Meyer, Erinnerungskultur 2.0? Zur Transformation kommemorativer Kommunikation in digitalen, interaktiven Medien, in: Erik Meyer (Hrsg.), *Erinnerungskultur 2.0. Kommemorative Kommunikation in digitalen Medien*, Frankfurt am Main 2009, S. 175–206, hier S. 194.

127 ORF (Hrsg.), Festakt zu 70 Jahre Jüdischer Exodus Krimmler Tauern, o. D., <https://radiokulturhaus.orf.at/artikel/466208/Festakt-zu-70-JAHRE-JUEDISCHER-EXODUS-KRIMMLER-TAUERN>, eingesehen 10.2.2020.

in regionalen Zeitungen¹²⁸ erschienen im selben Jahr ebenso Fernsehreportagen und Dokumentationen, wie z.B. Beiträge des ORF 2 in der Sendung „Salzburg heute“¹²⁹ oder in der Sendung „Orientierung“.¹³⁰ Weiters strahlte der Sender „Phoenix“ im Oktober 2017 den Dokumentarfilm „Schaut’s net aus dem Fenster! 70 Jahre Krimmler Judenflucht nach Palästina“ aus.¹³¹

3.6 Ausblick

Die Initiativen im Zuge des 70. Jubiläums setzten einen weiteren wichtigen Schritt in der Aufarbeitung und Vermittlung rund um die Krimmler Tauernflucht und wirken über das eigentliche Gedenkjahr hinaus. Neben APC und den verschiedenen Berichterstattungen setzte beispielsweise die Stadtgemeinde Saalfelden im Jahr 2017 mit der Gründung des Oral history¹³² Projekts „Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden“¹³³ ein Zeichen, die regionale Geschichte aufzuarbeiten und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Auf dem online verfügbaren Zeitzeug*innenarchiv sind mittlerweile an die hundert Interviews mit Zeitzeug*innen zu verschiedenen Themen verfügbar. Unter der Rubrik „Krimmler Tauernmarsch“ findet sich zumindest ein Interview, welches über das Gedenken an das jüdische Lager „Givat Avoda“ in Saalfelden berichtet.¹³⁴ Es handelt sich um einen ersten Schritt, die individuellen Erfahrungen der Beteiligten audiovisuell darzustellen. Angesichts der aussterbenden Zeitzeugenschaft wäre es aber wünschenswert, mehr Interviews zu diesem Thema durchzuführen bzw. bereits verwirklichte Interviewprojekte, wie etwa die Interviews von Sabine Aschauer-Smolik und Mario Steidl aus den Jahren 2005–2010¹³⁵, ebenfalls online zu stellen.

Trotz aller Initiativen gibt es dennoch Forschungslücken und weiteren Handlungsbedarf. So findet sich zum Beispiel auch in den Projekten des Jahres 2017 noch kein Hinweis auf jene Nationalsozialist*innen, deren Fluchtrouten sich mit dem Weg der jüdischen DPs über den Krimmler Tauern überschneiden haben. Neben einer Aufarbeitung dieses meist verschwiegenen Aspekts wäre es ebenso denkbar, neue Medien miteinzubeziehen. Dafür könnten einerseits Apps, wie zum Beispiel eine eigene Anwendung für APC, erstellt werden, andererseits könnte auf bereits bestehende Apps zurückgegriffen werden. In diesem Fall würde sich etwa eine Nutzung der „Erlebnis Nationalpark“ App

128 *Salzburger Nachrichten*, 5.5.2017; *Pinzgauer Nachrichten*, 29.6.2017.

129 Kurt Liewehr, Salzburg heute. Die Flucht über den Krimmler Tauern, Fernsehprogramm ORF 2, 23.6.2017, 3:12 min., Salzburg 2017, https://www.youtube.com/watch?v=UT8tRPT_spg, eingesehen 13.2.2020.

130 C. Hager/H. Manninger, Orientierung. Krimmler Judenflucht, Fernsehprogramm ORF 2, 15.10.2017, 8:36 min., Wien 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=3z5kq3TnJB0&feature=youtu.be>, eingesehen 13.2.2020.

131 Susanne Glass, Schaut’s net aus dem Fenster! 70 Jahre Krimmler Judenflucht nach Palästina, Fernsehprogramm Phoenix, 29.10.2017, 44:31 min., Deutschland 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=HEr1Qdmk064&feature=youtu.be>, eingesehen 13.2.2020.

132 Zu weiterführendem Diskurs, Informationen und Grenzen der Methode: Julia Obertreis (Hrsg.), *Oral history (Basistexte Geschichte 8)*, Stuttgart 2012.

133 *Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden*, o. D., [https://www.zeitzeugen-saalfelden.at/query.vid?q=Krimmler](https://www.zeitzeugen-saalfelden.at/query.vid?q=Krimmler%20Tauernflucht) *Tauernflucht*, eingesehen 13.2.2020.

134 Thomas Junker/Andrea Dillinger, Interview mit Ernst Trybula, in: *Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden* (Hrsg.), Herr Feingold und das Gedenken an das jüdische Lager, o. D., <https://www.zeitzeugen-saalfelden.at/film/681?cf=query.vid?q=Ernst%20Trybula>, eingesehen 13.1.2020.

135 Aschauer-Smolik/Steidl, *Das DP-Camp „Givat Avoda“*, S. 187, S. 194–197.

des Nationalparks Hohen Tauern anbieten, welche nicht nur Möglichkeiten zur Tourenplanung, sondern auch Informationen zu dortigen Ausstellungen und Themenwegen beinhaltet.¹³⁶ Darüber hinaus könnten die Denkmäler der Tauernflucht, wie etwa die „Friedenspyramiden“ oder der „Hain der Flucht“, in die „MarterlApp“¹³⁷ des Salzburger Bildungswerks integriert werden. Die Initiatoren*innen dieser App haben es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, „alle Kleindenkmäler in der EuRegio Salzburg-Berchtesgadener Land-Traunstein zu erheben, sie im Detail zu beschreiben und [...] einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“¹³⁸ Dementsprechend steht eine Aufnahme der Krimmler Tauernflucht und ihrer Gedenktafeln in dieses Konzept noch aus.

4. Fazit

Die vorliegende Arbeit hat sich mit den Fragen auseinandergesetzt, wann mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Krimmler Tauernflucht begonnen wurde und wie sich diese weiterentwickelt hat. Des Weiteren hat die Seminararbeit untersucht, durch welche Initiativen die Krimmler Tauernflucht in der Public History vermittelt wurde bzw. nach wie vor wird. Die eingehende Beschäftigung mit dem Thema hat gezeigt, dass die eingangs aufgestellte These verifiziert werden kann. So hat sich der Umgang mit der Krimmler Tauernflucht im Laufe der Jahrzehnte grundlegend gewandelt und es hat sich erst im Zuge der Jubiläen 1997, 2007 und 2017 sowie durch die Vereinsgründung von Alpine Peace Crossing 2007 schrittweise eine neue Dynamik in der wissenschaftlichen Aufarbeitung entwickelt. Dadurch wurden die verschiedenen Initiativen und die Vermittlung der Krimmler Tauernflucht in der Public History möglich. Während das Ereignis in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch kaum thematisiert wurde, erhält es seit den späten 1990er-Jahren vermehrt Aufmerksamkeit. Neben Thomas Albrich, der 1987 den ersten Schritt in der wissenschaftlichen Aufarbeitung setzte, trugen vor allem die Jubiläen zu einem intensiveren Auseinandersetzen mit der Flucht bei.

Dabei markiert das 50. Jubiläum im Jahr 1997 eine Wende im Gedenken an das Ereignis. Durch zwei Projekte in Nord- und Südtirol und die Berichterstattung in diversen Medien, die als zentrale Elemente der Public History fungieren,¹³⁹ wurde erstmals eine breite Öffentlichkeit auf die jüdische Flucht aufmerksam. Es gelang, sowohl eine Tagung abzuhalten und eine Gedenktafel am Pass anzubringen als auch eine Nach(t)-begehung durchzuführen und Kunstwerke entlang des Fluchtweges aufzustellen. Diese Dynamik setzte sich anlässlich des 60. Jahrestages 2007 mit der Initiative APC, die eine große Jubiläumsfeier samt Gedenksteinenthüllung und „Gedächtniswanderung“ vom Krimmler Tauernhaus bis nach Kasern beinhaltete, fort. Angesichts des Erfolges finden seither jährlich ein „Friedensdialog“ und eine „Friedenswanderung“ in Erinne-

136 Nationalpark Hohe Tauern (Hrsg.), Nationalpark Tourenportal, o. D., <https://www.nationalpark.at/de/die-region/tourenportal/#filter=r-fullyTranslatedLangus-,sb-sortedBy-0>, eingesehen 13.2.2020.

137 Salzburger Bildungswerk (Hrsg.), Die MarterlApp, o. D., <https://www.marterl.at/index.php?id=68>, eingesehen 13.2.2020.

138 Salzburger Bildungswerk (Hrsg.), Information, o. D., <https://www.marterl.at/index.php?id=67>, eingesehen 13.2.2020.

139 Eva Pfanzelter/Ingrid Böhrer, Vorwort: Holocaust digital, in: *zeitgeschichte* 43 (2016), Heft 4, S. 211–212; Lücke/Zündorf, Einführung in die Public History, S. 89–110.

rung an die Krimmler Tauernflucht statt. Der Verein APC, welcher 2013 die Errichtung der „Friedenspyramiden“ initiierte, konnte somit entscheidend zur Vermittlung der Krimmler Tauernflucht beitragen. Darüber hinaus beschäftigten sich ausgehend vom 60. Jubiläum weitere – von APC unabhängige – Projekte mit der Thematik, wie das wissenschaftliche Symposium 2009, die Saalfeldener Ausstellung 2011 oder die Theatergruppe „teatro caprile“ seit 2016 zeigen. Ein nächster großer Schritt im Gedenken an die Tauernflucht wurde zum 70. Jahrestag 2017 gesetzt. APC und der Nationalpark Hohe Tauern entwickelten mit dem „Hain der Flucht“ im Krimmler Achenal ein weiteres Public History-Projekt, das an die Tauernflucht erinnert.

Trotz all dieser Initiativen gibt es aber nach wie vor Lücken in der Aufarbeitung und Vermittlung des Ereignisses. Beispielsweise wird die Tatsache außer Acht gelassen, dass neben den jüdischen DP's ebenso Nationalsozialist*innen über den gleichen Weg nach Süden flüchteten. Zudem wäre es wünschenswert, wenn etwa die Gemeinde Saalfelden in ihrer Chronik Bezug auf den jüdischen Exodus nehmen würde und die zum Thema aufgezeichneten Zeitzeugeninterviews im Projekt „Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden“ zusammengeführt und veröffentlicht würden. Auch wäre es zukünftig denkbar, vermehrt Apps in der Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht einzusetzen.

Weiters kann die zunehmend touristische Nutzung der APC-Gedenkveranstaltungen kritisiert werden. Auch wenn Ernst Löschner betont, die Projekte seien nicht für touristische Zwecke gedacht, kann dies bei genauerer Betrachtung nicht bestätigt werden. Während die ortsansässige Bevölkerung aus dem Pinzgau und dem Ahrntal kaum an den Veranstaltungen teilnimmt, stellen Nicht-Einheimische die Masse der Teilnehmer*innen dar. Dementsprechend ist es äußerst fraglich, ob es tatsächlich gelungen ist, die APC-Initiativen einer touristischen Nutzung zu entziehen. Welche Rolle der Tourismus aber konkret bei den verschiedenen Projekten spielt, kann im Zuge der vorliegenden Arbeit nicht vollständig geklärt werden und würde sich stattdessen für eine zukünftige Betrachtung rund um das Spannungsfeld der Public History zwischen Erinnerungsinitiativen, Medien und lokaler Bevölkerung anbieten. Festzuhalten bleibt jedoch, dass sich eine strikte Trennung zwischen Public History und Tourismus als schwierig erweist und die Grenzen zunehmend verschwimmen. Es bleibt abzuwarten, wie sich der Umgang mit der Krimmler Tauernflucht weiterentwickelt und wie die Vermittlung in der Public History zukünftig gestaltet wird. Angesichts des Generationswechsels im APC-Vorstand im September 2019¹⁴⁰ und den nächsten Jubiläen werden neue Ideen wohl nicht lange auf sich warten lassen.

140 Alpine Peace Crossing (Hrsg.), Chronik und letzte Meldungen, 27.09.2019, <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/chronik-und-letzte-meldungen/>, eingesehen 13.2.2020.

5. Literatur und Internetquellen

Albrich, Thomas (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945* (Österreich-Israel-Studien 1), Innsbruck 1998.

Ders., *Brichah. Fluchtwege durch Österreich*, in: Fritz Bauer Institut (Hrsg.), *Überlebt und unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland* (Jahrbuch zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 1997), Frankfurt am Main-New York 1997, S. 207–227.

Ders., *Die jüdischen displaced persons. Erste Projektionsziele des österreichischen Nachkriegsantisemitismus*, in: Roland Floimair (Hrsg.), *Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing* (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 45–52.

Ders., *Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945–1948* (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 1), Innsbruck 1987.

Ders., *Im Untergrund nach Österreich. Die Fluchtroute der Bricha 1945–1948*, in: Aschauer-Smolik/Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima*, S. 17–36.

Ders., *Vorwort*, in: ders. (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 7–11.

Ders., *Zionisten wider Willen. Hintergründe und Ablauf des Exodus aus Osteuropa*, in: ders. (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel*, S. 13–48.

Ders./Zweig, Ronald W. (Hrsg.), *Escape through Austria. Jewish refugees and the Austrian route to Palestine*, London 2002.

Alpine Peace Crossing, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Details zum Bericht über APC 2007*, o. D., <http://alpinepeacecrossing.org/details-zum-bericht-ueber-apc-2007/>, eingesehen 20.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Ehrenmitglieder*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Über uns*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Ehrenmitglieder*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/ehrenmitglieder/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Die Gedenktafeln*, o. D., <http://alpinepeacecrossing.org/die-gedenktafeln/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Theaterwanderung*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/theaterwanderung/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Hain der Flucht*, o. D., <https://alpinepeacecrossing.org/hain-der-flucht/>, eingesehen 10.2.2020.

Ders. (Hrsg.), *Hain der Flucht. Installation und Einweihung, Oktober 2017*, http://alpinepeacecrossing.org/wp-content/uploads/2016/10/HAIN-DER-FLUCHT-BerichtFestakt_final1611.pdf, eingesehen 10.2.2020.

Ders. (Hrsg.), Hainbuch: Eintragungen 2017/18, o. D., https://www.hain-der-flucht.at/uploads/download_items/ad1bb9afde04a6b88c9e0e0da761f37a.pdf, eingesehen 10.2.2020.

Ders. (Hrsg.), Ihr persönliches „Testimonial“, o. D., <https://www.hain-der-flucht.at/stiften>, eingesehen 10.2.2020.

Ders. (Hrsg.), Chronik und letzte Meldungen, 27.09.2019, <https://alpinepeacecrossing.org/ueber-uns/chronik-und-letzte-meldungen/>, eingesehen 13.2.2020.

Alto Adige, 19.7.1997.

Aschauer-Smolik, Sabine, „... den Kindern ein normales Leben ermöglichen ...“. Gedenksteinenthüllung für das Flüchtlingslager „Givat Avoda“ in Saalfelden Donnerstag, 28. Juni 2007, Vormittag, in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 105–109.

Dies./Mario Steidl (Hrsg.), Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948, Innsbruck 2010.

Dies./Ders., Das DP-Camp „Givat Avoda“. Saalfelden – Auf den Spuren einer vergessenen Geschichte, in: dies./ders. (Hrsg.), Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948, Innsbruck 2010, S. 187–206.

Dies./Ders., Vorwort, in: dies./ders. (Hrsg.), Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948, Innsbruck 2010, S. 11.

Assmann, Aleida, Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung (Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen 6), München 2007.

Baberowski, Jörg, Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorie von Hegel bis Foucault, München 2005.

Der Standard, 29.6.2007.

Die Presse, 28.6.2007.

Dolomiten, 19/20.7.1997.

Dolomiten, 3.7.2007.

Embacher, Helga, Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945, Wien 1995.

Erinnern.at (Hrsg.), Tamid Kadima – Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948 und seine Spuren in Saalfelden. o. D., www.erinnern.at/bundeslaender/salzburg/termine/tamid-kadima-immer-vorwärts-der-judische-exodus-aus-europa-1945-1948-und-seine-spuren-in-saalfelden, eingesehen 22.1.2020.

ErlI, Astrid, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung, Stuttgart 2017³.

Feingold, Marko, Meine Tätigkeit bei der Bricha, in: Albrich (Hrsg.), Flucht nach Eretz Israel, S. 187–192.

Floimair, Roland (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008.

Gemeinde Ahrntal. Mitteilungsblatt, Nr. 1, Dezember 1997.

Glass, Susanne, Schaut's net aus dem Fenster! 70 Jahre Krimmler Judenflucht nach Palästina, Fernsehprogramm Phoenix, 29.10.2017, 44:31 min., Deutschland 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=HEr1Qdmk064&feature=youtu.be>, eingesehen 13.2.2020.

Gruber, Andreas/Tschannett, Matthias, Orientierung. Krimmler Exodus, Fernsehprogramm ORF 2, 5.8.2007, 29:00 min., Wien 2007, http://religionv1.orf.at/projekt03/tvradio/orientierung/or_070805_fr.htm, eingesehen 20.1.2020.

Hager, C./Manninger, H., Orientierung. Krimmler Judenflucht, Fernsehprogramm ORF 2, 15.10.2017, 8:36 min., Wien 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=3zSkq3TnJB0&feature=youtu.be>, eingesehen 13.2.2020.

Hain der Flucht, o. D., <http://www.hain-der-flucht.at/>, eingesehen 22.1.2020.

Hauptschule Saalfelden-Bahnhof (Hrsg.), Geschichte-Erlebnisweg Saalfelden. Arbeitsaufgaben für 10–15 Jährige (AHS, HS, SPZ, PTS), o.D., <https://www.saalfelden.at/system/web/getDocument.aspx?ncd=1<c=1&fileid=1166829>, eingesehen 15.1.2020.

Hereth, Hans-Jürgen (Hrsg.), „Bricha-Marsch“ durch die Krimmler Tauern, o. D., <http://www.fluchtwege.eu/bricha/>, eingesehen 22.1.2020.

Hofer, Peter, Zur Erinnerung an Liesl Geisler-Scharfetter (1905–1985), in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 63–65.

Junker, Thomas/Dillinger, Andrea, Interview mit Ernst Trybula, in: Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden (Hrsg.), Herr Feingold und das Gedenken an das jüdische Lager, o. D., <https://www.zeitzeugen-saalfelden.at/film/681?cf=/query.vid?q=Ernst%20Trybula>, eingesehen 13.1.2020.

Knopf, Viktor, Der Fluchtweg über die Krimmler Tauern, in: Thomas Albrich (Hrsg.), Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945 (Österreich-Israel-Studien 1), Innsbruck 1998, S. 193–198.

Kühn, Udo, Der Alte Krimmler Tauernweg (Kleine Krimmler Tauernbibliothek), Wiesbaden 1988.

Ders., *Der Alte Krimmler Tauernweg* (Kleine Krimmler Tauernbibliothek), Wiesbaden 1998².

Ders., *Der Alte Krimmler Tauernweg* (Kleine Krimmler Tauernbibliothek), Wiesbaden 2000³.

Liewehr, Kurt, *Salzburg heute. Die Flucht über den Krimmler Tauern*, Fernsehprogramm ORF 2, 23.6.2017, 3:12 min., Salzburg 2017, https://www.youtube.com/watch?v=UT8tRPT_spg, eingesehen 13.2.2020.

Loewy, Hanno, *Der Wald, der Berg, der Schnee und das Meer. Der „Exodus“ der DP's durch die Krimmler Tauern 1947*, in: ders./Gerhard Milchram (Hrsg.), „Hast du meine Alpen gesehen?“. Eine jüdische Beziehungsgeschichte, Hohenems 2009, S. 374–385.

Löschner, Ernst, *Festakt in Krimml. Donnerstag, 28. Juni 2007, Nachmittag*, in: Roland Floimair (Hrsg.), *Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing* (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 111–120.

Ders., *Genesis. Zur Entstehungsgeschichte der Gedächtnisüberquerung 1947/2007*, in: Roland Floimair (Hrsg.), *Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing* (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 89–94.

Lücke, Martin/Zündorf, Irmgard, *Einführung in die Public History*, Göttingen 2018.

Meyer, Erik, *Erinnerungskultur 2.0? Zur Transformation kommemorativer Kommunikation in digitalen, interaktiven Medien*, in: ders. (Hrsg.), *Erinnerungskultur 2.0. Kommemorative Kommunikation in digitalen Medien*, Frankfurt am Main 2009, S. 175–206.

Nationalpark Hohe Tauern (Hrsg.), *Nationalpark-APC-Friedensweg*, o. D., <https://www.nationalpark.at/de/attraktionen/lehrwege/nationalpark-apcfriedensweg/>, eingesehen 22.1.2020.

Ders. (Hrsg.), *Nationalpark Tourenportal*, o. D., <https://www.nationalpark.at/de/die-region/tourenportal/#filter=r-fullyTranslatedLangus-,sb-sortedBy-0>, eingesehen 13.2.2020.

Nora, Pierre, *Das Zeitalter des Gedenkens*, in: ders. (Hrsg.), *Erinnerungsorte Frankreichs*, München 2005, S. 543–575.

Ders., *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998.

Obertreis, Julia (Hrsg.), *Oral history (Basistexte Geschichte 8)*, Stuttgart 2012.

Oertel, Christine, *Juden auf der Flucht durch Austria. Jüdische Displaced Persons in der US-Besatzungszone Österreichs*, Wien 1999.

ORF (Hrsg.), *Festakt zu 70 Jahr Jüdischer Exodus Krimmler Tauern*, o. D., <https://radiokulturhaus.orf.at/artikel/466208/Festakt-zu-70-JAHRE-JUeDISCHER-EXODUS-KRIMMLER-TAUERN>, eingesehen 10.2.2020.

Pfanzelter, Eva, Zwischen Brenner und Bari. Jüdische Flüchtlinge in Italien 1945 bis 1948, in: Thomas Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945 (Österreich-Israel-Studien 1)*, Innsbruck 1998, S. 225–252.

Dies., *Selfies, Likes & Co. Multimediale Inszenierung des Holocaust in deutsch- und englischsprachigen sozialen Netzwerken*, in: *zeitgeschichte* 43 (2016), Heft 4, S. 213–232.

Dies./Ingrid Böhler, *Vorwort: Holocaust digital*, in: *zeitgeschichte* 43 (2016), Heft 4, S. 211–212.

Pinzgauer Nachrichten, 5.7.2007.

Pinzgauer Nachrichten, 29.6.2017.

Pustertaler Zeitung, Nr. 14/97, o. D.

Rolinek, Susanne, *Jüdische Fluchthilfe im Raum Salzburg. Das Netzwerk von Bricha und Betar 1945 bis 1948*, in: Thomas Albrich (Hrsg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945 (Österreich-Israel-Studien 1)*, Innsbruck 1998, S. 93–118.

Dies., *Jüdische Lebenswelten 1945–1955. Flüchtlinge in der amerikanischen Zone Österreichs (Österreich-Israel-Studien 4)*, Innsbruck 2007.

Dies., *Zwischenstation. Jüdische Flüchtlinge in Salzburg*, in: Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl (Hrsg.), *Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945–1948*, Innsbruck 2010, S. 145–163.

Rouso, Henry, *Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 1 (2004), Heft 3, S. 363–378.

Ders., *La hantise du passé*, Paris 1998.

Salzburger Bildungswerk (Hrsg.), *Die MarterlApp*, o. D., <https://www.marterl.at/index.php?id=68>, eingesehen 13.2.2020.

Ders. (Hrsg.), *Information*, o. D., <https://www.marterl.at/index.php?id=67>, eingesehen 13.2.2020.

Salzburger Nachrichten, 29.6.2007.

Salzburger Nachrichten, 5.5.2017.

Schuster, Eduard, *Wallnerkaserne Saalfelden*, in: Marktgemeinde Saalfelden (Hrsg.), *Chronik Saalfelden*, Saalfelden 1992, S. 731–734.

Stadtgemeinde Saalfelden (Hrsg.), *Saalfeldens Platz in der Geschichte*, o. D., <https://www.saalfelden.at/Buergerservice/Stadtinformationen/Chronik>, eingesehen 15.1.2020.

Steinacher, Gerald, *Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 26)*, Innsbruck 2008.

Steinhaus, Federico, *Ebrei/Juden. Gli ebrei dell'Alto Adige negli anni trenta e quaranta*, Firenze 1994.

Tasser, Rudolf, Auf der Flucht ins Gelobte Land – Shoa-Überlebende fliehen im Sommer 1947 illegal über den Krimmler Tauern. Historische Spuren und didaktische Aufarbeitung, Dipl. Innsbruck 2016.

Teatro caprile (Hrsg.), Ins Gelobte Land! – Eretz Austria? Geschlossene Grenzen – Gefährliche Flucht. Interaktives Theater mit geführter Tageswanderung im Krimmler Achenal, o. D., https://alpinepeacecrossing.org/wp-content/uploads/2018/04/2018_Theaterwanderung.pdf, eingesehen 22.1.2020.

Trybula, Ernst, United Nations Displaced Persons Camp Saalfelden Givat Avoda. Zusammenfassung der Ergebnisse der Nachforschungen, Saalfelden 2006.

Waitzbauer, Harald, Abschlussfeier im Ahrntal. Freitag, 29. Juni 2007, Abend, in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 131–132.

Ders., Die Gedächtnisüberquerung des Krimmler Tauern. Freitag, 29. Juni 2007, in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 121–129.

Ders., Über die Berge – dem gelobten Land entgegen. Die „Judenflucht“ über den Krimmler Tauern als Teil des großen jüdischen Exodus aus Osteuropa nach Palästina, in: Roland Floimair (Hrsg.), Über die Berge dem gelobten Land entgegen. Alpine Peace Crossing (Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg-Dokumentationen Nr. 117), Salzburg 2008, S. 15–26.

Ders., Das Krimmler Tauernhaus und seine Umgebung in Geschichte und Gegenwart, Neukirchen am Großvenediger 2000.

Zeitzeugen audiovisuelles Erbe Saalfelden, o. D., <https://www.zeitzeugen-saalfelden.at/query.vid?q=Krimmler+Tauernflucht>, eingesehen 13.2.2020.

6. Abbildungen

Abbildung 1: Erste Gedenktafel am Tauernpass, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Krimmler_Tauern_Gedenkplatte_2016.jpg, eingesehen 20.2.2020.

Abbildung 2: Eine APC-Wanderung, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Alpine_Peace_Crossing_08.JPG, eingesehen 20.2.2020.

Abbildung 3: Eine „Friedenspyramide“ am ehemaligen Fluchtweg, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Krimmler_Tauern_Alpine_Peace_Crossing.jpg, eingesehen 20.2.2020.

Verena Hechenblaikner ist Masterstudentin der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck und studentische Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte. verena.hechenblaikner@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Verena Hechenblaikner, Die Erinnerung an die Krimmler Tauernflucht 1947. Wissenschaftliche Aufarbeitung, Vermittlung und Initiativen in der Public History, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 149–175, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Les Affreux en Irak. Die Teilprivatisierung des professionellen Blutvergießens in der heutigen Kriegsführung anhand des Beispiels des Irakkriegs

Ferdinand Kleyhons

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Doz. Mag. Dr. Horst Schreiber

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Bachelor-Arbeit

Abstract

Les Affreux en Irak. The partial privatisation of professional bloodshed in modern warfare exemplified by the Iraq War

After the launch of „Operation Iraqi Freedom“, the United States of America were engaged in war for the next eight years, in which they heavily relied on the assistance of private companies, known as Private Military Companies (PMC). The following paper uses the Iraq War respectively the following occupation of Iraq as a case study to examine the role of PMCs in modern warfare. It analyses the military branches in which PMCs provided support to the USA, including logistics, training, security and even intelligence services. It also discusses the advantages as well as disadvantages of PMCs in current combat operations.

1. Einleitung

Dass *Private Military Companies* (PMCs) Teil der heutigen Kriegsführung sind, ist spätestens seit der grausamen Ermordung von vier Mitarbeitern der Firma Blackwater im Irak am 31. März 2004 kein Geheimnis mehr.¹ Immer wieder kam und kommt es zu Zwischenfällen, in die solche modernen Söldner*innen involviert sind, sowohl auf der Opfer- als auch auf der Täterseite, wodurch sie für einen kurzen Moment ihrer Schattenwelt, in der sie agieren, entrissen werden. Seit ihrem Aufkommen in der Mitte des

1 Jeffrey Gettleman, Enraged Mob in Falluja Kills 4 American Contractors, in: *The New York Times*, 31.4.2004, <https://www.nytimes.com/2004/03/31/international/worldspecial/enraged-mob-in-falluja-kills-4-american.html>, eingesehen 26.6.2019.

20. Jahrhunderts sind zahlreiche Bücher und Artikel über sie und ihr Wirken entstanden und doch kann angenommen werden, dass sie im Bewusstsein der breiten Bevölkerung nicht präsent sind.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Leser*innen einen Überblick über das Entstehen und die Entwicklung von PMCs zu verschaffen und deren generellen Stellenwert in der modernen Kriegsführung am Beispiel des Irakkriegs darzustellen. Der Irakkrieg wurde deshalb gewählt, weil er der erste Krieg war, in dem PMCs nicht nur eine bedeutende Rolle spielten, sondern von Anfang an in der Kriegsführung der USA eingeplant waren.² Da die USA die haupttragende Konfliktpartei der „Koalition der Willigen“ im Irak waren und dementsprechend auch die meisten PMCs einsetzten, soll sich diese Arbeit auf die Kriegsführung der USA im Irakkrieg konzentrieren.³

Ausgangsthese ist, dass das Ende des Kalten Kriegs eine weltweite Abrüstungswelle ausgelöst hat, die zu einer Kürzung des Verteidigungsbudgets sowie zur Verringerung der Streitkräfte zahlreicher Staaten führte.⁴ Die heutige asymmetrische Kriegsführung im „Kampf gegen den Terror“, in der nicht mehr (nur) zwei große Armeen aufeinandertreffen, sondern auf einen kurzen und erfolgreichen Militärschlag eine lange Phase des Guerillakriegs folgt, erzwingt eine längere Bindung großer Truppenzahlen an einen Konfliktraum. Dieser Umstand löste, parallel zum Siegeszug des Neoliberalismus und der Privatisierung staatlicher Aufgabenbereiche allgemein, in zahlreichen Staaten ein Outsourcing von Militäraufgaben aller Art aus. In Logistik, Ausbildung, Sicherheit und selbst geheimdienstlichen Tätigkeiten wird im militärischen Bereich verstärkt auf private Spezialist*innen zurückgegriffen.⁵ Da im „Kampf gegen den Terror“ auch weiterhin kein Ende abzusehen ist, kann davon ausgegangen werden, dass die PMCs auch in kommenden Konflikten der USA eine tragende Rolle spielen werden.

Diese Arbeit ist in zwei Abschnitte geteilt: Das erste Kapitel soll eine generelle Einführung in das Thema der PMCs geben. Zunächst sollen die Leser*innen durch einen kurzen historischen Überblick über das Söldnertum die Genese der PMCs besser verstehen können. Danach wird genauer auf die Unterschiede zu herkömmlichen Söldner*innen eingegangen, um so die Eigenheiten von PMCs herauszuarbeiten.

Das zweite Kapitel widmet sich dann ganz dem Einsatz von PMCs im Irakkrieg. Im ersten Teil wird auf die einzelnen Bereiche, in denen PMCs zum Einsatz kamen, genauer eingegangen, also Logistik, geheimdienstliche und beratende Tätigkeiten, Ausbildung, Personen- und Objektschutz sowie Kampfeinsätze. Im zweiten Teil dieses Kapitels werden schließlich die Vor- und Nachteile, die der Einsatz von PMCs im Irakkrieg für die USA bedeutete, erörtert.

2 Laurent Joachim, *Der Einsatz von „Private Military Companies“ im modernen Konflikt. Ein neues Werkzeug für „Neue Kriege“?*, Berlin 2009, S. 117.

3 Stephan Bierling, *Geschichte des Irakkriegs. Der Sturz Saddams und Amerikas Albtraum im Mittleren Osten*, München 2010, S. 153.

4 Peter Warren Singer, *Die Kriegs-AGs. Über den Aufstieg der privaten Militärfirmen*, Frankfurt am Main 2006, S. 96–97.

5 Ebd., S. 86–87, 117–122.

Als Quellengrundlage dienen zum einen wissenschaftliche Überblickswerke, die eine differenzierte Analyse des Irakkriegs beinhalten (z. B. Stephan Bierling)⁶, und Fachliteratur zu PMCs⁷, zum anderen Primärquellen⁸ in Form von Pressemeldungen, Jahresberichten von PMCs, Berichten von NGOs sowie Veröffentlichungen verschiedener US-amerikanischer Staatsorgane.

Wie bereits erwähnt, gibt es eine umfassende Auswahl an Werken, die sich der PMCs annehmen. Auch deren Einsatz im Irakkrieg wurde in zahlreichen Arbeiten abgehandelt, allerdings erschien ein Großteil davon bereits noch vor dem Abzug der US-Truppen 2011, als die Thematik sehr aktuell und brisant war. Werke, die erst nach 2011 veröffentlicht wurden und so bereits einen Überblick über den mit dem Truppenabzug „abgeschlossenen“ Konflikt in Zusammenhang mit PMCs bieten können, fehlen. Die vorliegende Arbeit möchte einen kleinen Beitrag leisten, um diese Forschungslücke zu verringern.

2. PMCs – Eine Einführung

2.1 Historischer Überblick

Spätestens seit der Antike lässt sich in schriftlichen Quellen nachweisen, dass sich Menschen für das Kämpfen bezahlen ließen. Entstanden in den ursprünglichsten Entwicklungen der Arbeitsteilung, gehört das „Söldnerhandwerk“ sicherlich zu den frühesten Berufen der Menschheit.⁹

Trotz des Feudalsystems, das mit dem Ritterstand sogar eine gesonderte Gruppe für den Kampf bereitstellte, waren Söldner auch im Mittelalter ein fester Bestandteil der damaligen Streitkräfte und ihre Bedeutung nahm im Lauf dieser Epoche immer weiter zu. Speziell die italienischen Stadtstaaten übernahmen im Bereich des Outsourcings militärischer Aufgaben eine Vorreiterrolle und ließen fast ausschließlich Söldner in Form erster Söldnerkompanien, den sogenannten *Condottieri*, für sich kämpfen. Die Entstehung dieses Kompaniewesens stellte damit einen wichtigen Schritt in der Entwicklung des Söldnerwesens in Richtung der modernen Militärunternehmen dar, da sich Söldner nun in Gemeinschaften unter Leitung eines Anführers, des *Condottiere*, organisierten, der wiederum für die Anwerbung, Versorgung und Besoldung der Truppe verantwortlich war. Um diesen Aufgabenbereich mussten sich die auftraggebenden Personen nun nicht mehr kümmern, sondern konnten direkt mit der Kompanie einen Vertrag (*condotta*), in dem detailliert die Einzelheiten des Auftrags angeführt waren, abschließen.¹⁰

6 Bierling, Geschichte.

7 Singer, Kriegs-AGs.

8 Congressional Budget Office (Hrsg.), *Contractors' Support of U.S. Operations in Iraq*, August 2008, <http://www.cbo.gov/sites/default/files/110th-congress-2007-2008/reports/08-12-iraqcontractors.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

9 Frederic C. Lane, *Profits from Power. Readings in Protection Rent and Violence-Controlling Enterprises*, New York 1979, S. 51; Singer, Kriegs-AGs, S. 46–47.

10 Henry Naeve u. a., *Private Militärunternehmen. Geschichte, Verfassungsmäßigkeit, internationale Regulierung und aktuelle Rechtsfragen* (Schriftenreihe der Northern Business School zur angewandten Wissenschaft), Hamburg 2013, S. 27; Frank Westenfelder, *Kriegsreisende. Eine Geschichte der Söldner*, Norderstedt 2016, S. 57–58; Singer, Kriegs-AGs, S. 49–53.

Der Zeitraum der Frühen Neuzeit bis ins 17. Jahrhundert hinein stellte eine wahre Blütezeit des Söldnergewerbes dar, die im Dreißigjährigen Krieg schließlich ihren Höhepunkt fand. Der Großteil der damals in Europa agierenden Heere setzte sich aus Söldnerkompanien zusammen, die dementsprechend meist nur in Kriegszeiten angeheuert wurden, wodurch wiederum die Verteidigungsausgaben des Landes klein gehalten werden konnten.¹¹

Das Ende des Dreißigjährigen Kriegs markierte auch eine Kehrtwende in der Geschichte des Söldnertums. Das langsame Erstarken eines Nationalbewusstseins brachte die Entwicklung weg von ausländischen Söldnerkompanien und hin zu stehenden Bürgerheeren mit sich. Es setzte sich ein gesellschaftliches Bewusstsein durch, dass alle Bürger*innen ihren Teil zur Souveränität ihrer Nation beitragen müssten. Damit war auch das vorübergehende Ende der Bedeutung des Söldnertums in der Kriegsführung eingeläutet, wobei es natürlich nie ganz von den Schlachtfeldern verschwand.¹²

Das Söldnertum des 20. Jahrhunderts war noch einmal von einer ganz „klassischen“ Form der Söldnerin und des Söldners geprägt: Als ehemalige*r Soldat*in verdingte sie oder er sich alleine oder in kleinen Gruppen auf informelle Weise im Untergrund. Die Auftragsorte waren meist Länder mit einem wenig oder gar nicht funktionierenden Staatsapparat und einer hohen Korruptionsrate, wie zum Beispiel Staaten in Lateinamerika oder Afrika. Die auftraggebenden Personen waren immer seltener einzelne Herrscherpersönlichkeiten oder Staaten, sondern viel mehr aufständische Gruppierungen, Privatkonzerne oder Geschäftsleute.¹³ Dieser Söldnertypus erhielt in den 1960er-Jahren von den Medien sogar einen eigenen Namen: Als *The Dogs of War* („Die Hunde des Kriegs“) oder auch *Les Affreux* („Die Hässlichen“) wurden sie bezeichnet.¹⁴

Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts kam es zu einer neuen Strömung in der Geschichte des Söldnertums: zur Entwicklung der ersten PMCs. Diese Militärfirmen agieren, wenn auch im Hintergrund, als ganz offizielle Unternehmen auf dem legalen Markt, indem sie Verträge mit ihren Auftraggeber*innen abschließen, in denen alle Einsatzmodalitäten genau aufgelistet sind.¹⁵ Damit wird an das Konzept der *Condottieri* angeschlossen, jedoch mittels Anpassung an die Gegebenheiten der modernen Marktwirtschaft und Erweiterung um ein vielfältiges Dienstleistungsspektrum, das von Militärlogistik bis Personen- und Objektschutz fast alle militärischen Aufgabenbereiche abdeckt.

Eine der ersten PMCs war die 1946 gegründete Firma DynCorp International.¹⁶ Die Blütezeit der PMCs startete allerdings erst in den 1990er-Jahren. Nach dem Ende des Kalten Kriegs begann für einige der damals weltweit mächtigsten Staaten, wie den USA, der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR)/Russland, Frankreich oder Großbritannien, eine Phase des materiellen und personellen Abrüstens, wodurch der Welt-

11 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 59–60; Michael Howard, *Der Krieg in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zu den neuen Kriegen der Gegenwart*, München 2010², S. 43–46.

12 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 61–64.

13 Joachim, *Private Military Companies*, S. 79–88, 93–95.

14 Ebd., S. 33.

15 Ebd., S. 79–80.

16 Ebd., S. 80.

markt mit einem Überangebot an Soldat*innen und Waffen überschwemmt wurde. Das wiederum bildete einen idealen Rekrutierungspool für die aufstrebenden PMCs, die nun mit dem Überangebot an Waffen auch günstig zu teurerem Kriegsmaterial, wie Kampfpanzern oder -hubschraubern, gelangten und damit ihr Leistungsportfolio immens aufwerten konnten.¹⁷ Zeitgleich schritt in den USA im Zuge des aufkeimenden Neoliberalismus die Privatisierung, die in den 1970ern weltweit einsetzte, immer weiter voran und machte auch vor dem US-Verteidigungsministerium unter Dick Cheney, der das Amt des Verteidigungsministers von 1989 bis 1993 innehatte, keinen Halt.¹⁸ Bereits in seinem ersten Amtsjahr wurden die Verteidigungsausgaben um zehn Milliarden US-Dollar verringert, was in den folgenden Jahren noch weiter fortgesetzt werden konnte. Das erreichte Cheney, indem er die Truppenzahl von 2,2 auf 1,6 Millionen reduzierte und teure Waffenprogramme strich. Seiner Vorstellung zufolge sollten durch die Integration von PMCs in das amerikanische Militärsystem nicht nur die Ausgaben weiter verringert werden, sondern vor allem möglichst viele Truppen für das eigentliche Kämpfen freigemacht werden, indem alle militärischen Aufgabenbereiche, die nicht direkt etwas mit dem Kämpfen zu tun hatten, von privaten Militärunternehmen übernommen werden sollten. Darüber hinaus würde so die offizielle Truppenzahl, die in einen Krieg geschickt werden würde, immens reduziert, was wiederum die Akzeptanz für einen Kriegseinsatz in der Öffentlichkeit erhöhen würde.¹⁹

Erste Gehversuche bei der Kriegsführung unter Einsatz von PMCs wagten die USA bei der Drogenbekämpfung in Kolumbien und in den Jugoslawienkriegen in den 1990er-Jahren.²⁰ Im Afghanistankrieg seit 2001 wurde der Umfang der Einsatzbereiche von PMCs weiter ausgeweitet, um ihren Einsatz schließlich im Zuge des Irakkriegs (2003–2011) vollends als fixen Bestandteil der modernen Kriegsführung, zumindest jener der Vereinigten Staaten, zu etablieren.²¹

2.2 *Definitions- und Abgrenzungsversuche*

Bevor in den folgenden Kapiteln tiefer auf das Thema „PMCs im Irakkrieg“ eingegangen wird, ist es zunächst notwendig, diesen Begriff genau zu definieren. Was also sind PMCs und was unterscheidet sie von Söldner*innen?

Allein die Definition des Begriffs „Söldner*in“ erscheint aufgrund der mangelnden allgemeinen Einigkeit über die Aspekte, die Söldner*innen ausmachen, schwierig. Fest steht, dass sie Kämpfer*innen sind, die keiner nationalen Armee auf Dauer angehören und deren hauptsächliches Motiv die persönliche materielle Gewinnmaximierung ist.²² Dadurch wird ausgeschlossen, dass auch Soldat*innen, die im herkömmlichen Sinn als Teil nationaler Streitkräfte tätig sind, ihren Beruf aber lediglich aufgrund ihres Solds und

17 Joachim, *Private Military Companies*, S. 107–109.

18 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 119; Dan Briody, *The Halliburton Agenda. The Politics of Oil and Money*, Hoboken 2004, S. 195–196.

19 Briody, *Halliburton Agenda*, S. 195–196.

20 Joachim, *Private Military Companies*, S. 101–107, 111–114.

21 Ebd., S. 114–117.

22 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 81.

nicht aufgrund politischer oder religiöser Motive ausüben, als Söldner*innen gewertet werden. Daneben wird dem Begriff oftmals auch noch das wesentliche Merkmal zugeordnet, dass Söldner*innen nicht unter Anstellung der Regierung ihres eigenen Landes kämpfen, wie etwa Peter Singer oder die UN-Resolution von 1989 festhalten.²³ Dementsprechend würden aber auch die deutschen Landsknechte des 15. und 16. Jahrhunderts, die im Auftrag des Kaisers des Heiligen Römischen Reichs tätig waren, nicht zur Gruppe der Söldner*innen zählen, was aber laut des „Lexikons des Mittelalters“ definitiv der Fall ist.²⁴

Dem Bild der „klassischen“ Söldnerin und des „klassischen“ Söldners bzw. Söldnerheeres steht das der heutigen Militärunternehmen, den sogenannten *Private Military Companies* (PMC) gegenüber. Für sie existieren noch weitere Namen, wie *Privatized Military Firm* (PMF), *Military Service Provider* (MSP), *Private Security Company* (PSC), *Private Security Provider* (PSP) oder auch *Private Military and Security Company* (PMSC), die jedoch prinzipiell ein- und denselben Typus eines Unternehmens beschreiben. Zudem kann unter PMC oder PSC auch *Private Military Contractor* bzw. *Private Security Contractor* und damit die in so einem Unternehmen angestellte Person verstanden werden.²⁵

Entstanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einer Zeit der zunehmenden Privatisierung und der Ausbreitung des kapitalistischen Wirtschaftsmodells, sind diese Firmen grundsätzlich auch dementsprechend geprägt und unterscheiden sich so wesentlich von herkömmlichen Söldnerkompanien.²⁶

Darunter fällt zum einen die Gewinnorientierung, im Gegensatz zum Söldnerheer allerdings nicht auf das Individuum bezogen, sondern auf das Unternehmen. Zur Gewinnmaximierung sind PMCs dementsprechend meist auch in Form einer Aktiengesellschaft organisiert, die wiederum von einer langen Hierarchiekette verwaltet wird. So ergibt sich für sie ein wesentlich breiterer finanzieller Handlungsspielraum, der wiederum den Abschluss von sehr großen und lukrativen Verträgen ermöglicht. Demzufolge agieren PMCs auch ganz herkömmlich, wie andere Großkonzerne, auf dem globalen Markt. Im Gegensatz zu den Söldnerkompanien der Vergangenheit agieren sie nicht unter der Hand, sondern werben und präsentieren sich vielmehr öffentlich und versuchen so eine gewisse Seriosität und Professionalität auszustrahlen.²⁷

Zum anderen unterscheiden sie sich durch ihr vielseitiges und umfangreiches Leistungsspektrum. PMCs sind nicht nur als aktive Kombattant*innen in Kriegen tätig (tatsächlich ist dies ein eher seltener Einsatzbereich), sondern decken Funktionen in Logistik, Sicherheit, Ausbildung oder geheimdienstlicher Tätigkeit ab.²⁸ So können teilweise

23 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 78–79; United Nations, UN-Resolution A/RES/44/34, 4.12.1989. <https://undocs.org/en/A/RES/44/34>, eingesehen 2.9.2019.

24 Peter Thorau, *Landsknechte*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 5, Stuttgart o. D., Sp. 1679.

25 Joachim, *Private Military Companies*, S. 36, 40; Singer, *Kriegs-AGs*, S. 29.

26 Singer, *Kriegs-AGs*, S. 84–85.

27 Ebd., S. 84–87.

28 Dario Azzellini, *Wie Söldner zu Geschäftsleuten wurden*, in: *Telepolis*, 3.3.2006, <https://www.heise.de/tp/features/Wie-Soeldner-zu-Geschaeftleuten-wurden-3405196.html>, eingesehen 15.8.2019; Joachim, *Private Military Companies*, S. 101–107, 150–160.

alle kriegsnotwendigen Funktionen direkt aus einer Hand erworben werden. Aus dem umfangreichen Leistungsspektrum, das PMCs anbieten, ergibt sich auch die Bezeichnung einer ganz spezifischen Form der PMC, die sogenannte *Private Security Company* (PSC), die sich rein auf eine Bewachungs- und Schutzfunktion spezialisiert hat.²⁹

Somit können PMCs grob als private Firmen, die Dienstleistungen für den militärischen Bereich in Kriegsgebieten anbieten, definiert werden.

3. Der Irakkrieg – Fallbeispiel eines mit PMCs geführten Kriegs

In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff „Irakkrieg“ („Operation Iraqi Freedom“³⁰) so verwendet, dass nicht nur die eigentliche militärische Offensive mit den Hauptkampfhandlungen vom 20. März 2003 bis zum 1. Mai 2003 gemeint ist, sondern auch die gesamte Besatzungszeit bis zum Abzug der amerikanischen Truppen im Dezember 2011. Darüber hinaus sei an dieser Stelle angemerkt, dass der Abzug der US-Truppen allerdings noch lange nicht das Ende der amerikanischen Präsenz im Irak und damit auch nicht das Ende des Einsatzes von PMCs, die bis heute im Auftrag der USA im Irak aktiv sind, bedeutete.³¹

3.1 Einsatzbereiche von PMCs im Irakkrieg

Obwohl der Irakkrieg bei weitem nicht der erste mit PMCs geführte Krieg war, läutete er doch eine neue Ära der Kriegsführung ein, bei der PMCs nicht mehr nur eine nebensächliche Rolle spielen, sondern gewissermaßen als kriegsentscheidender Faktor gesehen werden können.³² Das verdeutlicht schon die schiere Menge an angeheuerten privaten „Soldat*innen“: 2006 waren laut Schätzungen des Direktors der Private Security Company Association of Iraq³³ alleine im Personen- und Objektschutz rund 48.000 sogenannte *Contractors* von 181 Firmen neben den rund 133.000 regulären US-Soldat*innen im Irak stationiert, was bis dato der größten in einem Krieg eingesetzten Menge an *Contractors* entspricht, wobei darin die Zahl an *Contractors* in anderweitigen Funktionen noch gar nicht einberechnet ist.³⁴ Insgesamt sollen es Anfang 2008 laut einer Schätzung des Congressional Budget Office (CBO) sogar 190.000 *Contractors* ge-

29 Joachim, *Private Military Companies*, S. 37–38.

30 Name des Militäreinsatzes vom Beginn der Militäroffensive bis zum Abzug der US-Kampftruppen Ende August 2010: Bierling, *Geschichte*, S. 213.

31 United States Central Command (Hrsg.), *Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility*, Oktober 2020, S. 1, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY20_4Q_5A_Oct2020.pdf, eingesehen 5.12.2020.

32 Joachim, *Private Military Companies*, S. 116–117.

33 Die Private Security Company Association of Iraq war eine non-profit Vereinigung mit Sitz in Bagdad, gegründet zur Interessenvertretung aller PMCs im Irak. Mit dem Abzug der letzten US-Truppen 2011 wurde sie mit dem 31. Dezember 2011 offiziell aufgelöst: Private Security Company Association of Iraq (Hrsg.), o. D., <https://web.archive.org/web/20071007173854/http://www.psc.ai.org/index.php>, eingesehen 7.8.2019; Private Security Company Association of Iraq (Hrsg.), *Effective 31 December 2011 the PSCAI is disestablished*, o. D., <https://web.archive.org/web/20120207071342/http://pscai.org/>, eingesehen 7.8.2019.

34 United States Government Accountability Office (Hrsg.), *Rebuilding Iraq. Actions Still Needed to Improve the Use of Private Security Providers*, Juni 2006, S. 2, https://digital.library.unt.edu/ark:/67531/metadc291073/m2/1/high_res_d/114012.pdf, eingesehen 26.3.2019.

wesen sein.³⁵ Der ausschlaggebendere Grund ist jedoch das breite Aufgabenspektrum, in dem die *Contractors* der PMCs eingesetzt wurden, was darauf schließen lässt, dass die US-Regierung den Einsatz von PMCs von Anfang an in die Kriegsplanung einkalkulierte.³⁶ So kamen PMCs in so gut wie allen Bereichen, die von Firmen angeboten werden, zum Einsatz, wie die folgenden Unterkapitel veranschaulichen.

3.1.1 Logistik

„Ohne Mampf kein Kampf, ohne Verpflegung keine Bewegung!“ Kaum ein anderes Sprichwort verdeutlicht besser, welche Schlüsselrolle die Essensversorgung und damit allgemein die Logistik in einem Krieg spielt. Dass Kriege und Schlachten schon des Öfteren durch einen mangelnden Nahrungs- und Kampfmittelanschub verloren wurden, zeigt das Beispiel der Schlacht von Stalingrad 1942/43 nur allzu gut.³⁷

Auch der Irakkrieg stellte die Logistikverantwortlichen der US-Armee vor eine große Herausforderung. Schließlich waren weit mehr als 120.000 US-Soldat*innen mit Nahrung, Wasser, Munition/Kampfmittel, Treibstoff, Medikamenten und anderen Gütern zu versorgen, was, bezogen auf die logistisch zu überbrückenden Distanzen, dem größten logistischen Einsatz für die US-amerikanische Armee seit dem Zweiten Weltkrieg entspricht.³⁸

Bereits 1985 wurde unter Verantwortung des Army Sustainment Command (ASC) das sogenannte Logistics Civil Augmentation Program (LOGCAP) eingerichtet, um das US-Militär und seine Alliierten im Bereich der Logistik zu entlasten.³⁹ Das Programm deckte sowohl die gesamte Versorgung mit physischen Gütern, wie Kleidung, Essen, Treibstoff, Kampfmittel, die Energieversorgung, den Personentransport, die Bereitstellung von Personal zur psychologischen Betreuung als auch den Aufbau und die Instandhaltung von Militärstützpunkten und Militärcamps ab.⁴⁰ Seit dem Einsetzen des Programmes wurden insgesamt vier Verträge (LOGCAP I–LOGCAP IV) nacheinander an unterschiedliche PMCs vergeben.⁴¹

Im Irakkrieg setzte das Programm in Form von LOGCAP III erst im Sommer 2003 ein, spielte also erst im Zuge der Besatzungszeit eine Rolle.⁴² LOGCAP III wurde 2001 an Kellogg, Brown & Root (KBR), bis 2007 Tochterunternehmen des Halliburton Konzerns,

35 Congressional Budget Office, *Contractors' Support*, S. 1.

36 Joachim, *Private Military Companies*, S. 117.

37 Johann Althaus, *Die Stalingrad-Katastrophe erwuchs aus einem Logistik-Desaster*, in: *Welt*, 28.10.2017, <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article170115075/Die-Stalingrad-Katastrophe-erwuchs-aus-einem-Logistik-Desaster.html>, eingesehen 26.3.2019.

38 David Eshel, *Nachschub und Logistik in der Operation „IRAQI FREEDOM“*, 4.7.2005, <https://www.bundesheer.at/truppendienst/ausgaben/artikel.php?id=360>, eingesehen 29.11.2020.

39 Galen Putnam, *ASC's LOGCAP support comes to an end in Iraq*, 10.4.2010, https://www.army.mil/article/123838/asc_logcap_support_comes_to_an_end_in_iraq, eingesehen 26.3.2019.

40 Karen E. LeDoux, *LOGCAP 101: An Operational Planner's Guide*, in: *Army Logistician* 37 (2005), Heft 3, <https://alu.army.mil/alog/issues/mayjun05/logcap.html>, eingesehen 26.3.2019.

41 Army Sustainment Command (Hrsg.), *LOGCAP III Task Order continues support in Iraq*, 5.5.2010, https://www.army.mil/article/38607/logcap_iii_task_order_continues_support_in_iraq, eingesehen 26.3.2019.

42 Putnam, *ASC's LOGCAP*.

vergeben und lief mit dem Abzug der letzten Soldat*innen aus dem Irak 2011 aus. Insgesamt erhielt KBR für LOGCAP III rund 37 Milliarden US-Dollar.⁴³

3.1.2 Geheimdienstliche und beratende Tätigkeiten

Dass selbst solch heikle Staatsaufgaben wie geheimdienstliche Tätigkeiten in die Hände von PMCs gelegt werden, mag anfangs irritierend erscheinen. Wenn jedoch beachtet wird, welche umfassende Expertise sich manche Firmen in der Privatwirtschaft im Bereich der Nachrichten- bzw. Informationsbeschaffung aneignen konnten und welchen Anstieg an nachrichtendienstlicher Aktivität der *War on Terror* ausgelöst hat, scheint der Einsatz privater Agenturen in diesem Bereich keinesfalls abwegig.⁴⁴ So wurde in den USA allein das Budget der Übersetzungsabteilung des Federal Bureau of Investigation (FBI) zwischen 2001 und 2004 von 21,5 auf sieben Millionen US-Dollar erhöht, um durch eine große Anzahl an externen Übersetzer*innen den Berg an unbearbeitetem abgehörten Audiomaterial abzubauen zu können.⁴⁵

Während im Afghanistankrieg und im Gefangenenlager Guantanamo beinahe keine privaten *Contractors* eingesetzt wurden, ergab sich im Zuge des Irakkriegs aufgrund mangelnden Personals die Notwendigkeit, sich an Privatfirmen zu wenden, wie die NGO CorpWatch berichtet.⁴⁶ Nachdem anfangs die California Analysis Center Incorporated (CACI) diese Rolle übernahm, erhielt ab 2003 L-3 Communications den Zuschlag für den ausgeschriebenen Auftrag, die US-Armee bei ihrer nachrichtendienstlichen Tätigkeit zu unterstützen.⁴⁷ Dies geschah durch deren Tochtergesellschaften, in erster Linie der Firma Titan Corporation, die rund 7.000 Übersetzer*innen bereitstellte und Government Services Incorporated (GSI), die mehr als dreihundert Mitarbeiter*innen in Form von Analyst*innen, Berater*innen, aber auch Vernehmer*innen für Verhöre zur Verfügung stellte, was L3 nach Kellogg, Brown & Root (KBR) auf die Anzahl der Mitarbeiter*innen bezogen zur zweitgrößten PMC im Irak machte.⁴⁸ Jedoch waren die Zahlen an aufzubringenden Mitarbeiter*innen, die als Auflagen vom US-Militär an L-3 gestellt wurden, derartig hoch, dass der Bedarf oft nicht durch ausreichend geschultes und erfahrenes Personal gedeckt werden konnte. Stattdessen musste auf Bewerber*innen mit geringerer Arbeitserfahrung oder fehlender fach einschlägiger Ausbildung zurückgegriffen werden, um Strafzahlungen zu vermeiden.⁴⁹

Durch die Menge an Aufträgen, die L-3 für sich gewinnen konnte, konnte die Firma jährlich rund eine Milliarde US-Dollar für ihre Aufträge im Irak generieren, wie Corp-

43 Sharon Weinberger, *Military Logistics: The \$37 Billion (Non)Competition*, 30.8.2011, <https://www.wired.com/2011/08/military-logistics-the-37-billion-noncompetition/>, eingesehen 26.3.2019.

44 Joachim, *Private Military Companies*, S. 152–156.

45 Florian Rötzer, *Das FBI kommt mit dem Übersetzen der seit dem 11.9. sprunghaft angestiegenen abgehörten Telefongespräche nicht nach*, in: *Telepolis*, 28.9.2004, <https://www.heise.de/tp/features/Das-FBI-kommt-mit-dem-Uebersetzen-der-seit-dem-11-9-sprunghaft-angestiegenen-abgehoeerten-3436567.html>, eingesehen 1.4.2019.

46 CorpWatch (Hrsg.), *Outsourcing Intelligence in Iraq. A CorpWatch Report on L-3/Titan*, Dezember 2018, S. 7, <http://www.corpwatch.org/sites/default/files/Outsourcing%20Intelligence%20in%20Iraq.pdf>, eingesehen 1.4.2019.

47 Ebd.

48 Ebd., S. 4–5.

49 Ebd., S. 7.

Watch berichtet.⁵⁰ Aufgrund der mangelnden Fähigkeiten, die bei Übersetzer*innen bei Untersuchungen festgestellt wurden, musste Titan Corporation 2008 jedoch von ihrem Auftrag zurücktreten, der nun an Iraq Global Linguist Solution (GLS) fiel, einem Subunternehmen der amerikanischen PMC DynCorp International, wobei GLS für ein Viertel der Arbeit wieder Titan Corporation beauftragte.⁵¹

Was im Zuge der Tätigkeit der Firma L-3 im Irak auch nicht unerwähnt bleiben sollte, ist, dass sie die PMC mit der höchsten Rate an Todesfällen ist, da ihre Mitarbeiter*innen, aufgrund ihrer Zusammenarbeit mit dem US-Militär, einem hohem Risiko ausgesetzt waren, Opfer eines Attentats zu werden.⁵² So sollen laut eines Pressesprechers von L-3 allein bis 2007 insgesamt 280 Mitarbeiter*innen getötet worden sein.⁵³

3.1.3 Ausbildung

Zur bestmöglichen Gewährleistung von Frieden und Stabilität nach und während eines Kriegs sind gut ausgebildete und dem Staat loyale Exekutivorgane, namentlich Polizei und Armee, zwingend notwendig. Das Besondere im Fall Irak war, dass die US-Regierung auch in diesen Ausbildungsbereichen auf private Firmen setzte.

So beauftragten die USA bereits im April 2003 DynCorp International mit der Ausbildung der irakischen Polizeikräfte.⁵⁴ Diese Rolle hatte DynCorp infolge mehrerer Vertragserneuerungen schließlich bis in das Jahr 2010 inne. Die Aufgaben umfassten neben der eigentlichen Polizeiausbildung auch Beratungstätigkeiten für das Innenministerium und die Grenzschutzbehörde.⁵⁵

Für die Ausbildung der irakischen Streitkräfte war die Firma Military Professional Resources (MPRI), ein Tochterunternehmen von L-3 Communications, zuständig. MPRI setzt sich in erster Linie aus ehemaligen Angehörigen der US-Streitkräfte zusammen und steht in engem Kontakt mit dem US-Verteidigungsministerium.⁵⁶ Neben der eigentlichen Ausbildung erhielt MPRI auch die Verantwortung für den Aufbau und Betrieb von Übungsplätzen, wie zum Beispiel für den Übungsplatz Butler Military Artillery Range in der Nähe von Bagdad.⁵⁷

Zusätzlich zu MPRI war auch Vinnell Corporation, ein Subunternehmen des Rüstungsherstellers Northrop Grumman, für die Ausbildung der Soldaten*innen der neuen ira-

50 orpWatch (Hrsg.), *Outsourcing Intelligence in Iraq*, S. 5.

51 Ebd., S. 22.

52 Ebd., S. 5.

53 Hart Seely, *His Terps were targets*, in: *syracuse.com*, 2.5.2008, https://www.syracuse.com/following-orion/2008/05/his_terps_were_targets.html, eingesehen 1.4.2019.

54 o. A., USA vergeben Millionenauftrag für Training von Polizisten im Irak, in: *Der Standard*, 19.4.2003, <https://derstandard.at/1276266/USA-vergeben-Millionenauftrag-fuer-Training-von-Polizisten-im-Irak>, eingesehen 6.6.2019.

55 DynCorp International (Hrsg.), *DynCorp International Continues Police Training in Iraq*, 23.6.2008, <https://www.dyn-intl.com/media-center/press-releases/dyncorp-international-continues-police-training-in-iraq/>, eingesehen 6.6.2019.

56 Jan Stöber, *Battlefield Contracting. Die USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland im Vergleich*, Wiesbaden 2012, S. 72.

57 *Defense Industry Daily* (Hrsg.), 23.12.2005, <https://www.defenseindustrydaily.com/74m-to-operate-artillery-range-in-iraq-0160/>, eingesehen 6.6.2019.

kischen Armee zuständig. Vinnell selbst lagerte Teile des Auftrags an andere Privatunternehmen aus. So ging die Ausbildung an sogenannte *Subcontractors* wie MPRI oder die Omega Training Group.⁵⁸ Vinnell hatte bereits 1975 Erfahrungen in der Ausbildung von saudi-arabischen Land- und Luftstreitkräften gesammelt.⁵⁹ Im Irak versagte das Unternehmen aber in einer Art und Weise, dass das amerikanische Militär ihm den Auftrag bereits nach einem Jahr entzog. Denn als die neuen irakischen Streitkräfte im Frühling 2004 ihre Fähigkeiten im Kampf gegen irakische Aufständische unter Beweis stellen sollten, weigerten sich die frisch ausgebildeten Soldat*innen gegen ihre Landsleute zu kämpfen, da sie vor allem für „herkömmliche“ Kriege gegen einen Aggressor von außen, wie zum Beispiel dem Iran, ausgebildet waren, nicht aber auf ein Bürgerkriegsszenario.⁶⁰

3.1.4 Personen- und Objektschutz

Bezogen auf die Anzahl der in diesem Bereich tätigen *Contractors* stellte der Personen- bzw. Objektschutz mit durchschnittlich fünf bis 18 Prozent das zweitgrößte Segment von PMCs im Irakkrieg dar.⁶¹

Grund dafür sind die großen Mengen an Personal, die für Bewachungsaufgaben engagiert werden mussten, da eine solche Anzahl von regulären Armeen nicht mehr ohne externe Mitarbeiter*innen gestemmt werden konnte.⁶² Diese Zahl stieg vor allem in den Anfangsjahren stetig an: So waren es laut des amerikanischen Rechnungshofs, dem United States Government Accountability Office (GAO), der sich auf Schätzungen des amerikanischen Verteidigungsministeriums, dem United States Department of Defense (DoD) bezieht, 2005 noch rund 25.000 *Contractors*. Diese Zahl wuchs laut Schätzungen des Direktors der Private Security Company Association of Iraq im Folgejahr bereits auf rund 48.000 *Contractors* von etwa 181 Firmen an, die für die Koalitionsstaaten und die irakische Regierung tätig waren.⁶³ 2008 soll diese Zahl wieder auf rund 25.000 bis 30.000 Mitarbeiter*innen zurückgegangen sein.⁶⁴ Für die folgenden Jahre muss man sich auf die vierteljährlichen Berichte des US-Zentralkommandos, dem

58 Janis Lamar, Northrop Grumman Awarded \$48 Million Contract to Train New Iraqi Army, in: Northrop Grumman, 2.7.2003, <https://news.northropgrumman.com/news/releases/northrop-grumman-awarded-48-million-contract-to-train-new-iraqi-army>, eingesehen 6.6.2019.

59 Dominik von Wolff Metternich, Privatisierung militärischer Aufgaben und parlamentarische Kontrolle. Vergleich Deutschland und USA, phil. Diss. Düsseldorf 2006, S. 34.

60 Charles Tiefer, The Iraq Debacle. The Rise and Fall of Procurement-Aided Unilateralism as a Paradigm of Foreign War, in: *The University of Pennsylvania Journal of International Law* 29 (2007–2008), Heft 1, S. 1–57, S. 21–22, [https://www.law.upenn.edu/journals/jil/articles/volume29/issue1/Tiefer29U.Pa.J.Int'l.L.1\(2007\).pdf](https://www.law.upenn.edu/journals/jil/articles/volume29/issue1/Tiefer29U.Pa.J.Int'l.L.1(2007).pdf), eingesehen 28.6.2019; Thomas E. Ricks, Fiasco. The American Military Adventure in Iraq, 2003 to 2005, New York u. a. 2007², S. 372.

61 Congressional Research Service (Hrsg.), Department of Defense Contractors in Afghanistan and Iraq: Background and Analysis, 13.5.2011, S. 17, <https://fas.org/sgp/crs/natsec/R40764.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

62 Commission on Wartime Contracting in Iraq and Afghanistan (Hrsg.), At What Cost? Contingency Contracting in Iraq and Afghanistan, Juni 2009, https://cybercemetery.unt.edu/archive/cwc/20110929221553/http://www.warimecontracting.gov/docs/CWC_Interim_Report_At_What_Cost_06-10-09.pdf, eingesehen 22.7.2019.

63 United States Government Accountability Office (Hrsg.), Rebuilding Iraq. Actions Still Needed to Improve the Use of Private Security Providers, 13.6.2006, S. 2, https://digital.library.unt.edu/ark:/67531/metadc291073/m2/1/high_res_d/114012.pdf, eingesehen 26.3.2019.

64 Congressional Budget Office, Contractors' Support, S. 2.

United States Central Command (CENTCOM) beziehen, die lediglich die Zahlen der *Contractors*, die durch Verträge von Seiten des DoD engagiert wurden, enthalten. Im Zeitraum von 2008 bis 2011 kann hier zwar ebenfalls eine Steigerung der durchschnittlichen Anzahl von Sicherheitspersonal festgestellt werden, allerdings belaufen sie sich mit rund 7.000 bis 12.000 Mitarbeitern*innen auf ein deutlich geringeres Niveau als die insgesamten Zahlen der im Irak tätigen PSC-*Contractors*. Ihren Höchststand erreichten die Zahlen im Juni 2009 mit 13.145 Vertragsarbeiter*innen.⁶⁵ Nach dem US-Abzug 2011 ging auch die Zahl der PSC-Mitarbeiter*innen zurück, bis sie sich schließlich ab der zweiten Jahreshälfte 2012 auf durchschnittlich etwa 2.260 *Contractors* einpendelte.⁶⁶

Die Aufgaben, die von PSCs in diesem Segment übernommen wurden, lassen sich in fünf Kategorien unterteilen:

- Objektschutz: Schutz von Gebäuden, Baustellen, Wohnvierteln etc.
- Personenschutz: Schutz von ranghohen US-Beamten*innen
- Begleitschutz: Schutz von Personen bei Reisen durch den Irak
- Konvoischutz: Schutz jeglicher Konvois bei Reisen durch den Irak
- Beratungs- und Planungsaufgaben im Sicherheitsbereich⁶⁷

Die Bedeutung, die dieser Sektor innehatte, spiegelt sich nicht nur in den Zahlen der *Contractors* selbst, sondern auch in der Höhe der Vertragsvolumina wider: Allein für den Zeitraum von 2003 bis 2007 werden die Kosten, die von amerikanischer Seite für PSCs aufgewendet werden mussten, von CBO auf sechs bis zehn Milliarden US-Dollar geschätzt. Dabei waren nicht nur US-Behörden und Institutionen selbst die Auftraggeber, auch andere PMCs engagierten PSCs, sofern ihnen nicht vom amerikanischen Militär Sicherheit gewährleistet werden konnte. Dementsprechend sollen laut Schätzungen von den sechs bis zehn Milliarden US-Dollar lediglich drei bis vier auf Verträge, die direkt seitens der USA vergeben wurden, aufgewendet worden sein, während der Rest auf Kosten, die indirekt zum Schutz anderer PMCs aufgewendet wurden, veranschlagt worden ist.⁶⁸

Neben DynCorp International war es vor allem die Firma Blackwater, heute unter dem Namen Academi gelistet, die sich in diesem Segment etablieren und Profit machen konnte. Am 28. August 2003 erhielt die Firma den Auftrag ohne Ausschreibung in der Höhe von 27,7 Millionen US-Dollar den Vorstand der Provisorischen Koalitionsbehörde im Irak Paul Bremer mit Security-Personal und zwei Helikoptern zu schützen.⁶⁹

65 Congressional Research Service, *Contractors*, S. 27.

66 United States Central Command (Hrsg.), *Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility to Include Iraq and Afghanistan*, Juli 2012, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY12_3Q_5A_Jul2012.pdf, eingesehen 5.12.2020; United States Central Command (Hrsg.), *Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility to Include Iraq and Afghanistan*, Oktober 2012, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY12_4Q_5A_Oct2012.pdf, eingesehen 5.12.2020.

67 United States Government Accountability Office, *Rebuilding Iraq*, S. 5.

68 Congressional Budget Office, *Contractors' Support*, S. 13–14.

69 Special Inspector General for Iraq Reconstruction (Hrsg.), *July 2004. Quarterly Report To Congress. Appendix J, 30.7.2004*, <https://cybercemetery.unt.edu/archive/sigir/20131001195534/http://www.sigir.mil/files/quarterlyreports/July2004/ListOfContracts.pdf#view=fit>, eingesehen 5.12.2020.

Im Juni 2004 wurde an Blackwater der sogenannte Worldwide Personal Protective Services (WPPS) Vertrag vergeben, für den die Firma weltweit, darunter vor allem auch im Irak, für die USA hochrangige amerikanische und nicht-amerikanische Beamt*innen schützen sollte. Dafür erhielt Blackwater zwischen Juni 2004 und Juni 2006 insgesamt mehr als 488 Millionen US-Dollar.⁷⁰

Im Mai 2006 erhielt die PMC den Nachfolgevertrag WPPS II, unter dem das Unternehmen bis zum Ende des Fiskaljahres 2006 mehr als 343 Millionen US-Dollar verdiente.⁷¹

3.1.5 Kampfeinsätze

War die Teilnahme am Kampfgeschehen die Hauptaufgabe und der Grund für das Anwerben der ursprünglichen Söldner*innen, zählt die aktive Beteiligung an Kampfeinsätzen zu einem der jüngsten Einsatzgebiete von PMCs. Bis zum Irakkrieg waren Kampfeinsätze von PMCs nur die Ausnahme und erst im Zuge dieses Kriegs etablierte sich dieser Einsatzbereich schrittweise in dem generellen System der „Kriegsführung unter Einsatz von PMCs“⁷². Allerdings übernahmen PMCs auch hier nicht alle Arten militärischer Einsätze regulärer Armeen, wie die Eroberung von Städten oder kritischer Infrastruktur. Tatsächlich gelten *Contractors* nach internationalem Recht als Zivilist*innen, sofern sie nicht offiziell in die Streitkräfte eines Landes integriert sind.⁷³ Aufgrund ihres Zivilistenstatus ist es *Contractors* verboten, aktiv an Kämpfen teilzunehmen, da es laut Artikel 43 Absatz 2 des ersten Zusatzprotokolls der Genfer Menschenrechtskonvention nur Kombattant*innen, also Angehörigen von Streitkräften, erlaubt ist, an Feindseligkeiten teilzunehmen.⁷⁴ Daher wurden PMCs in erster Linie in ihrer Bewachungs- und Schutzfunktion in Kämpfe involviert.⁷⁵

Dementsprechend war es auch in diesem Bereich die ehemalige Firma Blackwater, die eine entscheidende Rolle spielte, etwa am 4. April 2004 in der irakischen Stadt Nadshaf. Blackwater war dort für die Bewachung eines US-Besetzungshauptquartiers zuständig, als es an diesem Tag zu einem Angriff bewaffneter Aufständischer, genauer gesagt Gefolgsleuten Muqtada al-Sadr's, auf den Stützpunkt kam. Das anschließende Gefecht dauerte fast vier Stunden, wobei das Hauptquartier lediglich von insgesamt acht Blackwater *Contractors*, einer Handvoll Soldaten aus El Salvador und einer noch geringeren Zahl an US-Soldaten gehalten wurde. Trotz der widrigen Umstände war die Verteidigung erfolgreich.⁷⁶

70 Congress of the United States (Hrsg.), Additional Information about Blackwater USA, 1.10.2007, S. 4, <https://graphics8.nytimes.com/packages/pdf/national/20071001121609.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

71 Ebd., S. 4–5.

72 Azzellini, Söldner zu Geschäftsleuten.

73 Christian Schaller, Operieren private Sicherheits- und Militärfirmen in einer humanitär-völkerrechtlichen Grauzone?, in: *Humanitäres Völkerrecht – Informationsschriften (Journal of International Law of Peace and Armed Conflict)* 19 (2006), S. 51–58, hier 52–53, http://www.ifhv.de/documents/huvi/huv_2006/1_2006.pdf, eingesehen 20.10.2019.

74 Schweizerische Bundeskanzlei (Hrsg.), Zusatzprotokoll zu den Genfer Abkommen vom 12. August 1949 über den Schutz der Opfer internationaler bewaffneter Konflikte (Protokoll 1), 12.7.2018, <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19770112/index.html>, eingesehen 22.10.2019.

75 Azzellini, Söldner zu Geschäftsleuten.

76 Jeremy Scahill, *Blackwater. The Rise of the World's Most Powerful Mercenary Army*, London, S. 118–132.

Doch nicht bei allen Zwischenfällen, bei denen Blackwater in Feuergefechte geriet, gingen die ersten Schüsse von Aufständischen aus. Einem Kongress-Bericht zufolge waren Blackwater-Contractors im Zeitraum von Anfang 2005 bis zum 12. September 2007 in insgesamt 195 Feuergefechte involviert, wobei in lediglich 32 der Fälle das Feuer seitens der Aufständischen eröffnet wurde.⁷⁷

3.2 *Vor- und Nachteile von PMCs – Gründe für den Einsatz im Irakkrieg*

3.2.1 Vorteile

3.2.1.1 *Rasches Aufstocken der (Kampf-)Truppen*

Als am 21. März 2003 die Bodeninvasion der „Koalition der Willigen“ gegen den Irak begann, standen den US-Streitkräften rund 245.000 Soldat*innen zur Verfügung. Im Vergleich zum Zweiten Golfkrieg, bei dem die USA über rund eine halbe Million Soldat*innen verfügten, war das eine geringe Menge, allerdings besaßen sie im Zusammenspiel mit den restlichen rund 47.200 alliierten Soldat*innen, davon 45.000 Brit*innen, 2.000 Australier*innen und zweihundert Pol*innen, mehr als genug Kampfkraft, um die irakischen Streitkräfte, die zudem größtenteils bereitwillig kapitulierten, zu besiegen.⁷⁸ Jedoch reichte diese Menge bei weitem nicht aus, um die Probleme der folgenden Besatzungszeit, die eine der längsten und instabilsten in der Geschichte der USA darstellt, zu bewältigen, sodass sich die USA gezwungen sahen, auf die Hilfe von PMCs zurückzugreifen.

Bereits 2005 gehörten vierzig Prozent der rund 150.000 im Irak stationierten US-Soldaten*innen der Nationalgarde oder dem Reservistenstand an. Abgeschreckt durch die steigende Zahl der im Irakkrieg gefallenen US-Soldat*innen interessierten sich immer weniger Amerikaner*innen für eine militärische Laufbahn, sodass sich die US-Armee mit einem massiven Rekrutierungsproblem konfrontiert sah und schon bald an ihre Kapazitätsgrenzen stieß. Auch das erneuerte und attraktiver gestaltete Prämiensystem, demzufolge neue Rekrut*innen der Nationalgarde oder der Heeresreserve eine Prämie von 15.000 US-Dollar erhielten, konnte dem kaum entgegenwirken.⁷⁹

Der personelle Mangel sollte durch das Engagement externer PMC-Angestellter in einigen Bereichen des Militärs, die große Mengen an Mitarbeiter*innen erfordern, kompensiert werden. Es wurde Personal zum Objekt- und Personenschutz, zur Truppenversorgung sowie für geheimdienstliche Aufgaben benötigt, alles Tätigkeiten, die dementsprechend letztendlich auch mit großen *Contractor*-Zahlen verbunden waren. Diese Kompensationsmöglichkeit war aber nur durch das Vorhandensein eines enorm hohen Pools an PMCs sowie deren *Contractors* gegeben. Dem Journalisten Laurent Joachim zufolge wären die USA ohne die Hilfe von PMCs womöglich gar nicht in der

77 Congress of the United States, *Blackwater USA*, S. 6.

78 Bierling, *Geschichte*, S. 113, 134.

79 o. A., *Geld als Lockmittel. Irakkrieg schreckt immer mehr US-Soldaten ab*, in: *Handelsblatt*, 27.1.2005, <https://www.handelsblatt.com/politik/international/geld-als-lockmittel-irakkrieg-schreckt-immer-mehr-us-soldaten-ab/2468492.html?ticket=ST-36956100-hboVmo0nf3fQ3kL64ldV-ap5>, eingesehen 10.10.2019.

Lage gewesen, in den Krieg zu ziehen.⁸⁰ Hier stellt sich vor allem die Frage, inwieweit eine derartig lange Besatzungszeit ohne zusätzliches externes Personal überhaupt möglich gewesen wäre. Sofern sie keine weiteren Truppen mobilisieren hätte können, wäre die „Koalition der Willigen“ womöglich bald von den aufständischen Truppen zurückgedrängt worden und das Land in einen Bürgerkrieg gefallen, den die alliierten Truppen nicht mehr unter Kontrolle bringen hätten können.

Neben der Möglichkeit im Falle eines personellen Mangels auf externe Kräfte zurückzugreifen, ergibt sich für einen Staat zudem der Vorteil, sein stehendes Heer zu reduzieren und so seine laufenden Kosten verringern zu können. Im Kriegsfall können die Kapazitäten für die Kriegsdauer durch PMCs aufgestockt werden, um sie danach wieder auf ihr ursprüngliches Niveau zurückzuführen. Ein derartiges Vorgehen war nicht nur schon in der Neuzeit herkömmliche Praxis, es war auch der Hintergedanke, den Dick Cheney bei der Truppenreduzierung nach dem Ende des Kalten Kriegs hatte.⁸¹

3.2.1.2 *Schonung der staatlichen Armee*

Einer der signifikantesten Unterschiede zwischen herkömmlichen Soldat*innen und PMC-*Contractors* ist, wie bereits erwähnt, der rechtliche Status. Während für erstere der Kombattantenstatus gilt, haben *Contractors* meist immer noch den Status von Zivilist*innen inne und fallen daher auch unter die zivile Gerichtsbarkeit.⁸² Ausschlaggebend dafür, ob *Contractors* als Zivilist*in oder Soldat*in zu werten sind, ist, ob sie in die regulären Streitkräfte eines Staates eingeordnet sind oder nicht, was jedoch meistens nicht der Fall ist.⁸³ Dadurch ergeben sich für einen Staat, der PMCs für seine Zwecke engagiert, zahlreiche Vorteile.

So werden getötete *Contractors* nicht zu den gefallenen Soldat*innen gezählt, was einen Krieg, auf die Zahl der getöteten Soldat*innen bezogen, weniger blutig erscheinen lässt.⁸⁴ Damit einhergehend kann eine staatliche Armee geschont und die Zahl der verwundeten oder getöteten Soldat*innen drastisch reduziert werden, indem alle militärischen Bereiche, die nicht direkt mit dem Kämpfen zu tun haben, oftmals aber dennoch mit einem sehr hohen Mortalitätsrisiko verbunden sind, auf PMCs ausgelagert werden. Das wiederum verhindert den frühzeitigen Verlust der Akzeptanz des Kriegs bei der Bevölkerung, was speziell für die Regierung, die die Kriegsteilnahme zu verantworten hat, in Anbetracht der nächsten Wahlen von großer Bedeutung ist.

Insgesamt wurden laut einer Studie der Brown University im Irakkrieg neben den 4.488 gefallenen US-Soldat*innen mindestens 3.400 US-*Contractors* getötet.⁸⁵

80 Joachim, *Private Military Companies*, S. 118.

81 Briody, *Halliburton Agenda*, S. 195–196.

82 Schweizerische Bundeskanzlei, Zusatzprotokoll Genfer Abkommen.

83 Schaller, *Sicherheits- und Militärfirmen*, S. 52–53.

84 Azzellini, *Söldner zu Geschäftsleuten*.

85 Brown University (Hrsg.), «Costs of War» Project, *Iraq War: 190,000 lives, \$2.2 trillion*, 14.3.2013, <https://news.brown.edu/articles/2013/03/warcosts>, eingesehen 20.10.2019.

3.2.2 Nachteile

3.2.2.1 Kosten

Ob der Einsatz von PMCs langfristig tatsächlich kostengünstiger als die Verwendung staatlicher Truppen ist, ist eine der am schwierigsten zu beantwortenden Fragen. Schließlich ist dies vor allem vom Gesamtbetrag, den eine PMC für einen Auftrag in Rechnung stellt, der Dauer der jeweiligen Kriege, aber auch der Länge der Zeiträume zwischen den Kriegen abhängig.

Zum einen kann durch den Einsatz von PMCs im Krieg, wie bereits erwähnt, der gesamte Militärapparat verschlankt und es können so die laufenden Ausgaben außerhalb von Kriegseinsätzen reduziert werden. Auf der anderen Seite ist die Verwendung von PMCs, auf denselben Zeitraum bezogen, wesentlich teurer als herkömmliche Streitkräfte. Um einen vagen Eindruck zu geben, sollen an dieser Stelle zum Vergleich die Kosten von *Contractors*, die im Bereich der Sicherheit tätig sind, den Kosten von US-Soldat*innen ähnlicher Funktion für das US-Verteidigungsministerium gegenübergestellt werden. Laut eines Memorandums des US-Kongresses zum Thema „Blackwater USA“ vom 2. Oktober 2007 kostet ein*e US-Soldat*in mit dem Rang *Sergeant* und der Aktivität in ebenjener Funktion der Sicherheitsgebung die Steuerzahler*innen 51.100 bis 69.350 US-Dollar pro Jahr. Derweilen veranschlagte Blackwater im Irak rund 446.000 US-Dollar pro Jahr statt und *Contractor* in Security-Funktion, also sechs- bis neunmal so viel.⁸⁶

Laut einer Studie der Brown University hat der Irakkrieg die USA insgesamt rund 2,2 Billionen US-Dollar gekostet, was die ursprünglichen Einschätzungen der Bush-Administration von fünfzig bis sechzig Milliarden US-Dollar um ein Vielfaches überstiegen hat und ihn bis dato zum teuersten Krieg macht, in dem die USA involviert waren.⁸⁷ Von den Kriegskosten sollen laut *Financial Times* alleine ca. 138 Milliarden US-Dollar an PMCs und laut des finalen Abschlussberichts des Office of the Special Inspector General for Iraq Reconstruction (SIGIR) lediglich rund sechzig Milliarden US-Dollar in den Wiederaufbau des Iraks geflossen sein.⁸⁸ Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass ein großer Teil dieser Summe effektiv gar nicht für die Arbeit von PMCs verwendet worden ist. So sind, laut des finalen Berichts der Commission on Wartime Contracting aus dem Jahr 2011, im Irak- und Afghanistankrieg zusammen nicht weniger als sechzig Milliarden US-Dollar der Summen, die PMCs im Zuge ihrer Aufträge erhalten haben, durch Misswirtschaft verschwendet oder durch Betrug veruntreut worden.⁸⁹ An dieser Stelle lässt sich leider kein passender Vergleich aus der Vergangenheit finden, um dem Irakkrieg einen Krieg ähnlichen Ausmaßes, der jedoch ohne Einsatz von PMCs geführt

86 Congress of the United States, *Blackwater USA*, S. 14.

87 Brown University, „Costs of War“.

88 Anna Fifield, *Contractors reap \$138bn from Iraq war*, in: *The Financial Times*, 18.3.2013, <https://www.ft.com/content/7f435f04-8c05-11e2-b001-00144feabdc0>, eingesehen 23.10.2019; Special Inspector General for Iraq Reconstruction (Hrsg.), *Learning from Iraq*, März 2003, S. 55, <https://www.globalsecurity.org/military/library/report/2013/sigir-learning-from-iraq.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

89 Commission on Wartime Contracting (Hrsg.), *The Final Report of the Commission on Wartime Contracting in Iraq and Afghanistan*, 19.10.2011, <https://www.govinfo.gov/content/pkg/CHRG-112shrg72564/pdf/CHRG-112shrg72564.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

wurde, gegenüberzustellen. Dazu sind Kriege, bezogen auf alle Faktoren, die die Kosten beeinflussen, wie Dauer, Truppenstärke oder auch die verwendeten Waffensysteme, zu einzigartig.

Nichtsdestotrotz können PMCs, laut der Theorie der Befürworter*innen der Privatisierung, militärische Leistungen nicht nur besser, sondern vor allem auch kostengünstiger als der Staat erbringen. Jedoch scheint sich zumindest Letzteres in Anbetracht des oben genannten Gehältervergleichs als falsch erwiesen zu haben.⁹⁰

3.2.2.2 Unzureichende Fähigkeiten

Dass PMCs stellenweise nicht den Anforderungen, die an sie gestellt werden, gerecht werden, wurde bereits im Kapitel „Einsatzbereiche von PMCs im Irakkrieg“ exemplarisch anhand der Titan Corporation und Vinnel beschrieben. Daher soll an dieser Stelle nur einmal mehr betont werden, dass PMCs trotz ihrer Expertise, Erfahrung und teilweise auch Spezialisierung auf ganz bestimmte Fachbereiche⁹¹, natürlich auch durch mangelnde Kompetenzen auffallen können. Im Zuge des Irakkriegs war das vor allem dann der Fall, wenn das Personalangebot die Nachfrage nicht decken konnte. Aegis Defense Service Limited, eine der ersten PMCs, die von den USA für den Bereich Personen- und Objektschutz im Mai 2005 engagiert wurde, geriet rund ein Jahr später durch das Office of the Special Inspector General for Iraq Reconstruction (SIGIR) für ihre Mitarbeiter*innen in Kritik. Laut des veröffentlichten Berichts könne für diese einerseits nicht ausreichend nachgewiesen werden, dass sie qualifiziert für den Umgang mit Waffen seien und andererseits, dass ihre irakischen *Contractors* unzureichend überprüft worden seien. Daher sei nicht gewährleistet worden, dass die irakischen *Contractors* nicht selbst eine Bedrohung darstellen würden.⁹² Laut Laurent Joachim lässt sich dieser Umstand auf ein geringes Personalangebot in Kombination mit der verzweifelten Suche der amerikanischen Regierung nach Sicherheitskräften in der Anfangszeit der Besatzung zurückführen.⁹³

3.2.2.3 Taktische Schwierigkeiten und Probleme

Sind PMCs nicht in die nationalen Streitkräfte eines Staates eingegliedert, birgt das nicht nur Vorteile, sondern auch entscheidende Nachteile, etwa aufgrund der fehlenden oder mangelnden Kommunikation und Koordination von Einsätzen zwischen Armee und PMCs.⁹⁴ Dementsprechend ist die Chance auf Verwechslung sehr groß, die im schlimmsten Fall sogar zu *friendly fire*, also dem unabsichtlichen Beschuss verbündeter

90 Committee on Oversight and Government Reform (Hrsg.), *Blackwater USA - Hearing before the Committee on Oversight and Government Reform*, 2.10.2007, S. 1, <https://oversight.house.gov/sites/democrats.oversight.house.gov/files/documents/20071127131151.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

91 Gutes Beispiel hierfür ist Blackwater, das sich ganz auf die Bereiche militärische Ausbildung bzw. Training und Personen- und Objektschutz spezialisiert hat: Scahill, *Blackwater*, S. 26–27, 34, 43.

92 Office of the Special Inspector General For Iraq Reconstruction (Hrsg.), *Compliance with Contract No. W91150-04-C-0003 Awarded to Aegis Defence Services Limited*, 20.4.2005, S. 4–5, <https://apps.dtic.mil/dtic/tr/fulltext/u2/a534525.pdf>, eingesehen 21.10.2019.

93 Joachim, *Private Military Companies*, S. 161.

94 Ebd., S. 425.

Kräfte, führen kann. Das veranschaulichte ein Vorfall, den der pensionierte US-Offizier Gerald Schumacher in seinem Buch „A Bloody Business“ beschreibt. Dabei kam es im Irak in der Dunkelheit auf einer Landstraße zu einem Feuergefecht zwischen acht *Contractors* und einer US-Einheit, nachdem beide Fraktionen die jeweils andere für irakische Aufständische hielt und das Feuer eröffnete. Bevor sich das Missverständnis auflösen und die Schießerei beendet werden konnte, waren bereits eine Person getötet und mehrere Menschen verletzt worden.⁹⁵ Die Gefahr der Verwechslung wird weiters noch dadurch erhöht, dass PMC-*Contractors* oftmals keine einheitliche Uniform, sondern zivile Kleidung tragen und zudem auch in zivilen Fahrzeugen unterwegs sind, wodurch sie auf den ersten Blick mit Aufständischen verwechselt werden können.⁹⁶

3.2.2.4 *Kriegsverbrechen und Gräueltaten*

Bei der Kriegsberichterstattung des Irakkriegs fällt auf, dass PMCs immer wieder in Zusammenhang mit Kriegsverbrechen in die Schlagzeilen und damit auch ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerieten. Bei einem Großteil der Vorfälle wurde im Zuge von Objekt- und Personenschutzsätzen seitens der *Contractors* voreilig das Feuer eröffnet, sobald auch nur der geringste Verdacht auf einen Hinterhalt bzw. Angriff durch Aufständische gegeben war. Ganz im Sinne von „zuerst schießen, dann fragen“ wurde die Lage meist nicht ausreichend geprüft, sodass unschuldige Zivilist*innen in einer Reihe von Fällen getötet wurden.⁹⁷

Einen traurigen Höhepunkt bildete das Massaker am Nisur-Platz in Bagdad am 16. September 2007. Der besagte Platz wurde von einem Blackwater Konvoi überwacht, der auf einen zweiten Konvoi wartete, der wiederum Diplomaten*innen von einem Meeting evakuierte, welches Ziel eines Bombenanschlags geworden war. Obwohl der genaue Vorgang nicht rekonstruiert werden konnte, scheint es, als ob die *Contractors* des ersten Konvois das Feuer aus ungeklärtem Grund auf ein ziviles Fahrzeug eröffneten und dabei den Fahrer töteten. Als daraufhin das Fahrzeug, durch den Leichnam blockiert, weiter auf den Konvoi zurollte, wurde seitens Blackwater auf alle sich in der Nähe befindenden Zivilist*innen und Fahrzeuge gefeuert, was eine Massenpanik auslöste. Laut Zeugenaussagen wurde wenige Minuten nach der ersten Schießerei auf der anderen Seite des Platzes erneut das Feuer von einem Blackwater-Konvoi eröffnet. Ungeklärt ist zudem, ob die Menge auch von der Luft aus von Blackwater-Helikoptern, die zu diesem Zeitpunkt den Luftraum überwachten, beschossen wurde. Insgesamt wurden bei dem Massaker 17 Menschen getötet und mindestens 24 Personen verletzt.⁹⁸

Die Konsequenzen, die Blackwater aus dem Vorfall ziehen musste, waren – in Relation zum Ausmaß des Massakers gesehen – sehr gering und erfolgten erst Jahre später: Zwar forderte der Irak ursprünglich eine Entschädigung von 136 Millionen US-Dollar,

95 Gerald Schumacher, *A Bloody Business. America's War Zone Contractors and the Occupation of Iraq*, St. Paul 2006, S. 175–187.

96 Joachim, *Private Military Companies*, S. 425.

97 Congress of the United States, *Blackwater USA*, S. 4–5.

98 James Glanz/Alissa J. Rubin, *From Errand to Fatal Shot to Hail of Fire to 17 Deaths*, in: *The New York Times*, 3.10.2007, <https://www.nytimes.com/2007/10/03/world/middleeast/03firefight.html>, eingesehen 26.10.2019.

allerdings wurde diese Forderung, laut eines Berichts der Süddeutschen Zeitung, 2010 von der irakischen Regierung dementiert.⁹⁹ Stattdessen einigte sich Blackwater mit den Betroffenen auf Schmerzensgeld in Höhe von 100.000 US-Dollar für jede Familie, die ein Todesopfer zu beklagen hatte, sowie 20.000 bis 50.000 US-Dollar pro verletzter Person.¹⁰⁰ Anfang 2009 wurde Blackwater schlussendlich von der irakischen Regierung des Landes verwiesen, was dementsprechend auch zum Ende der Verträge der USA mit Blackwater für den Einsatzraum Irak führte.¹⁰¹ Die Täter selbst wurden erst Jahre später verurteilt, drei von ihnen erhielten Gefängnisstrafen im Ausmaß von zwölf und 15 Jahren sowie ein vierter lebenslänglich.¹⁰²

Für die USA waren die Auswirkungen des Massakers verheerend: Jegliche Verbrechen, die von PMCs begangen wurden, wurden mit der Besatzungsmacht in Verbindung gebracht und bedeuteten einen weiteren Vertrauensverlust der irakischen Bevölkerung. Vor allem aber lösten sie ein weiteres Erstarken der aufständischen Bewegung aus, was eine Befriedung des Landes verhinderte. Natürlich darf hier nicht außer Acht gelassen werden, dass im Irak nicht nur (Kriegs-)Verbrechen von PMCs, sondern auch von regulären Soldat*innen begangen wurden, allerdings Medienberichten zufolge weitaus seltener.¹⁰³ Laut Laurent Joachim steht das in Zusammenhang mit dem Fehlen folgender Charakteristika, die eine herkömmliche Armee normalerweise auszeichnen:

„[...] sogenannte Einsatzregeln oder ROEs¹⁰⁴, die den Einsatz von Gewalt strikt abstuft und regelt, über eine Befehlskette, die diesen Einsatz kontrolliert, über eine Doktrin, die für diesen Einsatz einen Rahmen bietet, und über eine politische oder weltanschauliche Zielvorgabe, die diesen Einsatz rechtfertigt.“¹⁰⁵

Daneben darf auch das Aussetzen der militärischen Gerichtsbarkeit bei PMCs aufgrund des Zivilistenstatus der *Contractors* nicht vergessen werden. All das führt zu einer geringeren Hemmschwelle beim Einsetzen von Gewalt und dementsprechend zu gehäuften Vorfällen mit (zivilen) Todesopfern.¹⁰⁶

99 o. A., Irak fordert 136 Millionen Dollar von Blackwater, in: *Der Standard*, 23.11.2007, <https://www.derstandard.at/story/3067135/irak-fordert-136-millionen-dollar-von-blackwater>, eingesehen 26.10.2019; o. A., „Wir fordern keine Entschädigung“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 11.5.2010, <https://www.sueddeutsche.de/politik/blackwater-affaere-wir-fordern-keine-entschaedigung-1.338667>, eingesehen 26.10.2019.

100 o. A., Blackwater zahlt Schmerzensgeld an Iraker, in: *Der Standard*, 10.1.2010, <https://www.derstandard.at/story/1262209199813/blackwater-zahlt-schmerzensgeld-an-iraker>, eingesehen 26.10.2019.

101 Mark Tran, US security firm Blackwater faces expulsion from Iraq, in: *The Guardian*, 29.1.2009, <https://www.theguardian.com/world/2009/jan/29/iraq-licence-blackwater>, eingesehen 26.10.2019; o. A., No Pact for Blackwater, in: *The New York Times*, 30.1.2009, <https://www.nytimes.com/2009/01/31/washington/31blackwater.html>, eingesehen 26.10.2019.

102 Charlie Savage, Three Ex-Blackwater Guards Are Resentenced in Iraq War Massacre, in: *The New York Times*, 5.9.2019, <https://www.nytimes.com/2019/09/05/us/politics/blackwater-guards-sentencing-iraq.html?smid=tw-nytimes&smtyp=cur>, eingesehen 26.10.2019; o. A., Haftstrafen für drei Blackwater-Söldner werden halbiert, in: *Der Standard*, 6.9.2019, <https://www.derstandard.at/story/2000108335762/haftstrafen-fuer-drei-blackwater-soeldner-werden-halbiert>, eingesehen 26.10.2019.

103 Bierling, Geschichte, S. 173.

104 Die *Rules of Engagement* (ROE) geben Armeeehörigen klare Richtlinien vor, wann und wie sie in Gefechte eingreifen bzw. das Feuer eröffnen dürfen: NATO (Hrsg.), NATO Legal Deskbook, 2010, <https://info.publicintelligence.net/NATO-LegalDeskbook.pdf>, S. 254, eingesehen 26.10.2019.

105 Joachim, Private Military Companies, S. 426.

106 Ebd., S. 426–427.

4. Fazit

Als einer der ältesten Berufe der Welt hat sich das Söldnerwesen im Laufe der Geschichte einem starken Wandel unterzogen. Beginnend mit einfachen Einzelkämpfer*innen oder zusammengewürfelten Söldnerverbänden über die Entstehung erster Kompanien, die sich als Gemeinschaft unter einem Anführer organisierten und mit den auftraggebenden Personen in ein Vertragsverhältnis traten, erreichte das Söldnertum seinen Höhepunkt im Dreißigjährigen Krieg, als sich die europäischen Armeen zu einem Großteil aus Söldnern zusammensetzten. Durch die Abkehr von diesem System und die Entwicklung von stehenden Bürgerheeren wurde das Söldnertum in den Hintergrund gedrängt. Dies änderte sich erst, als es in Form der *Private Military Companies* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seine Renaissance erlebte. Begünstigt durch ein weltweites Abrüsten nach dem Ende des Kalten Kriegs und einer Privatisierungswelle, deren Vorteile nun auch auf den Verteidigungssektor umgemünzt werden sollten, befindet sich die PMC-Branche seit den 1990er-Jahren in einer wahren Blütezeit.

Wenn PMCs auch dem Söldnerwesen entspringen, darf dennoch nicht vergessen werden, dass sie viel mehr als nur eine neue Form des Söldnertums sind. Sie erweitern das Leistungsspektrum des „Kämpfens“ um beinahe alle Tätigkeiten, die im Zuge eines Kriegs anfallen und organisieren sich als moderne gewinnorientierte Unternehmen auf dem freien Markt.

Die USA setzten PMCs bereits in zahlreichen Kriegen ein, wobei der Irakkrieg zusammen mit der anschließenden Besatzungszeit einen besonderen Stellenwert einnimmt, da er den ersten abgeschlossenen Konflikt, in dem PMCs vollständig in das Kriegskonzept integriert wurden, darstellt. Diese privaten Militärunternehmen traten nicht nur als Personen- und Objektschützer, sondern auch in dem für das Militär wesentlichen Sektor der Logistik auf und wurden darüber hinaus sogar für geheimdienstliche Tätigkeiten und für den Bereich der militärischen Ausbildung eingesetzt.

Tatsächlich kann der Einsatz von PMCs dem Staat einige Vorteile bringen, wie der Irakkrieg beweist. Zum einen ermöglichen sie ein rasches vorübergehendes Aufstocken der Truppen, wodurch sich eine Besatzungszeit dieses Ausmaßes erst hat realisieren lassen. Zum anderen werden *Contractors* aufgrund ihres Zivilistenstatus nicht zu den Streitkräften gezählt, sodass die offizielle Zahl der im Krieg eingesetzten Soldat*innen und damit einhergehend auch die Zahl der Toten und Verwundeten in den Statistiken möglichst gering gehalten werden kann.

Allerdings hat der Irakkrieg auch gezeigt, dass in diesem Fall tatsächlich die Nachteile von PMCs überwogen. In erster Linie machte sich das in Form erhöhter Kosten bemerkbar. Wenn das Outsourcing militärischer Aufgaben ursprünglich auch als kostenreduzierender Faktor angepriesen wurde, lässt sich faktisch nicht von der Hand weisen, dass der Einsatz von PMCs teurer als jener regulärer Soldat*innen ist. Dementsprechend entfielen von den rund 2,2 Billionen US-Dollar, die der Krieg im Irak die USA kostete, etwa 138 Milliarden US-Dollar auf Kosten für PMCs. Daneben machte sich bemerkbar, dass einige der Militärfirmen den Ansprüchen, die in den Verträgen an sie gestellt wur-

den, nicht gerecht geworden sind und sie die Verträge folglich nicht erfüllen konnten. Ein weiterer Punkt, der den USA im Irak durch ihre PMCs zum Verhängnis wurde, waren die zahlreichen Kriegsverbrechen, die von diesen begangen wurden.

Aus diesen Umständen lässt sich folgern, dass, wie einst die *Condottieri* im Italien der Frühen Neuzeit, die PMCs zu einem derart substantiellen Bestandteil der heutigen Kriegsführung der USA geworden sind, dass es schwerfällt, sie noch aus dieser wegzudenken. Größere Kriege bzw. längere Besatzungszeiten wären ohne private Militärunternehmen, allein aufgrund des personellen Mangels der Armee, gar nicht mehr möglich, wie der Irakkrieg nur allzu gut verdeutlicht hat. Nichtsdestotrotz hat ihr Einsatz im Irak den USA mehr geschadet als genutzt. Zu hoch waren ihre Kosten und zu zahlreich waren die durch sie induzierten Vorfälle, die die USA in ein schlechtes Licht rückten. Genützt hat es vor allem den Unternehmen selbst, die durch die Verträge, die sie mit dem US-Verteidigungsministerium abgeschlossen hatten, enorme Gewinne erzielen konnten.

Grundsätzlich könnte trotz all dem die Kriegsführung mit PMCs ein zukunftssträchtiges Modell sein oder zumindest wesentlich besser funktionieren, als es der Irakkrieg vermittelt hat. Dafür wäre lediglich mehr Kontrolle über die Gelder, die an PMCs fließen, und die dafür erbrachten Leistungen notwendig. Dadurch könnte gewährleistet werden, dass kaum oder gar kein Geld von den Militärdienstleister*innen verschwendet bzw. veruntreut wird, wodurch die Kosten reduziert werden könnten. Außerdem könnte so weiters verhindert werden, dass Firmen an Aufträge gelangen, die ihre Kompetenzen überschreiten. Mehr Kontrolle über die erbrachten Leistungen heißt auch, dass das Verhalten der PMCs bzw. der *Contractors* stärker kontrolliert und wenn notwendig auch sanktioniert wird, sodass Vergehen an der Zivilbevölkerung nicht mehr in dem Ausmaß, wie es im Irakkrieg der Fall war, möglich sind.

Dementsprechend scheint auch die Zukunft der Kriegsführung in der zunehmenden Privatisierung des Kriegswesens zu liegen, wobei dabei die Gefahr besteht, dass Kriegsgeschehen stattfinden, nicht um als letzte Möglichkeit Konflikte auszutragen, sondern um im Sinne der freien Marktwirtschaft je nach Bedarf ein Marktsegment zu bedienen. Eine Entwicklung, die auch hinsichtlich des vermehrten Einsatzes neuer Technologien sehr gefährlich anmutet. Aller Voraussicht nach werden aber auch die USA zukünftig nicht von ihrer Vorstellung dieser Kriegsführung absehen. So setzten sie in Afghanistan, einem ihrer aktuellen Konflikträume im „Kampf gegen den Terror“, weiterhin auf *Private Military Companies*.¹⁰⁷

5. Quellen

Althaus, Johann, Die Stalingrad-Katastrophe erwuchs aus einem Logistik-Desaster, in: *Welt*, 28.10.2017, <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article170115075/Die-Stalingrad-Katastrophe-erwuchs-aus-einem-Logistik-Desaster.html>, eingesehen 26.3.2019.

107 United States Central Command, Contractor Support, Oktober 2020, S. 1.

Army Sustainment Command (Hrsg.), LOGCAP III Task Order continues support in Iraq, 5.5.2010, https://www.army.mil/article/38607/logcap_iii_task_order_continues_support_in_iraq, eingesehen 26.3.2019.

Azzellini, Dario, Wie Söldner zu Geschäftleuten wurden, in: *Telepolis*, 3.3.2006, <https://www.heise.de/tp/features/Wie-Soeldner-zu-Geschaeftleuten-wurden-3405196.html>, eingesehen 15.8.2019.

Brown University (Hrsg.), ‚Costs of War‘ Project, Iraq War: 190,000 lives, \$2.2 trillion, 14.3.2013, <https://news.brown.edu/articles/2013/03/warcosts>, eingesehen 20.10.2019.

CorpWatch (Hrsg.), Outsourcing Intelligence in Iraq. A CorpWatch Report on L-3/Titan, Dezember 2018, <http://www.corpwatch.org/sites/default/files/Outsourcing%20Intelligence%20in%20Iraq.pdf>, eingesehen 1.4.2019.

Commission on Wartime Contracting (Hrsg.), The Final Report of the Commission on Wartime Contracting in Iraq and Afghanistan, 19.10.2011, <https://www.govinfo.gov/content/pkg/CHRG-112shrg72564/pdf/CHRG-112shrg72564.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

Committee on Oversight and Government Reform (Hrsg.), Blackwater USA - Hearing before the Committee on Oversight and Government Reform, 2.10.2007, <https://oversight.house.gov/sites/democrats.oversight.house.gov/files/documents/20071127131151.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

Congress of the United States (Hrsg.), Additional Information about Blackwater USA, 1.10.2007, <https://graphics8.nytimes.com/packages/pdf/national/20071001121609.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

Congressional Budget Office (Hrsg.), Contractors' Support of U.S. Operations in Iraq, August 2008, <http://www.cbo.gov/sites/default/files/110th-congress-2007-2008/reports/08-12-iraqcontractors.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

Congressional Research Service (Hrsg.), Department of Defense Contractors in Afghanistan and Iraq: Background and Analysis, 13.5.2011, <https://fas.org/sgp/crs/natsec/R40764.pdf>, eingesehen 6.8.2019.

Defense Industry Daily (Hrsg.), 23.12.2005, <https://www.defenseindustrydaily.com/74m-to-operate-artillery-range-in-iraq-0160/>, eingesehen 6.6.2019.

Schweizerische Bundeskanzlei (Hrsg.), Zusatzprotokoll zu den Genfer Abkommen vom 12. August 1949 über den Schutz der Opfer internationaler bewaffneter Konflikte (Protokoll 1), 12.7.2018, <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19770112/index.html>, eingesehen 22.10.2019.

DynCorp International (Hrsg.), DynCorp International Continues Police Training in Iraq, 23.6.2008, <https://www.dyn-intl.com/media-center/press-releases/dyncorp-international-continues-police-training-in-iraq/>, eingesehen 6.6.2019.

Eshel, David, Nachschub und Logistik in der Operation „IRAQI FREEDOM“, 4.7.2005, <https://www.bundesheer.at/truppendienst/ausgaben/artikel.php?id=360>, eingesehen 29.11.2020.

Fifield, Anna, Contractors reap \$138bn from Iraq war, in: *The Financial Times*, 18.3.2013, <https://www.ft.com/content/7f435f04-8c05-11e2-b001-00144feabdc0>, eingesehen 23.10.2019.

Gettleman, Jeffrey, Enraged Mob in Falluja Kills 4 American Contractors, in: *The New York Times*, 31.4.2004, <https://www.nytimes.com/2004/03/31/international/worldspecial/enraged-mob-in-falluja-kills-4-american.html>, eingesehen 26.6.2019.

Glanz, James/Rubin, Alissa J., From Errand to Fatal Shot to Hail of Fire to 17 Deaths, in: *The New York Times*, 3.10.2007, <https://www.nytimes.com/2007/10/03/world/middleeast/03firefight.html>, eingesehen 26.10.2019.

Lamar, Janis, Northrop Grumman Awarded \$48 Million Contract to Train New Iraqi Army, in: Northrop Grumman, 2.7.2003, <https://news.northropgrumman.com/news/releases/northrop-grumman-awarded-48-million-contract-to-train-new-iraqi-army>, eingesehen 6.6.2019.

LeDoux, Karen E., LOGCAP 101: An Operational Planner's Guide, in: *Army Logistician* 37 (2005), Heft 3, <https://alu.army.mil/alog/issues/mayjun05/logcap.html>, eingesehen 26.3.2019.

NATO (Hrsg.), NATO Legal Deskbook, 2010, <https://info.publicintelligence.net/NATO-LegalDeskbook.pdf>, eingesehen 26.10.2019.

o. A., USA vergeben Millionenauftrag für Training von Polizisten im Irak, in: *Der Standard*, 19.4.2003, <https://derstandard.at/1276266/USA-vergeben-Millionenauftrag-fuer-Training-von-Polizisten-im-Irak>, eingesehen 6.6.2019.

o. A., Geld als Lockmittel. Irakkrieg schreckt immer mehr US-Soldaten ab, in: *Handelsblatt*, 27.1.2005, <https://www.handelsblatt.com/politik/international/geld-als-lockmittel-irakkrieg-schreckt-immer-mehr-us-soldaten-ab/2468492.html?ticket=ST-36956100-hboVmo0nf3fQ3kL64ldV-ap5>, eingesehen 10.10.2019.

o. A., Irak fordert 136 Millionen Dollar von Blackwater, in: *Der Standard*, 23.11.2007, <https://www.derstandard.at/story/3067135/irak-fordert-136-millionen-dollar-von-blackwater>, eingesehen 26.10.2019.

o. A., No Pact for Blackwater, in: *The New York Times*, 30.1.2009, <https://www.nytimes.com/2009/01/31/washington/31blackwater.html>, eingesehen 26.10.2019.

o. A., Blackwater zahlt Schmerzensgeld an Iraker, in: *Der Standard*, 10.1.2010, <https://www.derstandard.at/story/1262209199813/blackwater-zahlt-schmerzensgeld-an-iraker>, eingesehen 26.10.2019.

o. A., „Wir fordern keine Entschädigung“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 11.5.2010, <https://www.sueddeutsche.de/politik/blackwater-affaere-wir-fordern-keine-entschaedigung-1.338667>, eingesehen 26.10.2019.

o. A., Haftstrafen für drei Blackwater-Söldner werden halbiert, in: *Der Standard*, 6.9.2019, <https://www.derstandard.at/story/2000108335762/haftstrafen-fuer-drei-blackwater-soeldner-werden-halbiert>, eingesehen 26.10.2019.

Office of the Special Inspector General For Iraq Reconstruction (Hrsg.), Compliance with Contract No. W911S0-04-C-0003 Awarded to Aegis Defence Services Limited, 20.4.2005, <https://apps.dtic.mil/dtic/tr/fulltext/u2/a534525.pdf>, eingesehen 21.10.2019.

Putnam, Galen, ASC's LOGCAP support comes to an end in Iraq, 10.4.2010, https://www.army.mil/article/123838/ascs_logcap_support_comes_to_an_end_in_iraq, eingesehen 26.3.2019.

Rötzer, Florian, Das FBI kommt mit dem Übersetzen der seit dem 11.9. sprunghaft angestiegenen abgehörten Telefongespräche nicht nach, in: *Telepolis*, 28.9.2004, <https://www.heise.de/tp/features/Das-FBI-kommt-mit-dem-Uebersetzen-der-seit-dem-11-9-sprunghaft-angestiegenen-abgehoeerten-3436567.html>, eingesehen 1.4.2019.

Savage, Charlie, Three Ex-Blackwater Guards Are Resentenced in Iraq War Massacre, in: *The New York Times*, 5.9.2019, <https://www.nytimes.com/2019/09/05/us/politics/blackwater-guards-sentencing-iraq.html?smid=tw-nytimes&smtyp=cur>, eingesehen 26.10.2019.

Schaller, Christian, Operieren private Sicherheits- und Militärfirmen in einer humanitär-völkerrechtlichen Grauzone?, in: *Humanitäres Völkerrecht – Informationsschriften (Journal of International Law of Peace and Armed Conflict)* 19 (2006), S. 51–58, http://www.ifhv.de/documents/huvi/huv_2006/1_2006.pdf, eingesehen 20.10.2019.

Seely, Hart, His Terps were targets, in: *syracuse.com* 2.5.2008, https://www.syracuse.com/following-orion/2008/05/his_terps_were_targets.html, eingesehen 1.4.2019.

Special Inspector General for Iraq Reconstruction (Hrsg.), Learning from Iraq, März 2003, <https://www.globalsecurity.org/military/library/report/2013/sigir-learning-from-iraq.pdf>, eingesehen 23.10.2019.

Ders. (Hrsg.), July 2004. Quarterly Report To Congress. Appendix J, 30.7.2004, <https://cybercemetery.unt.edu/archive/sigir/20131001195534/http://www.sigir.mil/files/quarterlyreports/July2004/ListOfContracts.pdf#view=fit>, eingesehen 5.12.2020.

Tiefer, Charles, The Iraq Debacle. The Rise and Fall of Procurement-Aided Unilateralism as a Paradigm of Foreign War, in: *The University of Pennsylvania Journal of International Law* 29 (2007–2008), Heft 1, S. 1–57, [https://www.law.upenn.edu/journals/jil/articles/volume29/issue1/Tiefer29U.Pa.J.Int'IL.1\(2007\).pdf](https://www.law.upenn.edu/journals/jil/articles/volume29/issue1/Tiefer29U.Pa.J.Int'IL.1(2007).pdf), eingesehen 28.6.2019.

Tran, Mark, US security firm Blackwater faces expulsion from Iraq, in: *The Guardian*, 29.1.2009, <https://www.theguardian.com/world/2009/jan/29/iraq-licence-blackwater>, eingesehen 26.10.2019.

UN-Resolution A/RES/44/34, 4.12.1989. United Nations, <https://undocs.org/en/A/RES/44/34>, eingesehen 2.9.2019.

United States Central Command (Hrsg.), Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility to Include Iraq and Afghanistan, Juli 2012, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY12_3Q_5A_Jul2012.pdf, eingesehen 5.12.2020.

Ders. (Hrsg.), Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility to Include Iraq and Afghanistan, Oktober 2012, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY12_4Q_5A_Oct2012.pdf, eingesehen 5.12.2020.

Ders. (Hrsg.), Contractor Support of U.S. Operations in the USCENTCOM Area of Responsibility, Oktober 2020, https://www.acq.osd.mil/log/ps/.CENTCOM_reports.html/FY20_4Q_5A_Oct2020.pdf, eingesehen 5.12.2020.

United States Government Accountability Office (Hrsg.), Rebuilding Iraq. Actions Still Needed to Improve the Use of Private Security Providers, Juni 2006, https://digital.library.unt.edu/ark:/67531/metadc291073/m2/1/high_res_d/114012.pdf, eingesehen 26.3.2019.

Weinberger, Sharon, Military Logistics: The \$37 Billion (Non)Competition, 30.8.2011, <https://www.wired.com/2011/08/military-logistics-the-37-billion-noncompetition/>, eingesehen 26.3.2019.

6. Literatur

Bierling, Stephan, Geschichte des Irakkriegs. Der Sturz Saddams und Amerikas Albtraum im Mittleren Osten, München 2010.

Briody, Dan, The Halliburton Agenda. The Politics of Oil and Money, Hoboken 2004.

Howard, Michael, Der Krieg in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zu den neuen Kriegen der Gegenwart, München 2010².

Joachim, Laurent, Der Einsatz von „Private Military Companies“ im modernen Konflikt. Ein neues Werkzeug für „Neue Kriege“?, Berlin 2009.

Lane, Frederic C., Profits from Power. Readings in Protection Rent and Violence-Controling Enterprises, New York 1979.

Naeve, Henry u. a., Private Militärunternehmen. Geschichte, Verfassungsmäßigkeit, internationale Regulierung und aktuelle Rechtsfragen (Schriftenreihe der Northern Business School zur angewandten Wissenschaft), Hamburg 2013.

Ricks, Thomas E., Fiasco. The American Military Adventure in Iraq, 2003 to 2005, New York u. a. 2007².

Scahill, Jeremy, Blackwater. The Rise of the World's Most Powerful Mercenary Army, London 2007.

Schumacher, Gerald, A Bloody Business. America's War Zone Contractors and the Occupation of Iraq, St. Paul 2006.

Singer, Peter Warren, *Die Kriegs-AGs. Über den Aufstieg der privaten Militärfirmen*, Frankfurt am Main 2006.

Stöber, Jan, *Battlefield Contracting. Die USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland im Vergleich*, Wiesbaden 2012.

Thorau, Peter, *Landsknechte*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 5, Stuttgart o. D., Sp. 1679.

Westenfelder, Frank, *Kriegsreisende. Eine Geschichte der Söldner*, Norderstedt 2016.

Wolff Metternich, Dominik von, *Privatisierung militärischer Aufgaben und parlamentarische Kontrolle. Vergleich Deutschland und USA*, phil. Diss. Düsseldorf 2006.

Ferdinand Kleyhons studiert Geschichte, Archäologie und Biologie an der Universität Innsbruck. ferdinand.kleyhons@student.uibk.ac.at.

Zitation dieses Beitrages

Ferdinand Kleyhons, *Les Affreux en Irak. Die Teilprivatisierung des professionellen Blutvergießens in der heutigen Kriegsführung anhand des Beispiels des Irakkriegs*, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 177–202, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Baumwolle, Elfenbein und Glasperlen. Perspektiven österreichischer Reisender auf die Errichtung eines „informal empire“ im Sudan des 19. Jahrhunderts

Florian Ambach

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ellinor Forster

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Bachelor-Arbeit

Abstract

Cotton, Ivory and Glass Beads. Perspectives of Austrian Travellers on the Establishment of an "Informal Empire" in 19th Century Sudan

The following article examines travel accounts of explorers, travellers and officials close to the Habsburg Monarchy. It focusses on the economic aspects of the 19th century Austrian presence in Sudan. As will be shown, several Austrians attempted to engage in local trade in ways that sought to establish an "informal empire".

1. Einleitung

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts rückte Ägypten verstärkt in den Fokus Frankreichs und des Vereinigten Königreichs. Diese beiden rivalisierenden Kolonialmächte waren es, die nach dem Niedergang der spanischen, portugiesischen und niederländischen Kolonialreiche bestimmenden Einfluss auf Kolonialismus und Imperialismus in Afrika nahmen.¹ Beide hatten gegen Ende des 18. Jahrhunderts Kolonien in den Amerikas

1 Im Unterschied zu Asien und den Amerikas, wo die europäischen Mächte sukzessive von einem über die Ostindien- und Westindienkompanien in die Wege geleiteten „informal empire“ zu einer direkten Präsenz im Sinne des „formal empire“ übergegangen waren, war der europäische Zugriff auf Afrika bis ungefähr zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch weitgehend auf die Küstengebiete beschränkt, bevor ab den 1880er-Jahren mit dem *Scramble for Africa* und der Aufteilung Afrikas ein entfesselter Imperialismus zur außenpolitischen Maxime zahlreicher europäischer Staaten wurde. Davor waren die Küsten rege Kontaktzonen, an denen Waren gehandelt, umgeschlagen und weitertransportiert wurden. Auch der Handel mit Menschen, die zur Arbeit auf Plantagen gezwungen wurden, war Teil der europäischen Expansion und wurde sowohl an der Atlantikküste als auch an den ostafrikanischen Küsten betrieben. Im Inneren des Kontinents konnten sich verschiedene afrikanische Reiche

verloren – das Vereinigte Königreich durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika (1776), Frankreich durch die Haitianische Revolution (1791–1804). Ägypten nahm in den Planungen Frankreichs eine zentrale Rolle ein, da mit der Besetzung des Landes die Hoffnung einherging, die britische Vormachtstellung im Mittelmeer zu brechen. Zudem wollte Frankreich mit der kolonialen Inbesitznahme Ägyptens die britischen Kommunikationslinien nach Indien abschneiden, um die Hegemonie der Royal Navy auf den Weltmeeren zu beenden. Das mit Napoleons Ägyptenfeldzug 1798 begonnene Projekt erwies sich allerdings als nahezu undurchführbar und musste deshalb bereits 1801 aufgegeben werden.²

Das nach dem Rückzug Frankreichs entstandene Machtvakuum wurde von dem albanischen Offizier Muhammad Ali Pascha (1770–1849)³ gefüllt, der 1801 von der Hohen Pforte zum Gouverneur Ägyptens ernannt wurde und sich ab 1805 als Vizekönig (*wāli*) ansprechen ließ. Zwischen 1820 und 1822 führte Muhammad Ali mehrere Eroberungsfeldzüge im Gebiet des heutigen Sudan durch.⁴ Damit wollte er einerseits die Herrschaft der bereits 1811 aus dem ägyptischen Kernland vertriebenen Mameluken endgültig brechen, die südlich von Ägypten ein neues Reich gründen wollten.⁵ Noch wichtiger war ihm aber die Beherrschung dieser Regionen aufgrund der dort vorkommenden Rohstoffe. Muhammad Ali konnte Ägypten sukzessive aus dem Osmanischen Reich loslösen⁶ – und suchte im Zuge dieses Desintegrationsprozesses nach neuen strategischen Partnern in Europa, wodurch er sich Stabilität und steigenden Einfluss auf dem globalen politischen Parkett erhoffte. Darüber hinaus sollte durch den Austausch mit europäischen Fachleuten aus den Bereichen Infrastruktur, Logistik, Handel, Industrie und Wissenschaft Pionierarbeit für die wirtschaftliche Erschließung des Sudan geleistet werden. Das neueroberte Gebiet mit seinen vielfältigen Ressourcen sollte zum finanziellen Reservoir für ein umfassendes Modernisierungsprojekt werden.⁷

Dazu wandte sich Muhammad Ali 1834 mit der Bitte nach Entsendung von Bergbauexperten an die österreichische Regierung. Schließlich wurde der Salzburger Montanist Joseph Russegger zum Leiter eines Expeditionsteams ernannt, das den Sudan nach Bodenschätzen und Rohstoffen durchkämmen sollte.⁸ In den Folgejahren drangen europäische Handelsreisende, Naturforscher*innen und Entdecker*innen immer tiefer in

noch lange gegen Vorstöße der Europäer*innen zur Wehr setzen. Die einzigen Ausnahmen bildeten die 1652 von der V.O.C. errichtete Kapkolonie, die 1806 in britischen Besitz überging, und Algerien, wo sich Frankreich ab 1830 dauerhaft festzusetzen begann: Wolfgang Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1450–2015*, München 2016, S. 901–975. Zu den unterschiedlichen Stufen der Interaktion und den Konzepten „formal empire“ und „informal empire“: Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995 und Reinhard Wendt, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Paderborn-München-Wien-Zürich 2007, S. 152–159.

2 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2016², S. 575–577.

3 Khaled Fahmy, Mehmed Ali. *From Ottoman Governor to Ruler of Egypt*, Oxford 2008.

4 Mario Gritsch, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan. Die staatlichen, kirchlichen sowie privaten Interessen und Unternehmungen in diesem Raume*, phil. Diss. Wien 1975, S. 18–23.

5 Richard Hill, *Egypt in the Sudan 1820–1881*, London 1959, S. 7–8.

6 Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt*, S. 640–643.

7 Florian Krobb, „The starting point for the civilisation of the Dark Continent.“ Austrians in the Sudan: Ernst Marno and Rudolf Slatin as Agents of African Conquest, in: *Austrian Studies* 20 (2012), S. 142–160, hier S. 143.

8 Gritsch, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan*, S. 34–35.

den afrikanischen Kontinent vor und sahen die reichen Vorkommen an Bodenschätzen als Chance für die Abwicklung ihrer eigenen Geschäfte.

In der vorliegenden Arbeit sollen die kolonialen Vorstellungen jener aus der Habsburgermonarchie stammenden Akteure untersucht werden, die sich im Zeitraum 1830 bis 1880 im Sudan aufhielten. Neben dem bereits erwähnten Russegger zählen dazu der aus Böhmen stammende Kaufmann Ignaz Pallme, der württembergische Naturforscher Theodor von Heuglin, der als Sekretär des ersten Konsuls von Khartum, Konstantin Reitz, tätig war, und Martin Ludwig Hansal, der im Rahmen der Apostolischen katholischen Mission für Zentralafrika im Sudan wirkte. All diese Akteure hinterließen Reiseberichte, die zwischen den 1840er- und 1860er-Jahren veröffentlicht wurden und als Quellengrundlage für diese Arbeit dienen. Um die verschiedenen Reiseberichte in Bezug auf die wirtschaftlichen Potentiale und die politische Durchsetzung von Handelsprivilegien zu untersuchen, wurde eine analytische Trennung nach Rohstoffen und Wirtschaftszweigen gewählt. Dieser Ansatz erlaubt es, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten und unter verschiedenen Blickwinkeln verfassten Reiseberichte gemeinsam zu analysieren.

Durchaus können – so die These der Arbeit – die von den österreichischen oder im Dienst der Habsburgermonarchie tätigen Akteuren entworfenen Nutzungsszenarien für den ägyptischen Sudan und die seit der Gründung des k. u. k. Konsulats von Khartum im Jahr 1850 tatsächlich ausgeübte Herrschaft der k. u. k. Beamtenschaft und der unter ihrem Schutz stehenden europäischen Community im Sudan als „informal empire“ angesehen werden.

2. Forschungsstand

Dass die Habsburgermonarchie nie Kolonien besessen hatte, war lange die „Lebenslüge der Zweiten Republik“⁹. Auch in aktuellen Überblickswerken zur österreichischen Geschichte ist die Partizipation der Habsburgermonarchie an Kolonialismus und Imperialismus ein unterrepräsentiertes Thema. Nur zaghaft hat die jüngere Forschung von der als unpolitisch bezeichneten Entdeckungsgeschichte¹⁰ Abstand genommen und Österreichs Rolle im System des kollektiven „informellen Imperialismus“¹¹, der infolge des Wiener Kongresses das Europäische Konzert bestimmte, zu definieren versucht –, ohne dass diese Position allerdings allgemeiner Konsens geworden wäre.¹² Die Tatsache, dass die Habsburgermonarchie mit Triest über einen direkten Zugang zum Meer verfügte und mit den europäischen Seehandelsmächten in Konkurrenz treten wollte, war entscheidender Motor für die Gründung von österreichischen Orient- und Ostindienkompanien im 18. Jahrhundert, die allerdings nur begrenzten Erfolg hatten. Die

9 Walter Sauer, Auf dem Weg zu einer Kolonialgeschichte Österreichs, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 55 (2011), Heft 1, S. 2–6, hier S. 3.

10 Darunter am prominentesten Hugo Hassinger, Österreichs Anteil an der Erforschung der Erde. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs, Wien 1949.

11 Wendt, Vom Kolonialismus zur Globalisierung, S. 154–155.

12 Walter Sauer, Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage, in: Walter Sauer (Hrsg.), k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 17–78, S. 18.

Hafenstadt Triest erfuhr nach der napoleonischen Herrschaft verschiedene Ausbauphasen, durch die der Handel mit Übersee intensiviert wurde. Insbesondere Ägypten wurde ein wichtiger Partner im österreichischen Außenhandel.

Arno Strohmeyer hat der österreichischen Geschichtsforschung nach 1945 eine sukzessive Erweiterung des zu untersuchenden Raums nachgewiesen. Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Konzentration auf das Territorium der Zweiten Republik festzustellen war, kamen in den 1960er- und 1970er-Jahren das Gebiet der Habsburgermonarchie, des Heiligen Römischen Reichs, in den 1980er-Jahren Europa, europäische Mesoregionen und das habsburgische Imperium hinzu.¹³ Dieses Konzept sei aber „offen gegenüber weiteren Raumkategorien“, wobei die österreichische Geschichte insbesondere um globale Räume erweitert werden müsse.¹⁴

Die erste Publikation zum Themenkomplex der österreichischen Präsenz im Sudan legte Mario Gritsch 1975 mit seiner Dissertation vor.¹⁵ Darin lieferte er eine chronologische Übersicht über das Thema und widmete sich den einzelnen Akteur*innen, deren Reiserouten und Aktivitäten er nachzeichnete. Gritschs Dissertation blieb in der Landschaft der österreichischen Geschichtsforschung relativ lange unbemerkt. Michael Zach, der sich mit den Beziehungen Österreichs zum afrikanischen Kontinent beschäftigt, legte 1985 eine Monografie über die österreichische Präsenz im Sudan vor.¹⁶ 1993 widmete sich Rudolf Agstner der 1850 erfolgten Gründung des k. u. k. Konsulats von Khartum.¹⁷ Einen bedeutenden Beitrag zur Neubewertung österreichischer Kolonialpolitik lieferte Walter Sauer in seinem 2002 erschienenen Sammelband, in dem erstmals auch verflechtungsgeschichtliche Ansätze verwendet wurden.¹⁸ Robert-Tarek Fischers Monografie, die einen umfassenden Längsschnitt vom 16. bis ins 20. Jahrhundert zum österreichischen Engagement in Afrika und Asien liefert, ist ebenfalls in das Forschungsparadigma der sukzessiven Erweiterung des zu untersuchenden Raumes einzureihen.¹⁹

Nachdem die österreichische Präsenz im Sudan bereits von verschiedenen Perspektiven behandelt worden ist, soll nun versucht werden, die Ideen und Pläne der österreichischen Reisenden zu beleuchten und damit Strohmeyers Ruf nach einer Öffnung der österreichischen Geschichte hin zu globalen Verflechtungen zu folgen.

13 Arno Strohmeyer, „Österreichische“ Geschichte der Neuzeit als multiperspektivische Raumgeschichte, in: Martin Scheutz/Arno Strohmeyer (Hrsg.), Was heißt „österreichische“ Geschichte? Probleme, Perspektiven und Räume der Neuzeitforschung (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit 6), Innsbruck-Wien-Bozen 2008, S. 167–197, hier S. 170–185.

14 Strohmeyer, „Österreichische“ Geschichte, S. 185.

15 Mario Gritsch, Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan. Die staatlichen, kirchlichen sowie privaten Interessen und Unternehmungen in diesem Raume, phil. Diss. Wien 1975.

16 Michael Zach, Österreich im Sudan von 1820 bis 1914, Wien 1985.

17 Rudolf Agstner, Das k.k. (k.u.k.) Konsulat für Central-Afrika in Khartoum 1850–1885, Kairo 1993.

18 Walter Sauer (Hrsg.), k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika, Wien-Köln-Weimar 2002.

19 Robert-Tarek Fischer, Österreich im Nahen Osten. Die Großmachtspolitik der Habsburgermonarchie im Arabischen Orient 1633–1918, Wien-Köln-Weimar 2006.

3. Quellen

Als Quellenbasis für die vorliegende Arbeit dienen die Reiseberichte, die von den gewählten Akteuren veröffentlicht wurden. Neben Routenbeschreibungen finden sich darin auch historische, wirtschaftliche, naturwissenschaftliche, ethnografische, geologische und klimatologische Informationen, wobei in der vorliegenden Arbeit eine analytische Trennung nach Rohstoffen vorgenommen wird, um den wirtschaftlichen Aspekten der Reiseberichte nachzuspüren. Der Sudan trat durch die Publikationen in das Bewusstsein eines kleinen Kreises wirtschaftlicher Interessent*innen, der primär im Umfeld des maritimen Interessenskomplexes in Triest zu verorten ist.²⁰

Nachdem sich im Zuge der Griechischen Revolution die Beziehungen zwischen Ägypten und der Habsburgermonarchie intensiviert hatten,²¹ war der diplomatische Rahmen für die 1834 geäußerte Bitte Muhammad Alis an die österreichische Regierung um Entsendung von Bergbauexperten gegeben. Unter Vermittlung Metternichs wurde der Salzburger Montanist Joseph Russegger (1802–1863) zum Leiter eines Expeditionsteams ernannt, welches vollumfänglich vom ägyptischen Vizekönig finanziert wurde und im Januar 1836 im Hafen von Triest seine Reise antrat.²² In Athen nahm Russegger Kontakt zu Anton Prokesch Ritter von Osten (1795–1876) – einem österreichischen Diplomaten und Orientalisten der ersten Stunde – auf, der sich für eine Intensivierung des Handels zwischen Ägypten und Österreich starkmachte.²³ Nach Abschluss seiner Expedition bereiste Russegger Europa und kehrte im Februar 1841 nach Wien zurück. Russegger, der sein siebenbändiges Reisewerk Kaiser Ferdinand I. (1793–1875) widmete, zeigte sich stolz, „einer Nation und einem Lande anzugehören, dessen Herrscher seine Beamten in die fernsten Theile der Erde sendet, um den Weg wissenschaftlicher Forschung zu gehen“²⁴. Das Werk ist chronologisch angelegt und enthält im Anhang ausführliches Kartenmaterial sowie Datenkorpora über Niederschlag, Bodenbeschaffenheit und Höhenprofil der bereisten Regionen.²⁵

Ignaz Pallme (1806–1877), der aus einer nordböhmischen Glaswarenhändlerfamilie stammte, bereiste nach der 1832 erfolgten Gründung eines Handelshauses in Kairo von Dezember 1837 bis Juli 1839 den Sudan. Anders als Russegger war Pallme nicht im Auftrag der Regierung unterwegs, sondern in privatem Interesse, um nach profitablen Geschäften Ausschau zu halten. Dennoch war er von den k. u. k. Behörden vor Ort

20 Alison Frank, *Continental and Maritime Empires in an Age of Global Commerce*, in: *East European Politics and Societies* 25 (2011), Heft 4, S. 779–784.

21 Es kam wiederholt zu diplomatischen Geschenkaustauschen. So ließ der ägyptische Vizekönig Muhammad Ali aus dem Inneren Afrikas eine Giraffe herbeischaffen und nach Triest verschiffen. Die Giraffe überlebte die Überfahrt nicht, dennoch wurde die Geste des Vizekönigs von Kaiser Franz I. sehr geschätzt und zum Dank wurden 17 Kisten österreichischer Luxusartikel nach Alexandria geschickt. Insbesondere die Spirituosen fanden das Wohlgefallen des Vizekönigs: Fischer, *Österreich im Nahen Osten*, S. 78–79.

22 Philipp Weingartshofer, *Imperialismus-Strategien am Beispiel der Österreicher im Sudan. Das Zusammenspiel kolonialer Akteure in Peripherie und Metropole am Beispiel der Österreicher im Sudan im 19. Jahrhundert*, phil. Dipl. Wien 2013, S. 91–92.

23 Anton von Prokesch, *Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien*, Bd. 2, Wien 1830, S. 152.

24 Joseph Russegger, *Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder*, Bd. 1/1, Stuttgart 1841, S. 6.

25 Joseph Russegger, *Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder*, 7 Bde., Stuttgart 1841–1849.

abhängig, insbesondere vom Generalkonsulat in Alexandria, welches die österreichischen Handelsaktivitäten im Mittelmeerraum und in der Levante protegierte.²⁶ Sein 1843 veröffentlichtes Reisewerk²⁷ ist in 19 thematisch gegliederte Kapitel unterteilt. 1850 bewarb sich Pallme für das neu geschaffene Konsulat in Khartum und legte seine Pläne schriftlich vor, doch nicht er bekam den Posten, sondern der aus Württemberg stammende Baron Johann Wilhelm von Müller (1824–1866). Nach dessen Zögern wurde Konstantin Reitz (1817–1853) aus Hessen für die Stelle bestimmt.²⁸

Konstantin Reitz spielte eine wichtige Rolle in der Erwirkung von Handelsprivilegien für europäische Händler²⁹ im Sudan und unternahm eine ausgedehnte Reise nach Abessinien. Er starb am 26. Mai 1853 in Doka auf der Rückreise.³⁰ Er selbst hinterließ keine Reiseberichte, wohl aber der thüringische Naturforscher Alfred Edmund Brehm (1829–1884)³¹, der Reitz nach Khartum begleitete, sowie der württembergische Naturforscher Theodor von Heuglin (1824–1876), der ihm als Sekretär zur Seite gestellt wurde.

Nach Reitz' Tod übernahm von Heuglin seinen Posten, doch aufgrund dessen fast durchgängiger Abwesenheit verwaiste das Konsulat zusehends.³² 1857 wurde er zusammen mit dem Vizeadmiral der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine, Wilhelm von Tegetthoff (1827–1871), von Erzherzog Ferdinand Maximilian (1832–1867) mit einer Geheimmission beauftragt. Sie sollten ausloten, ob sich die Insel Sokotra im Golf von Aden für eine koloniale Inbesitznahme eignete. Das Unternehmen ist in die Pläne des „maritimen Interessenskomplexes“ im Umfeld des Triester Bankiers Pasquale Revoltella (1795–1869) einzuordnen, der zusammen mit dem Erzherzog eine parallele Außenpolitik verfolgte, von dessen Plänen weder Kaiser Franz Joseph I. noch dessen Minister wussten.³³ Der Geheimauftrag wurde aber aufgedeckt und verpuffte wirkungslos.³⁴ Heuglin beschrieb in seinem ersten Werk von 1857 die Reisen, die er in der Eigenschaft als Sekretär des Konsuls von Khartum Reitz unternommen hatte.³⁵ Im zweiten Werk von 1869 berichtete er über seine Reise von 1862 bis 1864, die er als

26 Weingartshofer, *Imperialismus-Strategien*, S. 89.

27 Ignaz Pallme, *Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Alis stattgefundenen Sklavenjagden*, Stuttgart-Tübingen 1843.

28 Zach, Ignaz Pallme, S. 79–82.

29 Hier und im Folgenden wird der Begriff „Händler“ verwendet, eine Partizipation von Frauen am Sudanhandel ist zwar nicht auszuschließen, in der Literatur sowie im untersuchten Quellenkorpus ließen sich jedoch keine expliziten Belege für die Beteiligung von Frauen am Handel im Sudan finden. Eine geschlechtergeschichtliche Untersuchung der Rolle von (europäischen und nicht-europäischen) Frauen in der europäischen Community im Sudan, die fast ausschließlich aus Männern bestand, bleibt ein Forschungsdesiderat. Auch die romantisierenden, exotisierenden und z. T. auch bestialisierenden Bilder, mit denen die Reisenden aus Europa ägyptische, türkische, arabische, sudanesishe und äthiopische Frauen beschrieben, verdienen eine nähere Untersuchung.

30 Deutsch, *Die effektiven Konsuln Österreich (-Ungarns) von 1825–1918*, S. 564–565.

31 Alfred Edmund Brehm, *Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofan*, gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen, 3 Bde., Jena 1855.

32 Gritsch, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan*, S. 101–104.

33 Sauer, *Schwarz-Gelb in Afrika*, S. 44.

34 Gerald Colloseus, *Ein österreichisches Schicksal? Analyse von Kolonialprojekten am Beispiel der Mission Tegetthoffs und Heuglins ins Rote Meer 1857/58*, Dipl. Wien 2008.

35 Theodor von Heuglin, *Reisen in Nord-Ost-Afrika. Tagebuch einer Reise von Chartum nach Abyssinien mit besonderer Rücksicht auf Zoologie und Geographie unternommen in dem Jahre 1852 bis 1853. Mit einer Karte, einem Gebirgs-Durchschnitte und 3 Bildern*, Gotha 1857.

freischaffender Naturforscher angetreten hatte.³⁶ Darin bewertete er – da er sich inzwischen mit den k. u. k. Behörden überworfen hatte – die Aktivitäten der europäischen Händler am Weißen Nil durchaus kritisch.

Martin Ludwig Hansal (1823–1885) aus Mähren schloss sich 1853 der katholischen Mission für Zentralafrika an und begleitete deren Leiter Ignaz Knoblecher (1819–1858) auf Reisen entlang des Weißen Nils. In Gondokoro betreute er als Lehrer die Missionsschule, bevor er 1863 das Konsulat von Khartum übernahm. Die Schließung des Konsulats in Khartum nach der Eröffnung des Suezkanals und die Gründung zweier neuer Konsulate in Aden und Sansibar zeigen, dass der Sudan für die österreichischen Kolonialambitionen kaum mehr eine Rolle spielte. Dennoch erklärte sich Hansal bereit, das Konsulat ehrenamtlich weiterzuführen. Am 26. Jänner 1885 wurde Khartum von den Truppen des Mahdi eingenommen. Hansal wurde mit einer Lanze erstochen, enthauptet, sein Leichnam verkohlt und anschließend in den Nil geworfen.³⁷ Der ursprünglich für britische Kolonialbeamte verwendete Begriff *man on the spot* trifft am ehesten auf Hansal zu, der über einen Zeitraum von über dreißig Jahren im Sudan war. Er stand während seines Aufenthalts im Sudan in Briefkontakt mit seinem einstigen Lehrerkollegen Franz Xaver Imhof, der die Briefe in zwei Bänden (1855/56) herausgab.³⁸

4. Methodik

Das zu untersuchende Gebiet, das im heutigen Sudan, Südsudan und in Teilen Äthiopiens zu lokalisieren ist, soll als Verflechtungsraum verstanden werden, in dem zahlreiche, aus unterschiedlichen Kontexten stammende Akteur*innen ihre Interessen durchzusetzen versuchten. Ziel soll es sein, die vielfältigen Beziehungen und Netzwerke kolonialer Lobbys, staatlicher Akteur*innen und privater Reisender aufzuzeigen und in den Gesamtzusammenhang des österreichischen Imperialismus einzuordnen. Die Argumentation beruht auf der Annahme Walter Sauers, die Habsburgermonarchie sei, ohne jemals über eigenen Kolonialbesitz zu verfügen, Mitträger eines „kollektiven Imperialismus“³⁹ im *Concert européen* gewesen.⁴⁰ Grundsätzlich, so die These, waren es

36 Theodor von Heuglin, Reise in das Gebiet des Weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862–1864, Leipzig-Heidelberg 1869.

37 Gerhard Jandl, „Österreichs Name ist der wohlklingendste im ganzen Sudan“. Die Österreichische Mission in Zentralafrika (1848–1916) und die Beteiligung von katholischen Couleurstudenten (Tradition und Zukunft 17), Wien 2019, S. 55.

38 Franz Xaver Imhof (Hrsg.), Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika, geschrieben von Martin Hansal, gewesenem Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburt am Rennwege in Wien, derzeit Lehrer der Negerjugend und Sekretär des hochwürdigen Herrn Pro-Vikars Dr. Knoblecher, Chefs der katholischen Mission für Mittel-Afrika zu Chartum, an seinen Freund Franz Xaver Imhof, Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburts am Rennwege in Wien, Wien 1855; Franz Xaver Imhof (Hrsg.), Fortsetzung der neuesten Briefe aus Chartum in Central-Afrika, geschrieben von Martin Hansal, gewesenem Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburt am Rennwege in Wien, derzeit Lehrer der Negerjugend und Sekretär des hochwürdigen Herrn Pro-Vikars Dr. Knoblecher, Chefs der katholischen Mission für Mittel-Afrika zu Chartum, Wien 1856.

39 Der Begriff wurde geprägt von George Neville Sanderson, *British Informal Empire, Imperial Ambitions, Defensive Strategies, and the Anglo-Portuguese Congo Treaty of February 1884*, in: Stig Förster/Wolfgang J. Mommsen/Ronald Robinson (Hrsg.), *Bismarck, Europe, and Africa. The Berlin Africa Conference 1884–1885 and the Onset of Partition*, London 1988, S. 189–214.

40 Sauer, Schwarz-Gelb in Afrika. S. 18.

die vor Ort befindlichen Akteur*innen, die die staatliche Handels- und Außenpolitik zu ihren Gunsten beeinflussen wollten.⁴¹ Einen umfassenden kolonialen Plan hat es von staatlicher Seite kaum gegeben. Die von Handelsminister Karl Ludwig von Bruck (1798–1860) eingeleitete Politik⁴² und die in seine Amtszeit fallende Gründung des Konsulats in Khartum sind als die ernsthaftesten Überlegungen, die in die Richtung kolonialer Zielsetzungen zeigen, zu betrachten. Erst die Geheimmission von 1857 enthielt konkrete Pläne, Inseln im Roten Meer zu erwerben. Nicht einmal das Außen- oder Handelsministerium wusste von dieser Mission und es wird deutlich, dass derartige koloniale Pläne im offiziellen Staatsapparat nicht auf fruchtbaren Boden gefallen wären.

Im Zuge der Untersuchung kommt den gewählten Akteuren eine wichtige Rolle zu. Sie fungierten als Scharniere, in denen Einzelstränge globaler Verbindungszusammenhänge zusammenliefen.⁴³ Diese Verflechtungen zeigen sich besonders deutlich am Beispiel von Personen, die verschiedene Orte bereisten sowie von Waren, die von A nach B transportiert wurden. Darüber hinaus wurde Wissen transferiert, wodurch es zu einem Ideenaustausch kam. Gedankliche Konzepte und Know-how gelangten durch europäische Reisende in den Sudan, wo die Europäer*innen diese an lokale Verhältnisse anpassen mussten. Gleichzeitig nahmen die Europäer*innen Ideen und Denktraditionen aus dem Sudan mit. Meistens ging der von den Reisenden angestoßene Vergleich zwischen europäischem und ägyptischem/sudanesischem Know-how mit den Gegensatzpaaren zivilisiert–unzivilisiert, kultiviert–primitiv einher.⁴⁴

Anhand der Thematisierung des wirtschaftlichen Potentials verschiedener Rohstoffe durch die Reisenden können die vielfältigen Verflechtungen zwischen Österreich und dem Sudan gut aufgezeigt werden – und zwar in personeller, technologischer und logistischer Hinsicht. Das heißt konkret: Welche Personen kamen für die Anpflanzung, die Gewinnung, die Verarbeitung, den Transport und den Vertrieb der Rohstoffe infrage? Gab es unter den lokalen Machthabern Kollaborateure, die ins Netzwerk miteinbezogen wurden? Welche Anbau- und Verarbeitungsmethoden wurden angewandt? Kam es dabei zu einem Wissenstransfer zwischen dem Sudan, Ägypten und Österreich? Welche Strategien wurden entworfen, um den hohen Zöllen zu entgehen? Und letztlich: Wer profitierte davon – und wer nicht?

41 Aufgrund der schwierigen Transportbedingungen und der hohen Zölle profitierte die Habsburgermonarchie kaum von einem Engagement im Sudan. Lediglich die vor Ort befindlichen Kaufleute konnten im Zwischenhandel beträchtliche Gewinne lukrieren: Weingartshofer, *Imperialismus-Strategien*, S. 103–104.

42 Thomas J. Hagen, *Österreichs Mitteleuropa 1850–1866. Die Wirtschafts-, Währungs- und Verkehrsunion des Karl Ludwig Freiherrn von Bruck* (Historische Studien 507), Husum 2015.

43 Roland Wenzlhuemer, *Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden*, Konstanz-München 2017, S. 149.

44 Die lokale Bevölkerung wurde von den meisten Reisenden als unzivilisiert (Russegger, *Reisen*, Bd. 1/1, S. 118; Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 67–68) und geschichtslos (Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 7) charakterisiert. Demgegenüber wurde das christliche Europa als Mittelpunkt der Zivilisation beschrieben (Russegger, *Reisen*, Bd. 1/1, S. 118–119). An zahlreichen Stellen in den Reiseberichten wurde die Notwendigkeit eines katholischen Missionsprojektes in den südlichen Gebieten des Sudan hervorgehoben (Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 32; Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 117). Der von der moralischen Überlegenheit und dem technologische Fortschritt Europas überzeugte Russegger sah in diesen Gründen eine Berechtigung zur „Zivilisierung“ und Beherrschung anderer Länder (Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 8.). Eine Ausnahme bildete die Beurteilung des Alten Ägyptens, dessen Kultur insbesondere von Russegger in den höchsten Tönen gelobt wurde (Russegger, *Reisen*, Bd. 1/1, S. 122–123).

5. Perspektiven österreichischer Reisender auf wirtschaftliche Potentiale des Sudan

5.1 „Ein wahres Eldorado“?⁴⁵ Österreichische Montanisten auf der Suche nach Gold in den Mondbergen

Am 11. Dezember 1836 erhielt der von Triest aus angereiste Joseph Russegger die Bewilligung des Vizekönigs, nach Nubien, in den Sudan und in die südlich an den ägyptischen Machtbereich grenzenden Territorien zu reisen, um nach Gold zu suchen.⁴⁶ Muhammad Ali und sein Beratungsstab gingen fest davon aus, „der Nil entspringe mit zwei Armen aus grossen See'n, die sich am Rande einer Gebirgskette befinden, deren Berge hoch in die Wolken ansteigen“⁴⁷. Diese Annahme gründete auf der bereits von Ptolemäus vermuteten Existenz eines äquatornahen Gebirges (Montes Lunae), in dem die Arme des Blauen wie des Weißen Nils entspringen würden. Diese von islamischen Gelehrten tradierte Theorie führte dazu, dass das Mondgebirge noch im 19. Jahrhundert einen „zwiespältigen Status“ zwischen Realität und Fantasie hatte.⁴⁸

Das im Inneren Afrikas vermutete Gold sollte die finanzielle Basis für das Modernisierungsprojekt des Vizekönigs bilden, für das zunächst noch europäische Produkte importiert werden mussten. Falls Gold in großen Mengen gefunden würde, so die Mutmaßung Russeggers, würde dieses in Austausch mit europäischen Rohstoffen und Produkten nach Europa abfließen. Blei, Eisen und Kohle, „so nöthig für seine Flotte, seine Landarmee, seine Fabriken, musste er für enormes Geld aus Europa beziehen“⁴⁹. Als mögliche Zwischenhändler mag Russegger die in Alexandria und Kairo ansässigen Händler im Blick gehabt haben, zumal es allein dort bereits zu Beginn der 1820er-Jahre 28 österreichische Handelshäuser gab.⁵⁰

Russegger erreichte am 13. März 1837 das am Zusammenfluss von Weißem und Blauem Nil liegende Khartum.⁵¹ Die Stadt war erst 1821 im Zuge der ägyptischen Eroberung errichtet worden und stieg bereits anderthalb Jahrzehnte später zu einem Knotenpunkt des Handels zwischen Ägypten und dem subsaharischen Afrika auf. Gerade Khartum war einer jener Orte, an denen sich Routen, Märkte, Einflussbereiche und Kulturen trafen und überlagerten.⁵²

Von El Obeid, der Hauptstadt der im Südwesten des ägyptischen Einflussbereichs liegenden Provinz Kordofan, begab sich Russegger mit einem 450 Personen starken Expeditionsheer zu den Nuba-Bergen.⁵³ Das Gebiet war bereits Jahrhunderte vor der

45 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 574.

46 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 43–44.

47 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 71.

48 Christof Hamann/Alexander Honold, *Der Kilimandscharo*, in: Jürgen Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a. M. 2013, S. 81–95, hier S. 82.

49 Russegger, *Reisen*, Bd. 1/1, S. 15.

50 Fischer, *Österreich im Nahen Osten*, S. 73.

51 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 515–516.

52 Felicitas Becker, *Netzwerke vs. Gesamtgesellschaft: ein Gegensatz? Anregungen für Verflechtungsgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), Heft 2, S. 314–324, hier S. 319.

53 Gritsch, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan*, S. 295.

Eroberung zwischen den Sultanaten Sannar und Darfur umstritten. Aufgrund der lockeren Bindung an die Zentralregierung setzten sich auch nach der Eroberung Kämpfe zwischen verschiedenen Gruppen fort, die sich nicht zuletzt an den Rechten der Goldschürfung entzündeten.⁵⁴ Die als Nuba bezeichneten Gruppen befanden sich in ständigen Konflikten mit dem Sultanat Taqali, welches sich den Eroberungsfeldzügen des Vizekönigs erfolgreich widersetzen konnte.⁵⁵ Auch Pallme gab an, Zeuge dieser kriegerischen Auseinandersetzungen geworden zu sein.⁵⁶ Russegger behauptete sogar, dass der Sultan von Taqali „sich eine gewisse Territorialherrschaft über den Golddistrikt südlich von Scheibun angemasst“ habe, weshalb er als potentieller Kollaborateur für österreichische Händler interessant wurde.⁵⁷ Diese bildeten im ägyptisch-sudanesischen Raum ein informelles Netzwerk, das vor allem außerhalb der Staatsgrenzen operierte. Dennoch waren die Interessen der Habsburgermonarchie im Hintergrund präsent, da das Gold schließlich in den Hafen von Triest einlaufen und von dort weiter nach Wien transportiert werden sollte.

In den wasserreichen Gebirgszügen Taqalis und Nubas fand Russegger reiche Goldvorkommen. Während größere Stücke „an ihre Häuptlinge abzuliefern“ seien, werde der gewonnene Goldstaub „geschmolzen und in Ringe von verschiedener Größe [...] gegossen“⁵⁸. Von Pallme, der entlang des Weißen Nils ins südliche Kordofan vordrang, wurden die Territorien der Dinka und Schilluk südlich des Taqali-Gebirges als potentielle Golddistrikte angesehen.⁵⁹

Im Oktober 1837 folgte Russegger dem Blauen Nil nach Süden. Der Herrscher von Rosserres, Melek Soliman, begleitete das Expeditionsteam nach Fassokl. Russegger konnte ihm kaum hilfreiche Informationen bezüglich der Goldvorkommen abringen, „denn stets, wenn ich auf diesen Gegenstand kam, wusste er durch eine geschickte Wendung zu parieren, oder sagte geradezu, er verstehe mich nicht“⁶⁰. Der Grund für diese Zurückhaltung von Informationen wird kaum in der von Pallme geäußerten Vermutung gelegen haben, dass „diese blöden Menschen den Werth desselben [des Goldes] nicht zu schätzen“ wissen⁶¹, sondern vielmehr auf der Überlegung gegründet haben, sich selbst die reichsten Gebiete zu sichern.⁶²

Zwar sei „die Methode des Goldausziehens, so wie die Neger [*Nuba*] sie handhaben, sehr langsam und zeitraubend“, doch „kann nicht geläugnet werden, dass sie aber auch

54 Richard Hill, *Egypt and the Sudan 1820–1881*, Oxford 1959, S. 11; Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 312.

55 R. J. Elles, *The Kingdom of Tegal*, in: *Sudan Notes and Records* 18 (1935), S. 1–35, hier S. 17.

56 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 104.

57 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 312.

58 Ebd., S. 155.

59 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 93.

60 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 529.

61 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 93.

62 Melek Soliman konnte für einen schmalen Gebietsstreifen entlang des Blauen Nils eine relative Unabhängigkeit sicherstellen, da er dem ägyptischen Heer während der Eroberung des Sudan Hilfstruppen zur Verfügung stellte. Im Unterschied zu anderen lokalen Herrschaften, die von türkischen und ägyptischen Gouverneuren ersetzt wurden, behielt er die Verfügungsgewalt über das in seinem Gebiet gefundene Gold. Dieser Umstand mag ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass er sich Russegger gegenüber bedeckt hielt: Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 504–506.

damit so richtige Resultate [...] erzielen, wie wir mit unsern besten Sicherträgen⁶³. Die Goldgräber*innen von Fassokl versetzten das Wasser durch eine Schale in eine kreisende Bewegung, damit sich „das Gold im Centro des Rotationskreises ansammelt und der taube Schlich am Rande desselben mit den Fingern abgestrichen werden kann“⁶⁴. Eine Person könne an einem achtstündigen Arbeitstag allerdings höchstens zweihundert Pfund⁶⁵ des goldführenden Alluviums waschen. Bei einer gut gewählten Stelle enthalte das Alluvium einen Goldanteil von 0,5–1 Prozent, was einen Maximalwert von 0,01 Loth⁶⁶ Gold und damit dem Wert von 13 Kreuzern entspreche. „Würde jedoch auch nur die allereinfachste, europäische Aufbereitungs-Methode eingeführt, so würde es natürlich nicht schwer halten, wenigstens ein zehnfaches Aufbringen zu erreichen.“⁶⁷ Hierin zeigt sich der von Profitabilitätsdenken gelenkte Blick auf die als primitiv erachteten lokalen Goldschürfungsmethoden. Russegger sah in den Goldgebieten am Fasangoru die profitabelste und aufgrund der nahegelegenen Holzvorkommen strategisch günstigste Stelle für die Goldschürfung. Auch die Schiffbarkeit des Weißen Nils an dieser Stelle sei ein wichtiger Faktor. Durch den geplanten Bau einer Schienenbahn für Pferde und einer Förderhütte wäre die Infrastruktur für die Schürfung und den Transport des Goldes gegeben. Er erwog beginnende Schürfarbeiten „mit ungefähr fünfhundert Mann, Eingebornen und Soldaten“, wofür aber die „Rätterwäsche, Senngitter-Pochwerke mit Amalgamation am Satze“ als die am sinnvollsten eingeschätzte Verfahrensweise angesehen wurde.⁶⁸ Den Transfer von Aufbereitmäschinen und Know-how aus Europa hielt er für unumgänglich, da er

„einsah, dass alle unsere Entdeckungen in spe der ägyptischen Verwaltung nichts nützen wenn sie nicht brauchbare Leute hätte, die im Stande wären die Bergbau- und Hütten-Manipulationen nach technischen Regeln [...] und Prinzipien einer verständigen durchdachten Wirthschaft zu leiten.“⁶⁹

Deshalb schlug er vor, „zehn seiner fähigsten Eleven aus der polytechnischen Schule zu Kairo auszuwählen und der Expedition zuzutheilen“ und „die fähigsten unter ihnen zur weitem Ausbildung [...] nach Österreich zu senden [...] und sie dann zu ihrer technischen Ausbildung an die polytechnische Schule zu Wien und auf die Bergschule zu Schemnitz zu senden“⁷⁰.

Die Gebiete um den Berg Dschebel Tul bei den Schongollo beschrieb Russegger als „ein wahres Eldorado“⁷¹. Ignaz Pallme wollte festgehalten wissen, dass „kein anderes Metall als Gold und Silber an den Weibern“ zu sehen gewesen sei – laut seinen Berichten hätten „sogar viele Sklavinnen [...] Gold an sich“ getragen.⁷² Russeggers Expedition

63 Russegger, Reisen, Bd. 2/2, S. 315.

64 Ebd., S. 727–728.

65 1 Wiener Pfund = 560,012 g.

66 1 Lot = 17,5 g.

67 Russegger, Reisen, Bd. 2/2, S. 729.

68 Ebd., S. 739–741.

69 Russegger, Reisen, Bd. 1/1, S. 199–200.

70 Ebd.

71 Russegger, Reisen, Bd. 2/2, S. 574.

72 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 8.

wurde nun auch von Mustafa-Bey, dem Militärkommandanten des Sudan, und seinem 1.200 Personen starken Begleittheer flankiert. Dessen Ziel war es, die umstrittenen Gebiete unter die ägyptische Zentralgewalt zu bringen und sich auch persönlich am Gold zu bereichern.⁷³ Nachdem Mustafa-Bey ganze Dörfer der Schilluk in Brand setzen ließ, folgte eine Reihe von Gegenangriffen,⁷⁴ wodurch sich Russegger und sein Team zum Rückzug gezwungen sahen.⁷⁵ Die breite Schilderung dieser Kämpfe lässt vermuten, dass Russegger die im Süden von Fassokl ausgefochtenen Konflikte als wesentliches Hindernis für ein weiteres Vordringen goldsuchender Händler betrachtete. Gleichzeitig äußerte er die Überzeugung, dass für künftige Expeditionen das Hauptquartier nicht in Khartum, sondern viel weiter südlich, „in Fassokl, in Scheibun oder am Tira“, den Endpunkten seiner Reise, aufzuschlagen sei. Fassokl eigne sich besser für Erkundungen, ob es weiter südlich noch unerschlossene Goldquellen gab.⁷⁶

Insbesondere diese Gebiete im südlichen Sudan, in denen bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein prämonetäre Zahlungsformen üblich waren, versprachen europäischen Händlern große Gewinne. Russegger wies in seinen Reiseberichten darauf hin, dass europäische Händler durch Tauschhandel⁷⁷ viel Gold erwerben könnten, wenn sie „den Mangel eines geregelten Gewichtssystems sehr geschickt für sich zu benützen verstünde[n]“⁷⁸.

Als Russegger mit seinem dezimierten Expeditionsteam am 27. Juli 1838 in Alexandria ankam und dem Vizekönig die Ergebnisse darlegte, sprach Muhammad Ali von seiner Absicht, selbst nach Fassokl reisen zu wollen. Er veranschlagte dafür eine Reisedauer von zwanzig Tagen und teilte Russegger seinen Plan mit, die Katarakte zu zertrümmern, „um die Goldgruben mit zehntausend Mann in Arbeit nehmen zu können“⁷⁹. Muhammad Alis „Zehntausendmann-Theorie“ basierte auf folgender Annahme: Wenn ein Mann pro Tag einen Taler Gold schürfen könnte, müssten „10.000 Mann offenbar des Tages für 10.000 Thaler erzeugen“⁸⁰. Damit schätzte der Vizekönig die Menge des Goldes viel zu hoch ein und schien überdies die Augen vor dem Umstand zu verschließen, dass eine solche Förderung nur schrittweise aufgebaut werden könne. Russegger sah in dieser „Goldmanie“⁸¹, die alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition ignorierte, „einen tiefern Grund“ als den „Mangel an technischer Kenntnis“, nämlich jenen, „dass Mehemed-Ali erstlich damals in dem exzentrischen Betriebe der Goldwäschen sein Heil suchte“⁸² – und dies in einer Zeit, als in Alexandria die Pest ausbrach, als der niedrige Wasserstand des Nils ein Hungerjahr ankündigte und als nach osmanischen

73 Gritsch, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan*, S. 297; Peter Malcom Holt (Hrsg.), *The Sudan of the Three Niles. The Funj Chronicle 910–1288/1504–1871 (Islamic history and civilization. Studies and Texts 26)*, Leiden-Boston-Köln 1999, S. 109; Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 195.

74 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 585–587.

75 Ebd., S. 610.

76 Ebd., S. 11.

77 Ebd., S. 537. „Mit Waffen und Bijouteriewaaren könnte man [...] im Tausche gegen Gold einträgliche Geschäfte machen.“

78 Ebd., S. 313.

79 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/3, S. 101–102.

80 Ebd., S. 108.

81 Ebd., S. 115.

82 Ebd.

Angriffen auf Ägypten die europäische Anerkennung der Unabhängigkeit Ägyptens ausblieb. Den Plan des Vizekönigs beurteilte Russegger also als einen Akt der Verzweiflung, als Flucht vor der politischen Realität, weshalb er sich zur Auflösung der Expedition gezwungen sah.

Der thüringische Reisende Alfred Brehm berichtete davon, dass er im Juni 1850 Hassan-Effendi, einen der im Zuge der Russegger-Expedition zur Ausbildung nach Wien geschickten Zöglinge, in Karthum antraf. Zusammen mit drei seiner Studienkollegen, die der deutschen Sprache mächtig waren, leitete Hassan-Effendi die Goldwäschereien in Fassokl, um die es Brehm zufolge „ziemlich trübe“ bestellt war.⁸³ Auch Martin Ludwig Hansal begegnete diesem im September 1855 und berichtete davon, dass die Schürfbetriebe in Fassokl „vor einem Jahre als nicht rentabel aufgegeben worden“ seien.⁸⁴

5.2 *Baumwolle, Elfenbein und Gummi. Der Sudan als Lieferant günstiger Rohstoffe*

5.2.1 *Baumwolle: Wirtschaftsmotor für österreichisch-ägyptische Beziehungen?*

Als Muhammad Ali 1817 den französischen Textilfabrikanten Louis Alexis Jumel (1785–1823) nach Kairo kommen ließ, war dies der Startschuss für den Anbau der langfaserigen und hochqualitativen ägyptischen Baumwolle im gesamten Land. Die Jumel-Baumwolle schien das Potential zu besitzen, die amerikanische Sea Island-Baumwolle abzulösen.⁸⁵ Prokesch und Russegger zufolge war der Boden in der Nähe des Nils, insbesondere im tropischen Südsudan, optimal für die Anpflanzung der Baumwolle geeignet.⁸⁶ Zudem erleichtere die Nähe zum Nil die Bewässerung, die mithilfe von *Sakien*, von Ochsen oder von Eseln angetriebenen Schöpfrädern, durchgeführt wurde.⁸⁷ Prokesch berichtete davon, dass florentinische Baumwollfabrikanten ins Land geholt wurden und dass das Personal fast ausschließlich aus europäischen Arbeitskräften bestand.⁸⁸ Um Kosten zu vermindern, müsse er „sich nach und nach der kostspieligen Hilfe der Europäer entschlage[n]“⁸⁹ und das Arbeitspersonal aus der ansässigen Bevölkerung rekrutieren.

Prokesch führte zahlreiche Details zu Anbau, Ernte, Transport und Vermarktung von Baumwolle an. Eine Staude könne über fünfzig Jahre alt werden, es sei aber am profitabelsten, alle drei Jahre eine Neupflanzung vorzunehmen.⁹⁰ Die Ernte finde zwischen Juli und Dezember statt,⁹¹ eine gute Staude könne pro Jahr 1,1 Kilogramm Baumwolle abgeben.⁹² Täglich könne eine Person acht bis zehn Kilogramm Baumwolle ernten, eine etwas geringere Menge könne täglich durch die Doppelwalze, die die Baumwolle

83 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 3, S. 74.

84 Martin Hansal, zit. nach Imhof, Fortsetzung der neuesten Briefe, S. 81.

85 Sven Beckert, King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus, München 2019, S. 135–136.

86 Prokesch, Erinnerungen, Bd. 2, S. 135.

87 Ebd., S. 137–138.

88 Ebd., S. 173.

89 Russegger, Reisen, Bd. 1/1, S. 140.

90 Ebd., S. 229.

91 Prokesch, Erinnerungen, Bd. 2, S. 141.

92 Russegger, Reisen, Bd. 1/1, S. 230.

aus der Hülle löst, gereinigt werden, wobei Kinder und Frauen helfen würden. Die gereinigte Baumwolle werde dann in die Magazine der Regierung, die es in jeder der 24 Provinzgouvernementsstädte gab, geliefert, wo sie zur Erleichterung des Transports durch englische Pressen zu Ballen verarbeitet werden.⁹³ Die Baumwolle gelange schließlich nach Kairo, wo sie in den größeren Spinnereien weiterverarbeitet werde oder nach Alexandria, wo sie auf Schiffe geladen und nach Europa ausgeführt werde. Muhammad Ali erwog im Juli 1838 sogar, den Baumwollexport ausschließlich über Triest abzuwickeln.⁹⁴ Bereits 1829 hatten die Ausschüsse der niederösterreichischen Baumwollindustrie von der Wiener Regierung gefordert, die Handelsverbindungen mit Ägypten zu intensivieren, um die steigende Nachfrage immer breiterer Gesellschaftsschichten nach Baumwollkleidern zu befriedigen.⁹⁵

Die ufernahen Gebiete des Weißen Nils wurden als geeignetes Anbauggebiet angesehen,⁹⁶ weil einerseits die Möglichkeit der Bewässerung bestand, und die Stauden andererseits von Überschwemmungen geschützt waren.⁹⁷ Da Baumwolle niemals längerer Feuchtigkeit ausgesetzt sein darf, mussten Produkte, wie etwa das sudanesishe Grundnahrungsmittel der Dura-Hirse, für deren Gedeih die Überschwemmung unabdingbar war, „leiden“. Deshalb erwog Prokesch den monokulturellen Anbau von Baumwolle in Gegenden, die zwar in der Nähe des Ufers, aber nicht direkt im Schwemmland lagen.⁹⁸ Dazu kämen auch Gebiete am Blauen Nil infrage, wo sich die Bewässerung allerdings schwieriger gestalten würde, da die Ufer höher liegen.⁹⁹ Auch in Gondar und den umliegenden Gebieten des äthiopischen Hochlandes gab es bedeutende Baumwollfelder und -fabriken.¹⁰⁰

Der wesentliche Grund, warum der Anbau nicht intensiviert wurde, lag laut Pallme nicht darin, dass die Bevölkerung das Potential der Baumwolle nicht kannte, sondern vielmehr daran, dass „es doch bekannt sey, daß man ihnen von der gewonnenen Baumwolle wenig oder gar nichts lassen würde“¹⁰¹. Aufgrund des ägyptischen Monopols über die Rohstoffe im Sudan war der Handel mit europäischen Kaufleuten für sudanesisch-landbesitzende deshalb anfangs durchaus attraktiv.¹⁰² Russegger wies darauf hin, dass es auch zahlreiche Spinnereien in Oberägypten gab. Für Händler dürfte diese Information von Interesse gewesen sein, da mit der Verarbeitung der Baumwolle in diesen Fabriken die hohen Transport- und Zollkosten begrenzt hätten werden können.¹⁰³

93 Prokesch, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 141–143.

94 Fischer, *Österreich im Nahen Osten*, S. 94–95.

95 Johann Slokar, *Geschichte der österreichischen Industrie und ihrer Förderung unter Kaiser Franz I. Mit besonderer Berücksichtigung der Großindustrie und unter Benützung archivalischer Quellen*, Wien 1914, S. 215.

96 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 16–17.

97 Prokesch, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 135.

98 Ebd., S. 144.

99 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 16, 466.

100 Heuglin, *Reisen in Nord-Ost-Afrika*, S. 52.

101 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 135–136.

102 Roger Owen, *Egypt and Europe. From French expedition to British occupation*, in: Roger Owen/Bob Sutcliffe (Hrsg.), *Studies in the theory of imperialism*, London 1972, S. 195–209, hier S. 200–201.

103 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 384.

Für das Färben der Textilien kamen Disteln, Hennasträucher sowie Indigopflanzen in Betracht.¹⁰⁴ In Abu Tig, Tahta, Assiut, Mellaoui und Manfalut gab es bereits Indigofabriken.¹⁰⁵ Als Hansal das Land 1855 bereiste, fand er die am Blauen Nil liegende Indigofabrik von Kamlin, die ein Unternehmer aus Württemberg namens Bauer bis zu seinem Tod leitete, bereits im Verfall.¹⁰⁶ Ein ähnliches Schicksal ereilte die Baumwollindustrie. Sven Beckert sieht den Hauptgrund für den Niedergang der ägyptischen Baumwollfabrikation in den 1850er-Jahren darin, dass Ägypten den Übergang vom Kriegskapitalismus zum Industriekapitalismus nicht schaffte. Anders als Großbritannien, das dem Land des Vizekönigs den Rang ablief.¹⁰⁷

5.2.2 Eisen: Europäische Maschinen für die sudanesische Industrie?

Im Norden Kordofans fand Russegger enorme Vorkommen Raseneisenstein und eine einfache Eisenindustrie vor. Den Abbau kritisierte er als „roh“ und „unwirtschaftlich“: Die Bergleute schlugen unzählige, kaum ein Meter nebeneinanderliegende, runde Tagschächte von maximal 1,5 Metern Durchmesser und drei Metern Tiefe. Es wurde nicht tiefer gegraben, da das Verständnis fehlte, die Schächte vor dem Einsturz zu bewahren. Dadurch könne nur die oberste Schicht abgebaut werden, die unteren Schichten des wechsellagernden Terrains, meistens noch eisenhaltiger, blieben ungenutzt. Auch der Schmelzprozess sei sehr dürftig. Die Bergleute hoben kegelförmige Gruben aus dem Sandboden aus, legten das eisenhaltige Erz sowie Holzkohlen hinein und zündeten das Gemenge an. Mithilfe eines Blasbalgs wurde der Schmelzprozess beschleunigt, bis nach circa zehn Stunden der größte Teil geschmolzen war. Nachdem die Masse ausgekühlt war, wurden die festen Erze für den zweiten Schmelzgang beiseite gelegt, während die Schlacke von der oberen, unbrauchbaren Schicht gesondert wurde. Der untere, poröse Teil und die festen Erze aus dem ersten Schmelzgang wurden ein zweites Mal geschmolzen. Als Resultat blieb schließlich der Eisenkönig, der von den Schmieden als weiches Eisen verarbeitet wurde.¹⁰⁸ Der doppelte Schmelzprozess beanspruchte zehn bis 14 Stunden Zeit, in denen acht bis elf Kilogramm Eisen gewonnen werden konnten.¹⁰⁹ Ein Zentner¹¹⁰ unverarbeiteten Eisens kostete Russegger zufolge 13–15 Taler, „weit unter der Mühe, dem Material- und Zeitaufwand, der den armen Schwarzen bei ihrer Eisenfabrikation zugeht“¹¹¹. Zwar sei das Eisen „von ausnehmender Güte“, doch könne durch verbesserten Abbau und Schmelze viel mehr Eisen gewonnen werden.¹¹²

104 Russegger, *Reisen*, Bd. 1/1, S. 291–292.

105 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 384.

106 Imhof, *Fortsetzung der neuesten Briefe*, S. 97–98.

107 Beckert, *King Cotton*, S. 167–168.

108 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 289–292.

109 Ebd., S. 294.

110 1 Zentner = 56,1288 kg.

111 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 293–294.

112 Ebd.

Ein weiteres Problem sah Russegger in der Beschaffung von Brennmaterial. Meistens wurde Kohle aus Mimosensträuchern gebrannt.¹¹³ An anderer Stelle sprach Russegger von möglichen Naphtha-, Schwarz- und Braunkohlevorkommen in den Kalkzügen von Darfur, einer Provinz westlich von Kordofan, die sich mit Ägypten im Krieg befand. Durch diese fossilen Energieträger, die einen viel höheren Brennwert haben als die Kohle der Mimosen, hätte der Schmelzprozess wesentlich beschleunigt werden können.¹¹⁴

1828/29 hatte Muhammad Ali vier Engländer aus den Eisenfabriken in Kairo nach Bara in Nordkordofan ausgesandt, um die dortige Eisenindustrie zu modernisieren. Allerdings wurden drei von ihnen schon bald Opfer der schweren klimatischen Bedingungen, der vierte kehrte nach Kairo zurück. Ein in London verfertigter Flammofen lag als Zeuge der gescheiterten Modernisierungsmission noch 1837 ungebraucht in einem Magazin in Bara.¹¹⁵ Während Alfred Brehm 1848 „gänzliche[n] Mangel an Ausbildung“ diagnostizieren und nur „erbärmliche Werkzeuge“ sehen wollte,¹¹⁶ stellte Heuglin 1863 für die Eisenindustrie eines viel weiter südlich liegenden Gebietes, jenem der Djur und Dor, die an den westlich des Weißen Nils liegenden Zuflüssen Bahr al-Ghazāl und Jur ansässig waren, einen fortgeschrittenen Zustand fest. Von deren Essen, Schmelzöfen und Frischfeuern fertigte er Zeichnungen an.¹¹⁷

5.2.3 Gummi: Schwierigkeit des Transports eines vielversprechenden Rohstoffes

Weite Mimosenwälder erstrecken sich über die Landschaften des heutigen Sudan und Südsudan. Insbesondere im Territorium der Nuba in Südkordofan fanden die Reisenden ausgedehnte Wälder dieser Pflanzen,¹¹⁸ die in der jährlichen Regenzeit einen Wundsaft – Gummi – aussondern, welcher von Heuglin als das „beträchtlichste Handelsprodukt Kordofans“ bezeichnet wurde.¹¹⁹ Das Gummi wird immer nach der Regenzeit, von Dezember bis Februar, eingesammelt¹²⁰ und anschließend in geflochtene Körbe gegeben, die wiederum in Bastsäcke gepackt werden. Für den Transport kamen Kamele infrage, die ungefähr vierzig solcher Körbchen à fünf Kilogramm, also ein Gesamtgewicht von zweihundert Kilogramm, tragen konnten.¹²¹ Wegen der mangelhaften Verpackung ging allerdings häufig ein beträchtlicher Teil des Gummis auf dem Transportweg verloren. Hitze und Wind taten ein Übriges, sodass das Gummi eintrocknete. Auch Brehm berichtete, dass jede Ladung ungefähr zwölf Prozent an Gewicht verlor.¹²² Die Regierung ließ das Gummi von den Kabobisch in Karawanen von Nordkordofan

113 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 293.

114 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/1, S. 355.

115 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 238.

116 Brehm, *Reiseskizzen*, Bd. 1, S. 209.

117 Heuglin, *Reise in das Gebiet des Weissen Nil*, S. 196–199.

118 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 25.

119 Heuglin verglich die dortige Eisenproduktion mit einer katalanischen Schmiede mit tönernem Essen und Schmelzöfen: Heuglin, *Reise in das Gebiet des Weissen Nil*, S. 37.

120 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 138.

121 Ebd., S. 173.

122 Brehm, *Reiseskizzen*, Bd. 1, S. 201.

nach Dongola bringen,¹²³ wofür zwanzig Tage veranschlagt wurden.¹²⁴ Da das Gummi dem staatlichen Monopol unterlag, konnte die Regierung auch den Preis diktieren. Pallmes Bericht zufolge mussten die Scheichs der Kabobisch für das beim Transport verloren gegangene Gummi aufkommen – und zwar nicht zum Einkaufspreis, den die Regierung in Dongola entrichtete, sondern zum Verkaufspreis der Waren in Alexandria inklusive Transport- und Zollgebühren. Darüber hinaus erhielten die Kabobisch nur ein Viertel bar ausgezahlt, den Rest tauschte die Regierung gegen Naturalien ein, sodass ihnen kaum ein Gewinn blieb.¹²⁵ Von Dongola gingen die Karawanen weiter nach Wadi Halfa, wo das Gummi auf Nilbarken geladen und nach Kairo oder Alexandria transportiert wurde. Der Kauf und Transport von zweihundert Kilogramm Gummi von Nordkordofan nach Kairo kostete insgesamt 25 Taler.¹²⁶

Bara war laut Pallme der geeignete Platz für den Einkauf. Er regte an, das Gummi in Ochsenhäute zu packen, um den wertvollen Rohstoff besser vor klimatischen Einflüssen zu schützen. Zudem wies er darauf hin, dass in den Wäldern große Mengen Gummi verfaulten, denn „Mehemed Ali benutzt es nicht, will aber auch nicht, daß es durch andere benutzt werde“¹²⁷. Deshalb erwog Pallme dort einen Einkauf durch Tauschhandel.¹²⁸ Russegger ging davon aus, dass der Handel mit dem gefragten Gummi intensiviert werden könne, „würde man den Eingebornen den Centner zu 30 Piaster vergüten,¹²⁹ nicht zu den üblichen zwölf bis 15 Piastern. Er war überzeugt, dass die Jahresproduktion dadurch von 840 auf 1.680 Tonnen verdoppelt werden könne.¹³⁰ In Ägypten und im Sudan war das Konzept der Lohnarbeit neu, weshalb große Teile der Gesellschaft noch nicht mit dem sich in Europa durchsetzenden Credo vertraut waren, dass mit der Steigerung der Löhne auch die Produktivität gefördert werden könne.

Brehm berichtete davon, dass 1851 eine Art Inflation im Gummihandel des Sudan eintrat. Europäische Kaufleute hätten, als das Monopol der Regierung unter Muhammad Alis Enkel und Nachfolger Abbas I. Pascha (1813–1854) aufgehoben wurde,¹³¹ zahlreiche industriell gefertigte Baumwollprodukte aus Europa ins Land gebracht, um diese gegen das begehrte Gummi einzutauschen. Da der Bedarf an Baumwollkleidern bald gedeckt war, fiel deren Preis um zwanzig Prozent, wohingegen der Preis für einen Zentner Gummi von 15 auf hundert Piaster stieg.¹³²

5.2.4 Elfenbein: Handel mit einem Prestigeobjekt aus den Kolonien

Exotische Produkte wie Elfenbein waren in Europa seit jeher begehrt, weil deren Besitz

123 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 174.

124 Ebd., S. 84.

125 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 38.

126 Ebd., S. 174.

127 Ebd., S. 174–175.

128 Ebd.

129 Russegger, Reisen Bd. 2/2, S. 36–37.

130 Ebd.

131 Friedrich Roemheld, Konstantin Reitz. Ein vergessener Vorkämpfer für abendländische Kultur in Afrika, in: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 12 (1959), S. 289–373, hier S. 300.

132 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 1, S. 198–199.

soziales Kapital sichtbar machen konnte.¹³³ Gleichzeitig markierte der Besitz von Waren wie Elfenbein, Straußenfedern und Tierfellen die Macht des (europäischen) Menschen über die Natur und nicht zuletzt über die oftmals als „animalisch“ gezeichneten Völker Afrikas. Europäische Händler konnten mit Elfenbein beträchtliche Gewinne erzielen. Es konnte sowohl von den Zähnen des Nilpferds wie von den Stoßzähnen von Elefanten gewonnen werden. Während die Nilpferdjagd überall entlang des Nils betrieben wurde,¹³⁴ waren die Elefanten weiter südlich damals noch im gesamten subsaharischen Raum heimisch. Besonders große Herden fand Pallme im Siedlungsgebiet der Schilluk, zu beiden Ufern des Weißen Nils.¹³⁵

Obwohl der Elfenbeinhandel unter Muhammad Ali monopolisiert wurde, fanden einige sudanesisische Händler Schlupflöcher, um Bestimmungen zu umgehen, sodass große Mengen an Elfenbein ihren Weg zu den Hafenstädten am Roten Meer fanden. Die dort tätigen englischen Händler zahlten „gut und prompt, wogegen für Mehemed Ali nur das übrig bleibt, was [...] nicht bis Suakem [Suakin] kommt“¹³⁶. Indische Agenten erwarben das Elfenbein und luden es unter Geheimhaltung auf größere Handelsschiffe, die es nach Indien brachten.¹³⁷

Pallmes ausführlicher Bericht über die massive britische Konkurrenz an der Küste des Roten Meeres ließ die Frage nach möglichen Alternativen für österreichische Händler aufkommen. Sinnvoll sei es, in Absprache mit den türkischen Offizieren im Sudan, die sich schon mit Wein und Branntwein gewinnen ließen, Einkauf und Transport des Elfenbeins zu organisieren. Das Elfenbein könne in den größeren Städten Darfur, al-Faschir und Kobbei, erworben werden – auch im Tausch gegen europäische Produkte.¹³⁸ Bei den Angaben zum Einkaufspreis lassen sich auffällige Unterschiede erkennen. Während Pallme diesen für das Jahr 1838 in al-Faschir und Kobbei mit 15 Talern je „Cantar zu 112 Rottoli (88 Wiener Pfund)“ angab,¹³⁹ betrug der Einkaufspreis 1850 für einen „arabischen Zentner“ des qualitativ hochwertigsten Elfenbeins laut Brehm in El Obeid 110, in Khartum 120 und in Kairo 180 Taler.¹⁴⁰ Einerseits kann diese signifikante Abweichung daran liegen, dass der „Cantar“ und der „arabische Zentner“ nicht ein und dasselbe Gewichtsmaß waren und je nach Region unterschiedlich umgerechnet, von den Reisenden jedoch als identisch wahrgenommen wurden. Möglicherweise gibt es aber noch einen anderen Grund: Wird den Berichten Brehms¹⁴¹ und Heuglins Glauben geschenkt, so wurden im Laufe der 1840er-Jahre mehrere, dem Lauf des Weißen Nils

133 Bereits im Mittelalter war Elfenbein ein begehrtes Material für sakrale Gegenstände (z. B. Kruzifixe, Reliquiare, Buchdeckel etc.). Mit der Intensivierung des Indien- und Afrikahandels durch Handelskompanien im 18. Jahrhundert gelangten größere Mengen Elfenbeins nach Europa, wodurch es auch in wohlhabenden Kreisen des Bürgertums Verwendung fand, z. B. für Klaviertasten und Besteckgriffe: Wendt, Vom Kolonialismus zur Globalisierung, S. 199.

134 Russegger, Reisen, Bd. 2/1, S. 512.

135 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 92–93.

136 Ebd., S. 176.

137 Ebd.

138 Ebd., S. 177–178.

139 Ebd., S. 175.

140 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 1, S. 200.

141 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 3, S. 98.

sowie seiner Zuflüsse Bahr al-Ghazāl und Jur nach Süden folgende Handelsexpeditionen unternommen. Die europäischen Händler erwarben große Mengen Elfenbein im Tausch gegen venezianische und böhmische Glasperlen, „welche das Land überschwemmten“, und deren Wert folglich stark sank.¹⁴² Die lokale Bevölkerung hatte Elfenbein im Überfluss und benutzte es laut Heuglin sogar als „Pflöcke zum Anbinden der Kühe“¹⁴³, doch bald erkannte sie, „dass das Elfenbein viel mehr werth sein muss, als elende, zerbrechliche Glaswaaren, die bereits Jedermann besitzt“¹⁴⁴. Wahrscheinlich stehen die Abweichungen zwischen den Angaben Pallmes und Brehms mit diesen Entwicklungen in Zusammenhang.

Die von Heuglin beschriebene Intensivierung des Handels entlang des Weißen Nils und seiner Zuflüsse trug nach dem Tod Muhammad Alis dazu bei, dass 1851 der Elfenbeinhandel am Weißen Nil dem staatlichen Monopol entzogen und legalisiert wurde. Es wurden mehrere *Zeraib*, kleinere Handelsniederlassungen, gegründet, und das Gebiet von europäischen und türkischen Händlern durchdrungen. Heuglin berichtete davon, dass jeder *Zeribah*-Besitzer „das Land und Volk, bei dem er sich etablirt hat, als sein Eigenthum“ behandelte.¹⁴⁵

5.3 *Glasperlen, Alkohol und Schwerter. Der Sudan als Absatzmarkt für österreichische Produkte*

Mit dem sprunghaften Anstieg industrieller Produktion in Österreich stieg auch der Bedarf an günstigen Rohstoffen, die die Reisenden im Sudan zu finden glaubten. Umgekehrt bestand Hoffnung darauf, diesen Teil Afrikas als Absatzmarkt für Waren aus der heimischen Industrie zu gewinnen. Import und Export hingen eng miteinander zusammen, zumal die Praxis des Tauschhandels weit verbreitet war.

Für den Weinanbau war der Sudan wegen seines tropischen Klimas kaum geeignet, weshalb Wein importiert werden musste.¹⁴⁶ Aber auch dieser war in den meisten Fällen ungenießbar, da er während des Transports aufgrund der klimatischen Schwankungen Schaden nahm. Dennoch konsumierte die lokale Bevölkerung gern auch den „schlechten, sauern Wein“¹⁴⁷. Besser eignete sich Schnaps, der sehr geschätzt wurde, weil seine Lagerung einfacher war. Zudem könne „in den heißen Ländern den mäßigen Genuß geistiger Getränke aus gesundheitlichen Rücksichten [...]“ nicht entbehrt werden.¹⁴⁸ Das Alkoholverbot im Islam sei keineswegs ein Hindernis für den Handel mit Alkoholi-ka: „Alle diese Mohammedsanbeter scheinen es mit dem Koran nicht so strenge zu nehmen, denn der Genuß geistiger Getränke [...] ist unter ihnen so gewöhnlich, als ob es kein Verbot wäre.“¹⁴⁹ Brehm berichtete davon, dass in dem am Blauen Nil liegen-

142 Heuglin, *Reise in das Gebiet des Weissen Nil*, S. 11–13.

143 Ebd., S. 13.

144 Ebd., S. 166.

145 Ebd., S. 167.

146 Brehm, *Reiseskizzen*, Bd. 1, S. 199.

147 Martin Hansal, zit. nach Imhof, *Fortsetzung der neuesten Briefe*, S. 67.

148 Brehm, *Reiseskizzen*, Bd. 1, S. 199.

149 Martin Hansal, zit. nach Imhof, *Fortsetzung der neuesten Briefe*, S. 46.

den Kamlin, zwei Tagesreisen südlich von Khartum, eine Branntweinbrennerei errichtet wurde. Der Schnaps wurde aus Datteln aus Dongola gebrannt.¹⁵⁰

Das nahezu im gesamten Sudan wachsende Zuckerrohr diente als Basis für eine beginnende industrielle Rumproduktion. Als Vorbild diente die 1818 von einem gewissen Mr. Brine, einem englischen Händler, der auf Jamaika in der Zuckerraffinerie tätig gewesen war, errichtete Zucker- und Rumfabrik von Rhadamun.¹⁵¹ Russegger resümierte allerdings, dass der in den karibischen Kolonien hergestellte Rum wesentlich besser und günstiger sei.¹⁵²

Da die Eisenverarbeitung noch rudimentär war, herrschte im Sudan nach wie vor die Notwendigkeit, Eisen- und Messingwaren aus Europa zu importieren. Die Klingen des im Sudan seit der Islamischen Expansion verbreiteten Schwerttyps *Kaskara* wurden seit dem 16. Jahrhundert mehrheitlich aus Europa importiert.¹⁵³ Sehr gefragt waren österreichische zweischneidige Schwertklingen – Pallme zufolge besonders jene aus der im nordrhein-westfälischen Solingen¹⁵⁴ liegenden Fabrik des österreichischen Schmieds Peter Küll. Dessen Schwerter hatten einen Totenkopf als Markenzeichen eingraviert. Messing- und Eisendraht aus Tirol waren ebenfalls gängige Tauschartikel. Barbiermesser aus der Steiermark fanden im Sudan nicht nur für die Rasur der Kopfhaare und des Intimbereichs Verwendung – „auch zur Excision der Mädchen und zur Verstümmelung der Knaben werden sie gebraucht“¹⁵⁵.

Nachdem jahrhundertlang Kaurimuscheln das meistverbreitete Zahlungsmittel im afrikanisch-asiatischen Raum waren und europäische Kaufleute Milliarden von Kaurimuscheln in Umlauf gebracht hatten, kam es im 18. Jahrhundert zu einer Hyperinflation.¹⁵⁶ Obwohl insbesondere seit der Eroberung des Sudan türkische und ägyptische Währungen sowie österreichische Maria-Theresien-Taler Eingang in den Handel gefunden hatten, blieb Tauschhandel vielerorts bedeutend. Nach der Hyperinflation der Kaurimuscheln wurden Glasperlen zum gängigen Tauschmittel.¹⁵⁷ Pallme prognostizierte in seinem Reisebericht von 1843, dass der Handel mit Glasperlen, der ohnehin schon eine Hauptrolle in ganz Afrika spiele, weiter steigen werde. Deshalb war er über die Tatsache erstaunt, dass es nur zwei Glasfabriken gab. Afrikanische und asiatische Kaufleute seien gezwungen, die Glasperlen „aus der vierten und fünften Hand zu kaufen“¹⁵⁸.

Europäische Schönheitsprodukte waren bei vielen Gesellschaften im Sudan Prestigeobjekte, mit denen sie sich von den anderen Mitgliedern ihrer Gruppe abheben konn-

150 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 1, S. 199.

151 Prokesch, Erinnerungen, Bd. 2, S. 190; Russegger, Reisen, Bd. 2/1, S. 88.

152 Russegger, Reisen, Bd. 2/1, S. 88–89.

153 Christopher Spring, *African arms and armour*, Washington 1993, S. 41–42.

154 Zur Einbettung der Solinger Messer-, Schwerter-, und Säbelschmieden in den Kolonialhandel: Angelika Epple, *Globale Machtverhältnisse, lokale Verflechtungen. Die Berliner Kongokonferenz, Solingen und das Hinterland des kolonialen Waffenhandels*, in: Christof Dejung/Martin Lengwiler (Hrsg.), *Ränder der Moderne. Neue Perspektiven auf die Europäische Geschichte (1800–1930) (Peripherien. Neue Beiträge zur Europäischen Geschichte 1)*, Köln-Weimar-Wien 2016, S. 65–91.

155 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 184.

156 Anirban Biswas, *Money and Markets from Pre-colonial to Colonial India*, Neu-Delhi 2007, S. 143–162.

157 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 3, S. 98.

158 Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 185.

ten. Zwar gab es in Ägypten eine beginnende Kosmetikindustrie, der Großteil wurde aber nach wie vor aus Europa eingeführt. So berichtet Pallme davon, dass österreichisches Antimonium, zu Pulver zerstoßen, von sudanesischen Frauen zum Schminken der Augenlider verwendet wurde.¹⁵⁹ Parfums waren im Sudan ausschließlich höheren Bevölkerungsschichten vorbehalten, da sie sehr teuer waren. Russegger erwähnt auf Speik basierte Parfums, die damals im Umlauf waren. Kölnisch Wasser, das vereinzelt auf den Bazaren erworben werden konnte, war Teil eines diplomatischen Geschenks, das Konstantin Reitz der Tante König Hussein von Darfur, Prinzessin Soakim, zukommen ließ.¹⁶⁰ Sehr begehrt waren außerdem europäische Seifen, insbesondere Speikseifen aus Kärnten. Pallmes Bericht zufolge musste jede Frau sie haben, „sonst hat sie das Recht sich scheiden zu lassen“¹⁶¹. Die Nachfrage war so groß, dass der Generalgouverneur des Sudan, Ahmad Pasha Abū Widān, von einem deutschen Unternehmer namens Bauer in Kamlin am Blauen Nil eine Seifenfabrik errichten ließ – als Hansal das Gebiet im Jahr 1855 bereiste, befand sie sich allerdings bereits im Verfall.¹⁶²

5.4 *Der Nil, das Rote Meer und die Karawanen. Routen für den Handel*

Auch wenn der Sudan als Rohstofflieferant und Absatzmarkt erschlossen werden würde, stellte sich die wichtige Frage, wie die Waren vom Sudan nach Österreich und umgekehrt transportiert werden könnten.

Nach der Eroberung des Sudan wurden die wichtigsten Rohstoffe sofort dem staatlichen Monopol unterworfen, wodurch es den Händlern strikt verboten wurde, ihre Produkte an Privathändler zu veräußern. Durch dieses System konnte der ägyptische Vizekönig die Preise diktieren – ein Gewinn, wenn nicht auf illegalem Wege, war für lokale Händler kaum zu erwirtschaften, wie die besprochenen Elfenbeinlieferungen an die Rotmeerküste belegen.¹⁶³ Zwar wurden im britisch-osmanischen Vertrag von Balta Liman (1838), dem später auch Österreich beitrug, den europäischen Mächten uneingeschränkter Zugang zu den Märkten des Osmanischen Reichs sowie gleiche Besteuerung eingeräumt, doch der Sudan gehörte staatsrechtlich nicht zum Osmanischen Reich und somit konnte Generalgouverneur Abd al-Latif Pascha Abd Allah (circa 1805–1883) den Handel fast uneingeschränkt kontrollieren.¹⁶⁴ Russegger äußerte seine Hoffnung auf Abschaffung des Monopols im Sudan,¹⁶⁵ die auf Druck des k. u. k. Konsuls von Khartum, Konstantin Reitz, zusammen mit der Absetzung Latif Paschas 1852

159 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 184.

160 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 3, S. 270.

161 Pallme, Beschreibung von Kordofan, S. 184.

162 Imhof, Fortsetzung der neuesten Briefe, S. 97–98.

163 Als der Vizekönig dieser illegalen Transporte gewahr wurde, erwarb er 1846 von Sultan Abdülmecid I. (1823–1861) die am Roten Meer liegenden Städte Massawa und Sawakin in einem Pachtvertrag: Jonathan Miran, Red Sea Citizens. Cosmopolitan Society and Cultural Change in Massawa, Bloomington 2009, S. 4.

164 Walter Sauer, Ein Jesuitenstaat in Afrika? Habsburgische Kolonialpolitik in Ägypten, dem Sudan und Äthiopien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 55 (2011), Heft 1, S. 7–27, hier S. 15.

165 Russegger, Reisen, Bd. 2/1, S. 384.

durchgesetzt werden konnte.¹⁶⁶ Dennoch blieb ein Großteil des Handels in den Händen der Regierung, konstatierte Brehm.¹⁶⁷

Zentrale Handelsroute für die Achse Sudan–Österreich war der Nil, der vom Delta bis Assuan durchgängig schiffbar war. Für die Nilroute taten sich aber einige Schwierigkeiten auf: linerseits die hohen Zollabgaben, andererseits die Nilkatarakte, die sich südlich von Assuan an vielen Stellen auftürmten. Russegger gab zu bedenken, dass die Regierung „noch viel mehr gewinnen würde, wenn sie bei mässigeren Zöllen die Konkurrenz frei geben und dadurch die Produktion vervielfachen würde“¹⁶⁸. Um diesem Problem zu begegnen, wurden von sudanesischen wie von europäischen Händlern Versuche unternommen, eine Senkung der Zölle zu erwirken. Insbesondere das 1850 gegründete k. u. k. Konsulat Khartum konnte in dieser Beziehung einige Vorteile für europäische Händler durchsetzen. Bezüglich der Schiffbarmachung des Nils erwähnte Prokesch, dass der Vizekönig bereits Versuche unternommen hatte, die Katarakte zu sprengen. Sinnvoller sei allerdings der Bau eines Kanals.¹⁶⁹ In den meisten Fällen entschieden sich die Handelstreibenden allerdings für die Karawanenroute durch die Nubische Wüste, die den großen Nilbogen durchschneidet. Dieser Weg beanspruchte laut Russegger sechzig bis neunzig Tage.¹⁷⁰ Da in Österreich die Überzeugung vorlag, der Nil wäre südlich von Assuan nicht schiffbar, entschloss sich Reitz im Sommer 1852 für eine spektakuläre Aktion: Er kaufte aus eigener Kasse rund zweihundert Tiere, die er Kaiser Franz Joseph I. schenkte und mit einem Schiff von Khartum nach Alexandria bringen ließ. Die Tierfracht wurde in den Tiergarten Schönbrunn transportiert, wo der Sudan über Nacht zum Gesprächsthema wurde.¹⁷¹

Der Weiße Nil sowie seine Zuflüsse waren bis weit in den Süden schiffbar. Nach der Durchsetzung der Handelsfreiheit im Jahr 1851 durchdrangen immer größere Gruppen von Händlern dieses Gebiet, die größten davon waren aber nach wie vor die einmal jährlich organisierten Expeditionen der Regierung, die von europäischen Händlern wie Nikola Ulivi (circa 1807–1852) aus Sardinien und Antoine Brun-Rollet (1810–1858) aus Savoyen geleitet wurden. Heuglin berichtete von „blutigen Zusammenstößen“, die durch die „Brutalität der Händler“ gegenüber den „im Ganzen wirklich harmlosen Eingebornen“ provoziert wurden.¹⁷² Auch der Missionar Ignaz Knoblecher aus St. Kanzian,

166 Roemheld, Konstantin Reitz, S. 312.

167 Brehm, Reiseskizzen, Bd. 1, S. 196–197.

168 Russegger, Reisen, Bd. 2/2, S. 36.

169 Prokesch, Erinnerungen, Bd. 2, S. 170–171.

170 Russegger, Reisen, Bd. 2/1, S. 410.

171 Christa Riedl-Dorn, Hohes Tier. Die Geschichte der ersten Giraffe in Schönbrunn, Wien 2008, S. 112–113.

172 Heuglin berichtete davon, dass europäische, ägyptische und türkische Kaufleute dazu übergingen, Elfenbein mit Gewalt zu entwenden, als die lokale Bevölkerung Glasperlen nicht mehr als Tauschobjekt annehmen wollte. Zudem stiegen einige Expeditionsteilnehmer auch in den Sklavenhandel ein. Die Gewaltbereitschaft der Kaufleute führte dazu, dass sich die lokale Bevölkerung gegen die „Marodeurs“ zu wehren begann. Dies wiederum veranlasste die Organisatoren der Expeditionen dazu, die Nilbarken mit bewaffneten Schutzmannschaften auszustatten, sodass zwischen vierzig und hundert Askari (arab. „Soldaten“) die Elfenbeinjagden begleiteten. Mit zahlreichen als Zeribah bezeichneten Niederlassungen bildeten europäische, ägyptische und türkische Handelsleute ein eng verzweigtes Netz an Stützpunkten, um sich Zugriff auf Handelsrouten zu verschaffen, die bis in das zentralafrikanische und kongolische Gebiet reichten. Als Heuglin das Gebiet 1861 bereiste, sollen bis zu dreihundert Soldaten in einer einzelnen Zeribah stationiert gewesen sein: Heuglin, Reise in das Gebiet des Weissen Nil, S. 12–18. Ignaz Pallme legte ebenfalls eine ausführliche Beschreibung der Sklavenjagden von 1838

der die unter österreichischem Schutz stehende katholische Mission in Zentralafrika leitete, bereiste mehrmals das Gebiet des Weißen Nils mit seinem Dampfboot *Stella matutina*, wobei mit Gondokoro und Heiligenkreuz zwei Missionsstationen im Territorium der Bari errichtet wurden.¹⁷³ Auch der Blaue Nil war damals bis weit in den Süden schiffbar, blieb aber laut Russegger „ein schlaffer Nerv, den die ägyptische Regierung nach vollen 24 Jahren des Besitzes und ausschließlicher Alleinherrschaft noch nicht zu beleben verstand“¹⁷⁴.

Als wichtigstes Lasttier galt das Kamel. Allerdings litten diese Tiere in den tropischen Zonen des Sudan unter einer Fliegenart, die bereits 1791 vom schottischen Afrikareisenden James Bruce (1730–1794) beschrieben worden war¹⁷⁵ und nicht selten dazu beitrug, dass ganze Karawanen zugrunde gingen.¹⁷⁶ Deshalb regte Russegger an, südlich der Wüstengebiete Esel zu verwenden.¹⁷⁷

Die im Sudan tätigen Händler und das Konsulat von Khartum waren bestrebt, den Handel mit den Nachbargebieten zu beleben. Das Sultanat von Darfur kappte unter Sultan Muhammad Hussein ibn Muhammed Fadl (reg. 1838–1873) die Karawanenroute nach Dongola, sodass lediglich die Route nach Asiuat blieb, entlang welcher lediglich einmal pro Jahr eine Karawane unterwegs war – viel zu wenig, um einen intensiven Handel mit Zentralafrika zu betreiben.¹⁷⁸ Die im August 1851 in Khartum weilende Prinzessin Soakim, die Tante des Sultans, befand sich auf Pilgerreise nach Mekka. Diese Gelegenheit wollte Reitz nutzen, um diplomatische Kontakte zum Sultanat von Darfur anzubahnen und über die Wiederherstellung des Handels in den Sudan zu verhandeln. Nach einer Audienz wurde Reitz eine diplomatische Reise in Aussicht gestellt. Zu einer solchen Reise nach Darfur, dem Knotenpunkt für den Karawanenhandel in das zentralafrikanische Gebiet und in den westlichen Tschad, kam es aber nie.¹⁷⁹ Pallme legte große Hoffnungen in den Onkel des Sultans, Abu Madyan († circa 1847), den er in seinen Kolonialplan¹⁸⁰ integrierte: Nach der geplanten Eroberung Darfurs wäre Abu Madyan den Plänen Pallmes zufolge nach Österreich zu bringen, „wo er sich mit einem anständigen Gehalte begnügen und auf den Thron von Darfur verzichten würde“¹⁸¹. Diese hochtrabenden Vorstellungen von einer kolonialen Inbesitznahme Darfurs wurden allerdings kaum mit Aufmerksamkeit bedacht.

und 1839 vor, die im *British and Foreign Anti-Slavery Reporter* veröffentlicht wurde: Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 188–212. Zur Einordnung der Elfenbeinjagden: Sauer, *Schwarz-Gelb in Afrika*, S. 34–36, 43.

173 Markus Kaiserseder, *Die österreichischen Missionsstationen im Sudan zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Wegbereiter eines Kolonialismus?*, Dipl. Wien 2013, S. 63–76.

174 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 491.

175 James Bruce, *Travels to Discover the Source of the Nile*, Bd. 5, London 1790, S. 188–192.

176 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 155–156.; Pallme, *Beschreibung von Kordofan*, S. 74–75.

177 Russegger, *Reisen*, Bd. 2/2, S. 156–157.

178 Für diese Route veranschlagte Prokesch 38 Tage: Prokesch, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 160.

179 Roemheld, *Konstantin Reitz*, S. 314.

180 Ignaz Pallmes „Pläne und Vorarbeiten zur Eroberung von Abessinien, Darfur und Tripolis für Österreich; nebst Bemerkungen über den Schwerpunkt der Kanonenkugel“ sind abgedruckt in Zach, *Ignaz Pallme*, S. 103–109.

181 Zach, *Ignaz Pallme*, S. 108.

6. Fazit

Der Sudan, der von österreichischen Reisenden noch vor dem *Scramble for Africa* inspiert wurde, war für Handelstreibende eine attraktive und zukunftssträchtige Region, die aufgrund ihrer Bodenschätze für koloniale Akteur*innen die Hoffnung auf vielversprechende Gewinne in sich barg. Russegger, der im Zuge seiner Expedition zwar weder die legendären Mondberge noch die scheinbar unerschöpflichen Goldvorkommen finden konnte, entfachte durch seine Reiseberichte das Interesse einiger österreichischer Handelstreibender auf dieses neue, von Europäer*innen bisher beinahe unberührte Gebiet. Immer mehr Kaufleute kamen in den Sudan und hielten dort Ausschau nach günstigen Rohstoffen für die heimische Industrie. Auch als Absatzgebiet für Produkte aus Österreich kam der Sudan infrage. Erst durch diese Handelsreisenden der ersten Stunde wurden die staatlichen Stellen auf den Sudan aufmerksam.

Es lassen sich drei Hauptgründe dafür anführen, warum sich Österreicher*innen überhaupt auf ein Engagement im Sudan einließen: 1. Die Habsburgermonarchie hatte bereits seit Mitte des 17. Jahrhunderts versucht, den Handel mit dem Osmanischen Reich zu kontrollieren und in diesem Kontext auch die Verbindungen zu Ägypten und der Levante zu intensivieren. 2. Ein begünstigender Faktor mag zudem die ägyptische Expansion nach Süden gewesen sein – der Sudan war bereits militärisch erschlossen und eine rudimentäre Verwaltung aufgebaut worden, ohne dass die Habsburgermonarchie zu den Waffen hätte greifen müssen. Zudem war im neuerobernten Gebiet noch keine europäische Macht vertreten. Dieser Umstand begünstigte die Errichtung des Konsulats, da keine politischen Verwicklungen mit anderen Kolonialmächten zu befürchten waren. Ein 3. Aspekt ist in dem von den Briten durchgesetzten Vertrag von Balta Liman zu sehen, in dessen Windschatten sich den Akteur*innen der Habsburgermonarchie im Sudan völlig neue Handlungsspielräume eröffneten.

Die eingangs aufgestellte These, wonach das Konsulat von Khartum und die im Sudan lebenden Menschen aus den Ländern der Habsburgermonarchie ein – wenn auch zeitlich und räumlich begrenztes – „informal empire“ errichteten, kann bestätigt werden. Da die Reiseberichte über einen Zeitraum von circa 35 Jahren verstreut sind, kann der Prozess von den anfänglichen Expeditionen bis zur Errichtung einer konsularischen Präsenz und der effektiven Durchsetzung von Herrschaft anschaulich nachgezeichnet werden. Mit dem k. u. k. Konsulat von Khartum, dessen Gründung im Jahr 1850 mit dem Richtungswechsel in der österreichischen Handelspolitik unter der Regie von Handelsminister Bruck zusammenhängt, verfügte die Habsburgermonarchie über ein Instrument, das durchaus bestimmenden Einfluss auf lokale Autoritäten ausüben konnte. Die Österreicher*innen im Sudan beteiligten sich an der für ein „informal empire“ typischen Praxis der ungleichen Verträge.¹⁸² Zu den Indikatoren für die Herrschaftspraxis eines von den k. u. k. Behörden betriebenen „informal empire“ im Sudan zählen ferner die Absetzung des Provinzialgouverneurs, die erzwungene Öffnung weiterer Gebiete für den Handel, das Gegeneinander-Ausspielen von Bevölkerungsgruppen, Zivilisierungs-

und Missionierungsfantasien, die Ausbeutung von Ressourcen und die Elfenbeinjagden mit den Gewaltexzessen gegen die lokale Bevölkerung.

Dass die Habsburgermonarchie nicht auf die Dauer Einfluss auf den Sudan nehmen konnte, ist auf mehrere Faktoren zurückzuführen. Ein wesentliches Hindernis, das sich den Händlern in den Weg stellte, war neben dem Monopolsystem des Vizekönigs die Unzugänglichkeit bestimmter Gebiete durch die mangelnde Schiffbarkeit des Nils. Zudem fehlte der Habsburgermonarchie eine schlagkräftige Handels- und Kriegsmarine, die für die Etablierung kolonialer und imperialer Herrschaft im 19. Jahrhundert eine *conditio sine qua non* gewesen wäre.¹⁸³ Auf dem Nil waren nur sehr einfache, hölzerne Nilbarken verfügbar. So muss die vom Konsulat betriebene Politik als „Kanonenbootdiplomatie“ ohne Kanonenboote bezeichnet werden. Diese Formulierung soll aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass auch österreichische Akteur*innen aktiv an der Organisierung und Durchführung der oftmals in Gewaltakte gegen die lokale Bevölkerung ausartenden Elfenbeinjagden beteiligt waren. Die Partizipation im Handel mit Sklav*innen ist bisher nur für Franz Binder belegt und bleibt daher ein Forschungsdesiderat.¹⁸⁴ Ein weiterer Grund für das Scheitern der Bemühungen im Sudan hängt damit zusammen, dass kolonialistische und imperialistische Ansätze nur in Teilen der Bevölkerung genügend Rückhalt hatten, z. B. im maritimen Interessenskomplex von Triest, in der schmalen Schicht von Großindustriellen und unter einzelnen Bürger*innen, die auf der Suche nach Abenteuern und Gewinn in den Sudan ziehen wollten.

Letztlich muss der Bedeutungsverlust der österreichischen Vertretung im Sudan auch im Kontext der Ausweitung britischer und französischer Herrschaft in Afrika gesehen werden. Das British Empire konnte auf dem Seeweg nach Indien den ostafrikanischen Raum durchdringen und trat als dominante wirtschaftliche und politische Macht im Indischen Ozean auf. Frankreich suchte die britische Hegemonie zu brechen, indem in Verhandlungen mit Ägypten die Konzession für das Kanalbauprojekt von Suez erlangt wurde. Das Vereinigte Königreich befürchtete, dass damit andere Seemächte die britische Hegemonie im Indischen Ozean brechen würden.¹⁸⁵ Der ohnehin schon mit vielen Schwierigkeiten verbundene Handel auf der Nilroute, den Reitz und seine Nachfolger entwickeln wollten, sank mit der Eröffnung des Suezkanals endgültig in die Bedeutungslosigkeit ab. Lediglich die Bereitschaft Hansals, das Konsulat ehrenamtlich weiterzuführen, verhinderte eine Schließung.

Es kann festgehalten werden, dass die Österreicher*innen vor Ort durch ihr persönliches Agieren die Handelsaktivitäten zwischen dem Sudan und der Habsburgermonarchie maßgeblich beeinflussten – wenn auch in einem kleinen Rahmen, der von der Begrenztheit der finanziellen Ressourcen bestimmt war. Der Sudan stellte für die meisten politischen Entscheidungsträger ein Phänomen dar, mit dem sie sich – wenn

183 Weingartshofer, *Imperialismus-Strategien*, S. 126–127.

184 Endre Stiansen, Franz Binder. Ein europäischer Araber im Sudan, in: Walter Sauer (Hrsg.), *k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 111–126.

185 Sauer, *Schwarz-Gelb in Afrika*, S. 29–32.

überhaupt – nur am Rande beschäftigten. Die Habsburgermonarchie hatte ohnehin alle Hände voll zu tun und war darauf bedacht, gute Beziehungen zum Osmanischen Reich zu pflegen, die Spannungen auf dem Balkan zu beruhigen, den Verlust Norditaliens zu kompensieren sowie den Konflikt mit Preußen zu lösen.¹⁸⁶

7. Quellen

Brehm, Alfred Edmund, *Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn*, gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen, 3 Bde., Jena 1855.

Bruce, James, *Travels to Discover the Source of the Nile*, Bd. 5, London 1790.

Hartmann, Carl Friedrich Alexander, *Handwörterbuch der Mineralogie, Berg-, Hütten- und Salzwerkskunde*, Bd. 2, Ilmeau 1825.

Heuglin, Theodor von, *Reisen in Nord-Ost-Afrika. Tagebuch einer Reise von Chartum nach Abyssinien mit besonderer Rücksicht auf Zoologie und Geographie unternommen in dem Jahre 1852 bis 1853. Mit einer Karte, einem Gebirgs-Durchschnitte und 3 Bildern*, Gotha 1857.

Ders., *Reise in das Gebiet des Weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862–1864*, Leipzig-Heidelberg 1869.

Holt, Peter Malcom (Hrsg.), *The Sudan of the Three Niles. The Funj Chronicle 910–1288/1504–1871 (Islamic history and civilization. Studies and texts 26)*, Leiden-Boston-Köln 1999.

Imhof, Franz Xaver (Hrsg.), *Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika*, geschrieben von Martin Hansal, gewesenem Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburt am Rennwege in Wien, derzeit Lehrer der Negerjugend und Sekretär des hochwürdigen Herrn Pro-Vikars Dr. Knoblecher, Chefs der katholischen Mission für Mittel-Afrika zu Chartum, an seinen Freund Franz Xaver Imhof, Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburts am Rennwege in Wien, Wien 1855.

Ders. (Hrsg.), *Fortsetzung der neuesten Briefe aus Chartum in Central-Afrika*, geschrieben von Martin Hansal, gewesenem Lehrer an der Pfarrhauptschule zu Maria Geburt am Rennwege in Wien, derzeit Lehrer der Negerjugend und Sekretär des hochwürdigen Herrn Pro-Vikars Dr. Knoblecher, Chefs der katholischen Mission für Mittel-Afrika zu Chartum, Wien 1856.

Pallme, Ignaz, *Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Alis stattgefundenen Sklavenjagden*, Stuttgart-Tübingen 1843.

186 Weingartshofer, *Imperialismus-Strategien*, S. 139–140.

Russegger, Joseph, *Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder*, 7 Bde., Stuttgart 1841–1849.

8. Literatur

Agstner, Rudolf, *Das k.k. (k.u.k.) Konsulat für Central-Afrika in Khartoum 1850–1885*, Kairo 1993.

Becker, Felicitas, Netzwerke vs. Gesamtgesellschaft: ein Gegensatz? Anregungen für Verflechtungsgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), Heft 2, S. 314–324.

Beckert, Sven, *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*, München 2019.

Biswas, Anirban, *Money and Markets from Pre-colonial to Colonial India*, Neu-Delhi 2007.

Colloseus, Gerald, *Ein österreichisches Schicksal? Analyse von Kolonialprojekten am Beispiel der Mission Tegetthoffs und Heuglins ins Rote Meer 1857/58*, Dipl. Wien 2008.

Deutsch, Engelbert, *Die effektiven Konsuln Österreich (-Ungarns) von 1825–1918. Ihre Ausbildung, Arbeitsverhältnisse und Biografien*, Wien-Köln-Weimar 2017.

Elles, R. J., *The Kingdom of Tegali*, in: *Sudan Notes and Records* 18 (1935), S. 1–35.

Epple, Angelika, *Globale Machtverhältnisse, lokale Verflechtungen. Die Berliner Kongokonferenz, Solingen und das Hinterland des kolonialen Waffenhandels*, in: Christof Dejung/Martin Lengwiler (Hrsg.), *Ränder der Moderne. Neue Perspektiven auf die Europäische Geschichte (1800–1930) (Peripherien. Neue Beiträge zur Europäischen Geschichte 1)*, Köln-Weimar-Wien 2016, S. 65–91.

Fahmy, Khaled, *Mehmed Ali. From Ottoman Governor to Ruler of Egypt*, Oxford 2008.

Fischer, Robert-Tarek, *Österreich im Nahen Osten. Die Großmachtspolitik der Habsburgermonarchie im Arabischen Orient 1633–1918*, Wien-Köln-Weimar 2006.

Frank, Alison, *Continental and Maritime Empires in an Age of Global Commerce*, in: *East European Politics and Societies* 25 (2011), Heft 4, S. 779–784.

Gritsch, Mario, *Die Beziehungen Österreich-Ungarns zum ägyptischen Sudan. Die staatlichen, kirchlichen sowie privaten Interessen und Unternehmungen in diesem Raume*, phil. Diss. Wien 1975.

Hagen, Thomas J., *Österreichs Mitteleuropa 1850–1866. Die Wirtschafts-, Währungs- und Verkehrsunion des Karl Ludwig Freiherrn von Bruck (Historische Studien 507)*, Husum 2015.

Hamann, Christof/Honold, Alexander, *Der Kilimandscharo*, in: Jürgen Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a. M. 2013, S. 81–95.

Hassinger, Hugo, Österreichs Anteil an der Erforschung der Erde. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs, Wien 1949.

Hill, Richard, Egypt in the Sudan 1820–1881, London 1959.

Jandl, Gerhard, „Österreichs Name ist der wohlklingendste im ganzen Sudan“. Die Österreichische Mission in Zentralafrika (1848–1916) und die Beteiligung von katholischen Couleurstudenten (Tradition und Zukunft 17), Wien 2019.

Kaiserseder, Markus, Die österreichischen Missionsstationen im Sudan zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Wegbereiter eines Kolonialismus?, Dipl. Wien 2013.

Krobb, Florian, „The starting point for the civilisation of the Dark Continent.“ Austrians in the Sudan: Ernst Marno and Rudolf Slatin as Agents of African Conquest, in: *Austrian Studies* 20 (2012), S. 142–160.

Miran, Jonathan, Red Sea Citizens. Cosmopolitan Society and Cultural Change in Mas-sawa, Bloomington 2009.

Osterhammel, Jürgen, Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen, München 1995.

Ders., Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2016.

Owen, Roger, Egypt and Europe. From French expedition to British occupation, in: Roger Owen/Bob Sutcliffe (Hrsg.), *Studies in the theory of imperialism*, London 1972, S. 195–209.

Reinhard, Wolfgang, Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1450–2015, München 2016.

Riedl-Dorn, Christa, Hohes Tier. Die Geschichte der ersten Giraffe in Schönbrunn, Wien 2008.

Roemheld, Friedrich, Konstantin Reitz. Ein vergessener Vorkämpfer für abendländische Kultur in Afrika, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 12 (1959), S. 289–373.

Sanderson, George Neville, British Informal Empire, Imperial Ambitions, Defensive Strategies, and the Anglo-Portuguese Congo Treaty of February 1884, in: Stig Förster/Wolfgang J. Mommsen/Ronald Robinson (Hrsg.), *Bismarck, Europe, and Africa. The Berlin Africa Conference 1884–1885 and the Onset of Partition*, London 1988, S. 189–214.

Sauer, Walter, Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage, in: Walter Sauer (Hrsg.), *k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 17–78.

Ders., Auf dem Weg zu einer Kolonialgeschichte Österreichs, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 55 (2011), Heft 1, S. 2–6.

Ders., Ein Jesuitenstaat in Afrika? Habsburgische Kolonialpolitik in Ägypten, dem Sudan und Äthiopien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 55 (2011), Heft 1, S. 7–27.

Slokar, Johann, *Geschichte der österreichischen Industrie und ihrer Förderung unter Kaiser Franz I. Mit besonderer Berücksichtigung der Großindustrie und unter Benützung archivalischer Quellen*, Wien 1914.

Spring, Christopher, *African arms and armour*, Washington 1993.

Strohmeier, Arno, „Österreichische“ Geschichte der Neuzeit als multiperspektivische Raugeschichte, in: Martin Scheutz/Arno Strohmeier (Hrsg.), *Was heißt „österreichische“ Geschichte? Probleme, Perspektiven und Räume der Neuzeitforschung* (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit 6), Innsbruck-Wien-Bozen 2008, S. 167–197.

Weingartshofer, Philipp, *Imperialismus-Strategien am Beispiel der Österreicher im Sudan. Das Zusammenspiel kolonialer Akteure in Peripherie und Metropole am Beispiel der Österreicher im Sudan im 19. Jahrhundert*, phil. Dipl. Wien 2013.

Wendt, Reinhard, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Paderborn-München-Wien-Zürich 2007.

Wenzlhuemer, Roland, *Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden*, Konstanz-München 2017.

Zach, Michael, *Österreicher im Sudan von 1820 bis 1914*, Wien 1985.

Ders., Ignaz Pallme. Ein unbekannter Kolonialentwurf für Nordostafrika aus dem Jahr 1851, in: Walter Sauer (Hrsg.), *k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 79–110.

Florian Ambach studiert Geschichte und Deutsch an der Universität Innsbruck. Florian.Ambach@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Florian Ambach, *Baumwolle, Elfenbein und Glasperlen. Perspektiven österreichischer Reisender auf die Errichtung eines „informal empire“ im Sudan des 19. Jahrhunderts*, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 203–231, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Hofzeremoniell und Gebärstuhl. Zur Bedeutung von Ritualen bei den Entbindungen Maria Theresias (1717–1780)

Sabrina Schober

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Mag. Dr. Marina Lucy Hilber, Bakk.

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Seminar-Arbeit (Vertiefung)

Abstract

Ceremonial and a birthing chair. The significance of rituals during the childbirths of Maria Theresia (1717–1780)

Maria Theresia (1717–1780), Archduchess of Austria, Queen of Bohemia and Hungary, delivered sixteen children in twenty years. The following seminar paper aims to reconstruct the deliveries of Maria Theresia in order to give an insight into childbirths of royals in the 18th century. It covers the childbirth itself as well as the following activities to understand the importance of rituals and ceremonials surrounding the deliveries, considering that children were equivalent to the continuity of the monarchy and the Habsburg dynasty. To this end, the paper analyses letters written by Maria Theresia herself as well as records of her master of ceremonies.

1. Einleitung

„Nehmen sie sich kein Beispiel an mir, denn ich war immer nur zu glücklich bei meinen Entbindungen, mehr als ich es verdiente.“¹ – Maria Theresia an ihre Schwester.

1 Friedrich Walter (Hrsg.), Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit 12), Darmstadt 1968, S. 39–49, zit. nach Barbara Stollberg-Rilinger, Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit, München 2017, S. 295.

Die Hauptaufgabe einer Habsburgerin und wohl jeder anderen Frau gehobenen Standes im 18. Jahrhundert war das Gebären von Kindern. Das Fortbestehen der jeweiligen Dynastie sollte dadurch gesichert werden. Dabei galt: je mehr Kinder, desto besser. Aufgrund der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie Krankheiten – zur Zeit Maria Theresias vor allem die Pocken – musste jederzeit mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Maria Theresia wurde dieser Aufgabe vollends gerecht. Ein Jahr nach ihrer Hochzeit mit Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) gebar sie im Alter von 19 Jahren ihr erstes Kind. Bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahr folgten 15 weitere Entbindungen. Von den insgesamt 16 Kindern des Kaiserpaares sollten zehn das Erwachsenenalter erreichen. Die Anzahl der Schwangerschaften war für die damalige Zeit nicht außergewöhnlich. Besonders war, dass der Großteil der Nachkommenschaft die Kinderjahre überlebte. Das Mutterbild Maria Theresias hielt sich wie kein anderer Topos rund um die Herrscherin. Ihr biologischer weiblicher Körper ermöglichte die Metapher der Mutter des Volkes.²

Die Erforschung der Rituale bei den Entbindungen Maria Theresias steht im Zentrum dieser Arbeit. Dabei werden folgende Fragen aufgeworfen: Welche Personen waren während der Entbindungen der Herrscherin anwesend und welche Rituale sind im Umfeld der Entbindungen erkennbar? Die leitende These dabei lautet: Die Schwangerschaften Maria Theresias unterlagen einer bestimmten Regelung durch das Hofzeremoniell, welches von der Bekanntgabe der Schwangerschaft über die Entbindung bis zur Taufe des Kindes genaue Rituale vorgab.

Maria Theresia stellt als einzige weibliche Thronfolgerin im Hause Habsburg eine Besonderheit dar, was sich auch in Publikationen widerspiegelt: Ihre Person wurde über die Jahrhunderte hinweg immer wieder zum Gegenstand geschichts- sowie populärwissenschaftlicher Werke. Großteils handelt es sich dabei um politische Biographien, Veröffentlichungen ihrer Briefe und Ähnliches. Anlässlich des dreihundertsten Geburtstags Maria Theresias im Jahre 2017 kam es zu einer Welle an wissenschaftlichen Publikationen. Eine neue Perspektive auf die Erzherzogin eröffnete die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger mit ihrer Biographie „Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit“³. Laut einer Rezension sei diese die erste ernstzunehmende wissenschaftliche Biographie zu Maria Theresia seit dem Ende der Monarchie.⁴ Getreu ihren Forschungsschwerpunkten erörtert Stollberg-Rilinger in ihrem Werk wiederholt die Rituale im Leben Maria Theresias zur Darstellung ihrer Macht. Aus diesem Grund soll das Werk auch für die vorliegende Arbeit herangezogen werden. Während also zu Maria Theresia selbst sowie deren Nachkommen unzählige Biographien existieren, ist es schwierig, Publikationen explizit zu den Entbindungen – besonders bezogen auf deren Rituale – zu finden. Zur Bearbeitung und Analyse dieser Rituale liefern die Hofzeremonielle und Verlautbarungen der

2 Zu den verschiedenen Körpern Maria Theresias sei hier vor allem auf einen Beitrag von Anne-Sophie Banakas verwiesen: Anne-Sophie Banakas, Die zwei Körper der Herrscherin. Der politische und der natürliche Körper in den Porträts von Maria Theresia (1740–1780), in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 126 (2018), Heft 1, S. 73–109.

3 Barbara Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*, München 2017.

4 Matthias Schnettger, Rezension zu: Barbara Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*, München 2017, in: *sehpunkte* 17 (2017), Heft 9, <http://www.sehpunkte.de/2017/09/30136.html>, eingesehen 14.2.2020.

Geburten eine wichtige Quelle. Neben dem bereits genannten Werk sollen auch zwei Werke von Karl Vocelka und Lynne Heller⁵ herangezogen werden, die sich mit der Welt der Habsburger*innen und damit mit deren Ritualen beschäftigen.

Um den Forschungsfragen nachzugehen, werden neben der Sekundärliteratur auch schriftliche Quellen herangezogen. Dabei handelt es sich vor allem um Briefe⁶, die Maria Theresia an ihre Kinder und engsten Vertrauten schrieb und aus dem Französischen übersetzt vorliegen, Zeitungsausschnitte aus der „Wiener Zeitung“⁷, in denen die Geburten verlautbart wurden sowie Tagebuchaufzeichnungen von Johann Joseph von Khevenhüller-Metsch⁸ (1706–1776), der in verschiedensten hohen Positionen, zuletzt als Obersthofmeister, am Hofe tätig war. Die Arbeit gliedert sich in zwei große Teile. Der erste Teil behandelt die Unterschiede zwischen royalen und anderen Entbindungen sowie Maria Theresias Vorstellungen einer idealen Schwangerschaft. Kurz gestreift wird auch der Aspekt der rituell bestimmten Verlautbarung der Schwangerschaften. Im zweiten Teil der Arbeit wird das Hauptaugenmerk auf die Entbindungen und deren begleitende Faktoren wie Orte, Anwesende und Verlauf gelegt.

Vorab sollte noch der Begriff „Ritual“ geklärt werden. Ein Ritual beschreibt eine Handlung, die durch Standardisierung, Wiederholung, Abfolge und bestimmte Symbole charakterisiert ist und eine gesellschaftliche Wirkung besitzt. Das heißt zum einen, dass Rituale einer bestimmten äußeren Form folgen und diese sich wiederholt, was ein Ritual erwartbar und wiedererkennbar macht. Dies kann entweder schriftlich festgelegt sein oder allein durch das wiederholte Handeln selbst „festgeschrieben“ werden. Zugleich sind Rituale aber nicht starr in einem Konstrukt verankert, sondern können auch verändert werden. Rituale sind zudem symbolisch in dem Sinne, dass sie auf eine soziale Gemeinschaftsordnung verweisen. Die Einhaltung der Rituale diene auch der Bestätigung der hierarchischen Ordnung, eine Nichteinhaltung konnte als Mittel der Kritik eingesetzt werden. Rituale geben also die grundlegenden Werte und Ordnungen einer Gesellschaft wieder und reproduzieren beziehungsweise übermitteln die soziale Wirklichkeit – besonders für Historiker*innen ein wichtiger Forschungsansatz. Die Ritualforschung hatte ihren ersten Höhepunkt in den 1880er-Jahren, zunächst in den Religionswissenschaften sowie in soziologischen und anthropologischen Forschungen. In den Geschichtswissenschaften herrschte die Politik-, Verfassungs- und Sozialgeschichte lange Zeit vor und so traten Rituale erst später in den historischen Diskurs ein, sind mittlerweile aber zu einem wichtigen Teil der (universitären) Lehre geworden.⁹

5 Karl Vocelka/Lynne Heller, *Die Lebenswelt der Habsburger. Kultur- und Mentalitätsgeschichte einer Familie*, Graz-Wien-Köln 1997; Karl Vocelka/Lynne Heller, *Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie*, Graz-Wien-Köln 1998.

6 Siehe dazu: Carl Rothe (Hrsg.), *Die Mutter und die Kaiserin. Briefe der Maria Theresia an ihre Kinder und Vertraute*, Berlin 1987.

7 Ab 1703 unter *Wienerisches Diarium*, ab 1780 als *Wiener Zeitung* publiziert.

8 Sein Tagebuch wurde zwischen 1907 und 1972 in insgesamt acht Bänden im Auftrag der Gesellschaft für Neuere Geschichte Österreichs herausgegeben.

9 Barbara Stollberg-Rilinger, *Rituale (Historische Einführungen 16)*, Frankfurt am Main 2013, S. 9–36.

2. Maria Theresia und ihre Zeit

Im folgenden Kapitel werden zum einen die Schwangerschaften Maria Theresias betrachtet, zum anderen werden aber auch Geburten außerhalb der Adelsgesellschaft beleuchtet. Dies soll die Besonderheiten von adligen Entbindungen hervorheben und einen generellen Einblick in das Entbindungsgeschehen geben. Weiters soll damit aufgezeigt werden, auf welche rituelle Weise Maria Theresia ihre Schwangerschaften verkündete, welche Gewohnheiten bei einer schwangeren Habsburgerin üblich waren und wie sich diese zu verhalten hatte.

2.1 Entbindungen außerhalb der Adelsschicht

Alle Lebensabschnitte wurden von Ritualen begleitet, die das Individuum in die Gemeinschaftsordnung einfügten und diese dadurch immer wieder neu bestätigten. Davon waren auch Schwangerschaft und Entbindung nicht ausgenommen. Die Geburt begann im Normalfall damit, dass die Gebärende in die Obhut von Frauen genommen wurde. Dies konnte eine Hebamme sein, eine Nachbarin oder auch eine Verwandte der Gebärenden. Diese Frauen kümmerten sich während der Entbindung und des folgenden Wochenbettes um die werdende Mutter und praktizierten unterschiedlichste Rituale, die meist der „Schadensabwehr“ dienten. Dass männliche Ärzte an der Geburt teilnahmen, setzte in Europa erst ab dem 18. Jahrhundert langsam ein.¹⁰ Im Zusammenhang mit den im 18. Jahrhundert stattfindenden Modernisierungen im Medizinbereich wollte die Ärzteschaft auch die Ausbildung von Hebammen reformieren. Sie sollten in speziellen Schulen – geführt von männlichen Ärzten – ausgebildet und nicht mehr praktisch angelernt werden, wie zuvor üblich. Dadurch erhoffte man sich eine bessere Ausbildung der Geburtshelferinnen und zugleich die Kontrolle derer.¹¹ 1711 wurde dementsprechend eine Dienstordnung für Hebammen in Wien erlassen. Diese verpflichtete die Geburtshelferinnen unter anderem zu Gehorsam gegenüber dem Dekan der medizinischen Fakultät, wo sie ihre Ausbildung und Prüfung abzulegen hatten. Ab 1754 durften Hebammen selbst keine Schülerinnen mehr ausbilden.¹²

Die Entbindung in Spitälern beziehungsweise Gebärhäusern war im 18. Jahrhundert eine Seltenheit. Diese waren meist Anlaufstellen für ledige Frauen. Da solche Einrichtungen vor allem dem Unterrichtszweck dienten, war eine Entbindung dort aufgrund der vielen Anwesenden sehr öffentlich und wurde von Frauen wohl kaum freiwillig gewählt.¹³ Auf österreichischem Gebiet nahm die Stadt Wien eine Vorreiterrolle in Bezug auf Gebärhauseinrichtungen ein. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts existierte

10 Stollberg-Rilinger, *Rituale*, S. 55–61.

11 Gunda Barth-Scalmani, „Freundschaftlicher Zuruf eines Arztes an das Salzburgerische Landvolk“. Staatliche Hebammenausbildung und medizinische Volksaufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Jürgen Schlumbohm u. a. (Hrsg.), *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, S. 102–118, hier S. 103.

12 Sonia Horn, „...dann mit meiner Hebammerey ich vill mehr gewinnen kann, alß mein Mann mit seiner Doctorey.“ *Wiener Hebammen 1700–1750*, Dipl. Wien 1995, S. 60–66.

13 Verena Pawlowsky, *Trinkgelder, Privatarbeiten, Schleichhandel mit Ammen. Personal und Patientinnen in der inoffiziellen Ökonomie des Wiener Gebärsauses (1784–1908)*, in: Jürgen Schlumbohm u. a. (Hrsg.), *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, S. 206–220, hier S. 206.

im St. Marxer Spital eine eigene Gebärabteilung.¹⁴ Hier mussten Hebammen ab 1721 eine gewisse Zeit lang nach ihrer Ausbildung arbeiten, ab 1754 fand vermutlich die gesamte Hebammenausbildung dort statt.¹⁵

Im Normalfall fanden Entbindungen bei der Gebärenden zuhause statt und waren reine Frauensache. Zu bedenken ist, dass bei Entbindungen regionale Unterschiede auftraten und bestimmte Anwesende sowie der Ablauf von deren Verfügbarkeit beziehungsweise von der Schwere der Geburt abhängig waren. Einige allgemeingültige Aussagen sollen an dieser Stelle aber getroffen werden. Beim Eintreten der ersten Wehen kamen neben der Hebamme – wenn es eine im Ort gab – auch weitere Frauen aus dem sozialen Umkreis der werdenden Mutter hinzu. Durchschnittlich waren während der Entbindung etwa fünf Frauen anwesend. Diese stopften alle Spalten der Türen und Fenster zu, um die Gebärende vor Kälte zu schützen. Zusätzlich sollten die werdende Mutter und ihr Nachwuchs durch die Abdichtung der Räumlichkeiten von schädlichen Einflüssen, wie etwa Schadenszaubern, geschützt werden. Generell wurde versucht, alles zu vermeiden, was der Frau Angst einflößen und dadurch die Niederkunft beeinflussen konnte.¹⁶ Die tatsächliche Entbindung fand auf einer Art Strohlager statt, das nach der Entbindung verbrannt wurde. Die Frauen brachten ihre Kinder normalerweise entweder im Stehen, Knien oder Sitzen zur Welt. Entband die Frau im Sitzen, wurde meist ein Gebärstuhl verwendet. Das Gebären im Liegen erfolgte nur dann, wenn die Frau erkrankte, zu erschöpft war oder es zu Komplikationen kam. Die anwesenden Frauen stützten währenddessen den Körper der Gebärenden oder führten andere assistierende Handlungen wie Wasserholen durch. In der letzten Phase der Geburt war es die Aufgabe der Hebamme, die Gebärende durch ihr Anpacken zu unterstützen und den Säugling aus dem Geburtskanal zu leiten. War das Kind auf der Welt, so wurde es der Mutter auf den Bauch gelegt, bevor die Nabelschnur durchtrennt wurde. Anschließend kümmerte sich die Hebamme um das Wohlergehen des Säuglings, während die restlichen Frauen die Mutter zu Bett brachten und sich um sie kümmerten. Schien das Kind schwächlich oder krank, musste eine Nottaufe und eine entsprechende Behandlung eingeleitet werden. Chirurgen und Bader wurden nur bei Knochenbrüchen oder Todesfällen hinzugerufen. War das Neugeborene gesund, wurde es in Tücher gewickelt und zur Mutter ins Bett gelegt. Die Praxis des sofortigen Säuberns und Wickelns des Kindes wurde im 18. Jahrhundert vorwiegend in Städten durchgeführt und setzte sich im ländlichen Raum erst im 19. Jahrhundert durch. Erst nach der erfolgten Niederkunft und den darauffolgenden Schritten wurde der Dienst der Hebamme und der anderen anwesenden Frauen als vollendet angesehen.¹⁷

Nach der Entbindung und den dazugehörigen Ritualen folgte die Zeit des Wochenbettes. Während dieser Phase befand sich die entbundene Frau in einer besonderen rituellen Position. Binnen dieser vier bis sechs Wochen standen der Mutter Frauen aus ihrem sozialen Umfeld durch Besuche und Hilfeleistungen bei. Die Entbundene war in

14 Marina Hilber, *Institutionalisierte Geburt. Eine Mikrogeschichte des Gebärsaals*, Bielefeld 2012, S. 45.

15 Horn, *Wiener Hebammen*, S. 85–94.

16 Jacques Gélys, *Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500–1900*, München 1989, S. 154–160.

17 Eva Labouvie, *Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt*, Köln 1998, S. 112–129.

dieser Zeit nämlich von der Gesellschaft isoliert. Sie war abgesondert von ihrem Ehegatten und durfte auch keine Gottesdienste besuchen. Die sogenannte „Aussegnung“ der Wöchnerin durch einen Geistlichen beendete diese Phase und kann als Befreiung aus der Isolation und gleichzeitige Wiedereingliederung in die Gesellschaft gesehen werden.¹⁸

Die Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie die Sterblichkeit der Gebärenden waren im 18. Jahrhundert hoch. Die statistischen Zahlen divergieren zwar von Region zu Region – sie waren unter anderem abhängig von medizinischen oder sozialen Umständen – durchschnittlich starben jedoch zwei bis drei von zehn Neugeborenen im ersten Lebensjahr, teilweise sogar fünf von zehn.¹⁹ Krankheiten, die bei Kindern oft zum Tod führten, waren unter anderem die Pocken, Scharlach, Röteln und fiebrige Erkrankungen. Trotz der hohen Sterblichkeit wurde aber weder der Tod des Kindes noch der Tod der Mutter „einberechnet“ oder als Alltäglichkeit betrachtet.²⁰ Bemerkte die Hebamme bei der Entbindung, dass das Neugeborene nicht überlebensfähig war, war die größte Furcht der Anwesenden, dass es nicht mehr rechtzeitig getauft werden konnte. Ungetaufte Kinder durften nicht auf Friedhöfen beigesetzt werden und laut damaligem Glauben war Ungetauften der Himmel verschlossen. Diese Furcht führte zu verschiedenen Praktiken, zum Beispiel dem Einführen von Weihwasser in die Gebärmutter.²¹ Zudem unterwies die katholische Kirche die Hebemütter beziehungsweise Hebammen, mit sterbenden Gebärenden zu beten, ihnen die Beichte abzunehmen sowie das Sakrament der (Not-)Taufe zu spenden. Eine weitere Aufgabe von Hebammen war, verstorbene Kinder und Mütter vor deren Beisetzung zu waschen und zu kleiden.²²

2.2 *Bekanntgabe und Verlauf der Schwangerschaften Maria Theresias*

Nicht nur das Gebären brachte Herausforderungen mit sich, auch das frühe Erkennen einer Schwangerschaft war im 18. Jahrhundert eine Schwierigkeit. Das Ausbleiben der monatlichen Blutung konnte als Anzeichen einer Schwangerschaft wahrgenommen werden, allerdings konnte dies auch andere Gründe wie zum Beispiel Krankheiten haben. Medizinhistorischer Hintergrund war die im 18. Jahrhundert weiterhin geltende antike Viersäfte-Lehre beziehungsweise Humoralpathologie des Hippokrates und Galens. Laut dieser würde ein Ungleichgewicht der Körpersäfte Blut, Schleim, Schwarzer und Gelber Galle zu Erkrankungen führen.²³ Eine Schwangerschaft galt als gesichert, wenn die Frau die ersten Kindsbewegungen spürte. Dies war meist im vierten oder fünften Monat der Fall. Maria Theresia bezeichnete in ihren Briefen den Nachwuchs ab dem Verspüren der Leibesbewegungen als „Kind“ (*l'enfant*). Zuvor verwendete sie die

18 Stollberg-Rilinger, *Rituale*, S. 61; Labouvie, *Andere Umstände*, S. 235–251.

19 Jürgen Schlumbohm, *Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden, 1700–1850*, München 1983, S. 25.

20 Labouvie, *Andere Umstände*, S. 158–167.

21 Stollberg-Rilinger, *Rituale*, S. 63.

22 Eva Labouvie, *Beistand in Kindsnöten. Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550–1910)* (Geschichte und Geschlechter 29), Frankfurt-New York 1999, S. 66–67.

23 Gélis, *Die Geburt*, S. 84–85.

Bezeichnung „Frucht“ (*la fruit*).²⁴ Dass eine Schwangerschaft nicht so schnell als sicher erschien, lässt sich auch einem Brief Maria Theresias an ihre jüngste Tochter, Maria Antonia, entnehmen, in dem die Mutter die Königin von Frankreich bittet „zu beachten, daß zwei Monate nicht genug sind; dreizehn volle Wochen sind nötig, vor allem bei einer ersten Schwangerschaft, um Gewißheit zu haben“²⁵.

Von einer Königin wurde erwartet, dass sie sowohl die Rolle der Ehefrau als auch der Mutter verkörperte. Indem sie Kinder gebar, sicherte sie den Fortbestand der Dynastie und deshalb war ihr Körper öffentlich. Auch der biologische Körper Maria Theresias lag daher im Interesse der Öffentlichkeit.²⁶ Deshalb wurde eine Schwangerschaft, sobald sie durch die Kindsbewegungen gesichert war, der Öffentlichkeit verkündet. Unter anderem geschah dies dadurch, dass sich die Königin in einer prunkvollen Sänfte zur nächsten kirchlichen Feier tragen ließ. Dies galt als eindeutiges Zeichen für eine Schwangerschaft. Jener Akt wurde dann vom „Wienerischen Diarium“ aufgenommen, abgedruckt und so einer noch breiteren Öffentlichkeit mitgeteilt.²⁷ So geschah es zum Beispiel am 22. November 1740, als Maria Theresia „mit allen Ceremonien und Herzlichkeiten nach [...] St. Stephan [...] in einer Senften wegen Dero höchst-beglückten Schwangerschaft in schönster Ordnung getragen [...]“ wurde.²⁸ Auch am 10. April 1748 wurde „Ihro Majest., die Kaiserin unsere Allergnädigste Landes-Fürstin wegen höchstbeglückten Schwangerschaft getragen [...]“.²⁹ Auch an andere Höfe wurde die Nachricht einer Schwangerschaft verschickt.³⁰

Die Zeit der Schwangerschaft adeliger Frauen war von religiösen Bräuchen und Ritualen geprägt, in die auch die Untertanen miteinbezogen wurden. Nach der Verkündigung der Schwangerschaft einer Kaiserin sollten diese für die Herrscherin und deren Nachwuchs beten. Die Stände und der Klerus der habsburgischen Erblande wurden dazu angehalten, Andachten und Prozessionen für eine glückliche Schwangerschaft und Entbindung abzuhalten.³¹ Dafür wurden eigens Gebetstexte gedruckt, die an die Pfarreien geschickt wurden.³² In die Loretokapelle der Augustinerkirche in Wien spendeten die Habsburger*innen Opfergaben in Form von Votiven, um männlichen Nachwuchs zu erbeten.³³ Um den Beistand der Gottesmutter zu erhalten, begab sich Maria Theresia während ihrer Schwangerschaften in eine Marienkapelle, entweder in Mariazell, Maria Hietzing oder die Loretokapelle, um dort zu beten.³⁴

Für adelige Frauen war die Schwangerschaft der Normalzustand. Diese lagen meist auch sehr eng beieinander. Bei Maria Theresia betrug der zeitliche Abstand zwischen

24 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 293.

25 Brief Maria Theresias an Marie Antoinette, 2.5.1778, zit. nach Paul Christoph (Hrsg.), Maria Theresia und Marie Antoinette. Der geheime Briefwechsel, Darmstadt 2017, S. 253.

26 Banakas, Die zwei Körper, S. 78.

27 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 292.

28 *Wienerisches Diarium*, 23.11.1740, S. 6.

29 *Wienerisches Diarium*, 13.4.1748, S. 6.

30 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 292.

31 Sabine Weiss, Die Österreicherin. Die Rolle der Frau in 1000 Jahren Geschichte, Graz-Wien-Köln 1996, S. 15–16.

32 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 298.

33 Vocelka/Heller, Die private Welt, S. 27.

34 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 298.

zwei Entbindungen höchstens zwei Jahre. Die adeligen Damen waren aber privilegiert, denn im Unterschied zu anderen Gesellschaftsschichten mussten sie während der Schwangerschaft nicht körperlich arbeiten. Zusätzlich waren sie dadurch bevorteilt, dass ihnen jeweils die beste medizinische Hilfe ihrer Zeit zugesichert war. An den Folgen von mehreren Schwangerschaften starben allerdings etliche adelige Frauen, denn oft war der Körper der jung Verheirateten nicht bereit für die hohe Anzahl an Schwangerschaften. Es ist zudem anzumerken, dass über eine genaue Kinderanzahl beziehungsweise Anzahl der Schwangerschaften oft keine sichere Aussage gemacht werden kann, da Fehlgeburten oft nicht vermerkt wurden. Dies lag daran, dass die ungetauften Nachkommen nicht in den Taufbüchern aufschienen, welche die Hauptquelle für Bevölkerungsstatistiken aus dieser Zeit darstellen.³⁵

Während der Schwangerschaft wurden an der Herrscherin drei Aderlässe durchgeführt, um deren Wohlbefinden zu bessern.³⁶ Gemäß der Viersäfte-Lehre galt, dass während der Menstruation Schadstoffe aus dem Blut gefiltert worden wären. Während der Schwangerschaft sollte das Ausbleiben der monatlichen Blutung also mit einem Aderlass kompensiert werden. An Maria Theresia wurde der Aderlass meist je einmal zu Beginn, in der Mitte und am Ende der Schwangerschaft durchgeführt. Dieser hatte nicht nur eine medizinische Komponente, sondern war gleichzeitig ein soziales Ereignis, das in Anwesenheit der Hofgesellschaft stattfand und im „Wienerischen Diarium“ publik gemacht wurde. Der Hofstaat fand sich in festlicher Kleidung bei der Königin ein, gratulierte ihr zum Aderlass und widmete sich unterschiedlichen Unterhaltungen. Besonders seit Maria Theresia die Herrschaft von ihrem Vater übernommen hatte, wurde der Aderlass als höfischer Galatag angesetzt.³⁷ So wurde sie auch im April 1747 kurz vor der Entbindung Leopolds zur Ader gelassen, wozu der hohe Adel erschien, um Gratulationen zu überbringen.³⁸ Am 19. Juli 1752 wurde nach dem letzten Aderlass ein „großes Spiel“ abgehalten.³⁹

In den Monaten vor der Entbindung wurde das Personal erwählt, welches die Kaiserin und ihr Kind während und nach der Geburt umsorgen sollte.⁴⁰ Auswahlkriterien für Ammen waren beispielsweise deren Kinderanzahl, Manieren sowie Lebensstil.⁴¹ Sie sollte zwischen 18 und 20 Jahre alt sein und selbst vor sechs Wochen entbunden haben. Im Idealfall hatte sie bereits mindestens zwei Kinder, damit man sich von deren Wachstum ein Bild machen konnte. Außerdem wurde auf die Brust, Milch, Haarfarbe und das Temperament einer jeweiligen Amme geachtet. Maria Theresia ließ ihre Ammen zuerst von ihrem Leibarzt begutachten und veranlasste ihre Verpflegung.⁴² Zusätzlich zu den Personalbestimmungen wurde kurz vor der Niederkunft eine Hofkonferenz einberufen, in der allfällige Eventualitäten und zeremonielle Fragen rund um die Entbindung behan-

35 Vocelka/Heller, *Die private Welt*, S. 24–35.

36 Weiss, *Die Österreicherin*, S. 16.

37 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 293–294.

38 *Wienerisches Diarium*, 15.4.1747, S. 6.

39 *Wienerisches Diarium*, 22.7.1752, S. 5.

40 Weiss, *Die Österreicherin*, S. 16.

41 Vocelka/Heller, *Die private Welt*, S. 23.

42 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 314.

delt wurden. Eine derartige Konferenz wurde etwa 1741 einberufen, als Maria Theresia mit ihrem vierten Kind schwanger war. Darin wurde der Vorgang besprochen, wie mit der erneuten Geburt eines Mädchens umgegangen werden sollte und inwiefern die Feierlichkeiten in Anbetracht der Hoftrauer des kurz zuvor verschiedenen Vaters Maria Theresias, Kaiser Karl VI., gestaltet werden sollten. Die Geburt des Thronfolgers Josephs war mit großer Freude verbunden, sodass Maria Theresia trotz der Trauer das übliche, üppige Zeremoniell abhalten ließ.⁴³

2.3 *Maria Theresias Idealbild einer Schwangerschaft*

Das Zeremoniell bestimmte auch die Schwangerschaft. Die schwangere Fürstin musste sich gewissen Verhaltensregeln unterwerfen. Sie sollte sich während dieser Zeit schonen. Sowohl für die Schwangere als auch für das ungeborene Kind wurden überall Gefahren befürchtet. Mit dieser Begründung durfte die schwangere Maria Theresia im Oktober 1740 ihren Vater, Kaiser Karl VI., nicht an dessen Sterbebett besuchen, denn der schreckliche Anblick konnte nach zeitgenössischer Auffassung die Gesundheit des Kindes gefährden. Aus demselben Grund wurden Bettler*innen vom Hofgelände verbannt. Oft wurden auch die Fenster mit Stoffen zugehängt, damit Schwangere vor Anblicken geschützt waren, die dem Ungeborenen womöglich schaden. Zudem sollte weder geritten, getanzt noch über holprige Straßen gefahren werden.

Maria Theresia ertrug ihre Schwangerschaften und Entbindungen, gerade bei den ersten Kindern, im Großen und Ganzen mühelos. So soll sie nach der Entbindung Josephs den Wunsch geäußert haben, möglichst bald wieder schwanger zu sein. Die Königin ließ sich durch die Schwangerschaften weder in ihrem streng geplanten Tagesrhythmus noch in ihrem Lebenswandel einschränken. So betrieb sie weiterhin die oben genannten Aktivitäten und wurde deshalb von ihrem Umfeld kritisiert. Dies änderte sich allerdings, nachdem ihre Schwester Maria Anna im Kindbett ums Leben kam und sie selbst 1748 mit Maria Karolina ein Kind zur Welt brachte, das kurz nach der Entbindung verstarb. Maria Theresia glaubte, dass eine zuvor unternommene Kutschenfahrt der Auslöser dafür gewesen sei. Auch ihren Töchtern sowie ihren Schwiegertöchtern legte sie später nahe, sich an die vorgegebenen Gebote zu halten – im Gegensatz zu ihrer eigenen Person.⁴⁴

Ihrer Schwiegertochter Maria Beatrice⁴⁵ (1750–1829), die sich ihrer Schwangerschaft noch nicht sicher war, riet sie, sich zu schonen „selbst wenn es umsonst wäre, man kann nicht vorsichtig genug sein. [...] Spätes Heimkommen abends, das kann ich nicht gutheißen.“⁴⁶ Weiters sollte sie „solange es noch keine Gewißheit gibt, von allen an-

43 Irene Kubiska, Und ist wegen dieser so glücklich- und trostreichen Geburth ein allgemeines Frolockhen und grosse Freydt gewesen. Das Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof im Zeitraum von 1652 bis 1800, in: Irmgard Pangerl/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 31, Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 47), Innsbruck-Wien 2007, S. 493–527, hier S. 503–505.

44 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 294–295.

45 Ehefrau von Ferdinand Karl. Das Paar gilt als Begründer des Hauses Österreich-Este.

46 Brief Maria Theresias an Maria Beatrice, 28.5.1772, zit. nach Rothe, Die Mutter und die Kaiserin, S. 333.

strengenden langen Wagenfahrten und Spaziergängen“ absehen.⁴⁷ Maria Theresia war sich auch bewusst, wie kritisch die ersten Monate einer Schwangerschaft sind. Sie äußerte, dass „Aufregungen jeglicher Art [...] gleichermaßen für das Herz sehr schädlich [...] und am meisten in den ersten drei Monaten“ seien.⁴⁸ Ihren Sohn Ferdinand bat sie, nachdem dessen einjähriger Sohn gestorben war: „[S]agt Eurer Gemahlin nichts von dem, was man bei der Öffnung der Leiche des Kindes festgestellt hat, so etwas taugt nicht für eine Frau, die ein Kind erwartet.“⁴⁹

Im Briefverkehr mit ihrer jüngsten Tochter, Maria Antonia, die 1770 mit dem Dauphin von Frankreich verheiratet wurde, war eine Schwangerschaft aus den bereits bekannten Gründen das zentrale Thema. Nach jahrelangem Warten teilte die Königin von Frankreich ihrer Mutter mit, dass sie glaubte, schwanger zu sein. Vielleicht war Maria Theresia gerade aufgrund des langen Wartens auf eine derartige Nachricht besonders besorgt um die Schwangerschaft ihrer Tochter, als sie sie wegen des bevorstehenden Karnevals warnte. Es wäre „unverzeihlich, wenn Du [...] zu solcher Jahreszeit Dich der Gefahr aussetzen [...] würdest. Deine Gesundheit [...] gehört nicht Dir allein“.⁵⁰ Auch die Königin von Frankreich teilte ihren Körper nicht nur mit ihrem ungeborenen Kind, sondern er war ebenso der Körper der Öffentlichkeit und des Staates, wie es auch schon bei ihrer Mutter der Fall gewesen war. Nach einer enttäuschten Schwangerschaftsvermutung oder einer möglichen Fehlgeburt Maria Antonias sollte sie laut ihrer Mutter „selbst die Schuld daran haben, weil sie in der Zeit der ersten Schwangerschaftsanzeichen getanzt haben soll“.⁵¹

Am wenigsten ließ sich Maria Theresia einschränken, wenn es um Regierungsgeschäfte ging. So führte sie diese bis kurz vor einer Entbindung fort und einige Tage nach dieser kehrte sie zu ihnen zurück.⁵² Diese Haltung gegenüber der Pflichterfüllung wusste sie auch geschickt gegen ihre Minister einzusetzen. Am 19. Februar 1745, also 18 Tage nach der Geburt von Karl Joseph, kritisierte sie: „Mein Kindbett ist aus, sie aber haben lange Vacanzen [...]“⁵³. Auch Khevenhüller-Metsch kommentierte, dass die Königin „ob sie schon noch nicht vorgeseegnet, dennoch bereits mit den Ministris widerummen zu arbeiten angefangen“⁵⁴. Die Aussegnung diente als Reinigungszeremonie nach der Geburt und die Wöchnerin konnte eigentlich nur durch dieses Ritual wieder ihren Platz in der Gesellschaft einnehmen.⁵⁵ Neben den politischen Tagesgeschäften nahm Maria

47 Brief Maria Theresias an Maria Beatrice, 28.5.1772, zit. nach Rothe, *Die Mutter der Kaiserin*, S. 334.

48 Brief Maria Theresias an Maria Beatrice, 8.3.1773, zit. nach ebd., S. 336.

49 Brief Maria Theresias an Sohn Ferdinand, 26.8.1776, zit. nach ebd., S. 315.

50 Brief Maria Theresias an Marie Antoinette, 5.1.1778, zit. nach Walter, *Maria Theresia*, S. 414.

51 Brief Maria Theresias an Graf Mercy d'Argenteau, Wiens Gesandter in Paris, 31.7.1779, zit. nach Rothe, *Die Mutter und die Kaiserin*, S. 402.

52 Hier sei allerdings anzumerken, dass sich Österreich während der meisten Geburten Maria Theresias im Krieg mit Preußen befand, was dahingehend ein Faktor gewesen sein dürfte: Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 295.

53 Brief Maria Theresias an den Hofkammerpräsidenten Johann Franz Gottfried Graf Dietrichstein, 19.2.1745, zit. nach Rothe, *Die Mutter und die Kaiserin*, S. 35.

54 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 1.9.1743, zit. nach Rudolf Khevenhüller-Metsch/Hanns Schlitter (Hrsg.), *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch. Kaiserlichen Obersthofmeisters. 1742–1776*, Bd. 1, Leipzig-Wien 1907, S. 174.

55 Eva Labouvie, *Selbstverwaltete Geburt. Landhebammen zwischen Macht und Reglementierung (17.–19. Jahrhundert)*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), Heft 4, S. 447–506, hier S. 502–503.

Theresia auch die religiösen Verpflichtungen weiterhin wie gewohnt wahr, nur vom Fastengebot ließ sie sich ausnehmen. In der letzten Phase der Schwangerschaften nahm sie nicht mehr an langen Prozessionen oder an manchen Zusammenkünften des engeren Hofstaates teil, ansonsten ließ sich die Königin nicht besonders einschränken.⁵⁶

Im Laufe der Zeit nahm Maria Theresia die Schwangerschaften vermehrt als Einschränkung ihres Bewegungsspielraumes, ihrer Arbeitskraft und Gemütslage wahr. Mit zunehmendem Alter scheint Maria Theresia ihre Schwangerschaften als Last empfunden zu haben. So schrieb sie an ihre enge Vertraute Maria Antonia von Sachsen kurz vor der Geburt des zehnten Kindes, dass sie sich keine weiteren Kinder mehr wünschte, „denn ich fühle, daß es mich schwächt und recht altern läßt und für alle Kopfarbeit weniger fähig macht“⁵⁷. Es sollten aber noch sechs weitere Kinder folgen. Kurz nach jener zehnten Entbindung schrieb Maria Theresia, dass sie befürchtete, wieder schwanger zu sein. Dies sollte sich auch als richtig herausstellen, denn im Februar 1750 kam eine weitere Tochter zur Welt.⁵⁸ Im Oktober 1761 zeigte sie sich in einem weiteren Brief an Maria Antonia von Sachsen erfreut „zu vernehmen, daß Sie nicht schwanger sind [...]“⁵⁹. Diese Briefpassage spiegelte wohl die zunehmend negative Einstellung Maria Theresias gegenüber weiteren Schwangerschaften wider. Obwohl viele Entbindungen dem Erhalt der Dynastie dienten und die Hauptaufgabe der Frauen waren, sprach sie Glückwünsche zu einer nicht eingetretenen Schwangerschaft ihrer Freundin aus. Über die Entbindung schrieb sie in einem Brief 1744 an ihre schwangere Schwester: „Ich weiß, was eine solche bedeutet, und denke also nur mit Schrecken daran.“⁶⁰ Auch von anderen wurden die Auswirkungen der Schwangerschaften auf den Körper der Kaiserin bemerkt. Der preußische Gesandte schrieb 1747, dass ihre Figur „vor ihrer Heirat sehr schön [war], aber die zahlreichen Geburten, die sie durchgemacht hat, [...] haben sie äußerst schwerfällig werden lassen“⁶¹.

3. Die Entbindungen Maria Theresias

Die Geburten am Herrscherhof und die damit verbundenen Rituale waren durch das Zeremoniell, das unmittelbar mit der Herrschaft verbunden war, geregelt.⁶² Es demonstrierte den Rang, die Zugehörigkeit und Funktion mithilfe von Ritualen und bestätigte immer wieder das gesellschaftliche Gefüge.⁶³ Dies führte dazu, dass beispielsweise jeder Schritt, jede Geste, die Bekleidung sowie die Etikette fest geregelt und vorgegeben

56 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 295.

57 Brief Maria Theresias an Maria Antonia Kurprinzessin von Sachsen, o. D. [ca. August 1748], zit. nach Friedrich Walter (Hrsg.), Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit 12), Darmstadt 1968, S. 58.

58 Walter, Maria Theresia, S. 62.

59 Brief Maria Theresias an Maria Antonia Kurprinzessin von Sachsen, 6.10.1761, zit. nach ebd., S. 160.

60 Brief Maria Theresias an Schwester Marianne, 3.10.1744, zit. nach ebd., S. 39.

61 Otto Christoph Graf Podewils an Friedrich II., 18.1.1747, zit. nach Wolf H. Birkenbihl, Maria Theresia – Monarchin, Mutter und Mensch. Ihr Leben und ihre Zeit in Briefen und Augenzeugenberichten, Baden-Baden 2017, S. 58.

62 Vocolka/Heller, Die Lebenswelt, S. 249.

63 Hubert Ch. Ehalt, Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 14), Wien 1980, S. 114–116.

waren.⁶⁴ Im Folgenden werden Ort(e) der Entbindungen und die dabei Anwesenden thematisiert.

3.1 *Ort(e) der Entbindungen*

Neben deren gesellschaftlichem Stellenwert sind Rituale fast immer an einen spezifischen Ort gebunden, der den Übergang von Alltag zu Festtag konkretisiert.⁶⁵ Bei einem Ortswechsel wurde das Hofzeremoniell an die jeweiligen Örtlichkeiten angepasst. Maria Theresia bewohnte mit ihrem Hofstaat den größten Teil des Jahres die Wiener Hofburg. Während der Sommermonate – meist von April bis Oktober – übersiedelte der Hof nach Schloss Schönbrunn. Abhängig war die Dauer des Aufenthaltes von der Witterungslage, aber auch vom liturgischen Kalender.⁶⁶

Die Entbindungen Maria Theresias fanden ebenso wie Taufen und Beerdigungen prinzipiell in der Wiener Hofburg statt, nur in Ausnahmefällen wurden sie in andere Residenzen verlegt. Die ersten acht Kinder entband die Königin in der Hofburg, danach beschloss sie, in Schönbrunn zu entbinden, wenn die Niederkunft in die Sommermonate fiel.⁶⁷ So erblickten Leopold (1747), Maria Karolina (1748), Maria Karolina (1752) und Ferdinand Karl (1754) im Schloss Schönbrunn das Licht der Welt. Wenn Maria Theresia in der Hofburg gebar, dann tat sie dies auf der Frauenseite ihrer Appartements. Hielt sich die Königin in Schönbrunn auf, so mussten die Tore der Residenzstadt geöffnet bleiben, damit im Falle der Geburt schnell in die Hofburg zurückgekehrt werden konnte. Dies betraf jene Geburten, die in die Sommermonate vor dem Beschluss des Gebärens in Schönbrunn fielen. Wenn sie aber in Schönbrunn gebar, so mussten die hohen Positionen der Hofgesellschaft zu der Entbindung hinzukommen.⁶⁸ Dass die Übersiedelung der Gebärenden von Schönbrunn in die Hofburg nicht immer leicht war, zeigte die Geburt von Erzherzogin Maria Elisabeth am 13. August 1743. Dabei musste Maria Theresia in der Hofburg einige Zeit warten, bis ihr das Gebärtzimmer geöffnet wurde:

„[...] den 13. gegen anbrechenden Tag [...] fiengen dieselbe an einige Vorbotten herannahender Geburt zu spühren, weißwegen sie sich [...] in die Purg herein begaben; und obschon I. M. [Ihre Majestät] würrklich im Fahren unterweegs eine und andere sogenannte schleichende Wehe empfanden und noch über dises aus eine Fatalitet – weilen der Zimmerwarter, der sich darauf nicht versehen, mithin auch sogleich nicht an der Hand gewesen, um dero Wohnungs Zimmern aufzuspören – gegen einer Viertelstund in der Trabantenstuben warten musten, gienge doch alles Gottlob ganz glücklich von statten [...].“⁶⁹

64 Vocelka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 249.

65 Nicolas Pethes, *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*, Hamburg 2008, S. 87.

66 Marina Beck, *Macht-Räume Maria Theresias. Funktion und Zeremoniell in ihren Residenzen, Jagd- und Lustschlössern* (Kunstwissenschaftliche Studien 189), Berlin-München 2017, S. 147.

67 Ebd., S. 84.

68 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 299.

69 Khevenhüller-Metsch/Schlitter, *Tagebuch des Fürsten Khevenhüller-Metsch*, Bd. 1, S. 172.

3.2 Die Anwesenden

Auch am Kaiserhof waren Entbindungen Frauensache. Sobald sich die Kaiserin mit Wehen in ihr Schlafgemach zurückzog, versammelten sich die Frauen des Hofes um sie. Sie gaben der werdenden Mutter Ratschläge, die im Gebärstuhl entband. Gleichzeitig kontrollierten sie auch die Hebamme, die bei Komplikationen meist verantwortlich gemacht wurde.⁷⁰ Die Niederkunft einer Herrscherin war sowohl ein soziales als auch ein politisches Ereignis. Daher waren neben den Familienangehörigen auch die Spitzen des Hofes vertreten – wohlgermerkt nur die weiblichen. Die männlichen Angehörigen mussten in der Ritterstube auf das Neugeborene warten.⁷¹ Diese für alle Habsburgerinnen typische Konstellation sollte sich mit der Berufung Gerard van Swietens (1700–1772) als Leibarzt Maria Theresias nach und nach ändern.

Gerard van Swieten studierte als Schüler des Arztes Hermann Boerhaave in Leiden.⁷² Als dieser 1727 erkrankte, übernahm van Swieten interimistisch dessen Professur. Nach dem Ableben des Mentors sollte van Swieten dieses Amt dauerhaft übernehmen, was ihm jedoch als Katholik im protestantischen Leiden verwehrt wurde.⁷³ 1743 erhielt er eine Einladung an den Wiener Hof, die er zunächst ablehnte.⁷⁴ 1744 wurde er an das Wochenbett der Schwester Maria Theresias, Maria Anna, nach Brüssel gerufen.⁷⁵ Obwohl er ihr nicht mehr helfen konnte und Maria Anna verstarb, war Maria Theresia doch von seinem Können überzeugt und rief ihn 1745 als ihren Leibarzt und Hofbibliothekar an den Wiener Hof, was er diesmal annahm.⁷⁶ Mit van Swieten erreichte Wien auch den Anschluss an die moderne Medizin. Er vollzog eine Universitätsreform und gründete die erste Wiener Medizinische Schule.⁷⁷ Van Swieten bemühte sich zudem um eine verbesserte Ausbildung der Hebammen.⁷⁸ So führte er 1754 den ersten Lehrstuhl für Hebammenkunst ein und reglementierte daraufhin die Hebammenausbildung.⁷⁹ Maria Theresia vertraute ihm zudem ihre Kinder an und deren Erzieher*innen waren verpflichtet, van Swieten genauestens über den Gesundheitszustand der Kinder zu berichten. Auch sich selbst übergab die Kaiserin ganz in die Obhut eines einzigen Arztes. Für Fürstenhäuser jener Zeit war es sonst üblich mehrere Ärzte zu haben.⁸⁰

70 Sabine Weiss, *Zur Herrschaft geboren. Kindheit und Jugend im Haus Habsburg von Kaiser Maximilian I. bis Kronprinz Rudolf*, Innsbruck 2008, S. 35.

71 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 299.

72 Heinz Huber, *Pioniere aus Medizin- und Geschichtswissenschaften in Österreich. Ausgewählte Biographien aus über zwei Jahrhunderten*, Innsbruck 2017, S. 3.

73 Werner E. Gerabek, *Swieten, Gerard van (Gerhard von)*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 25, Berlin 2013, S. 729–730.

74 Hanne Egghardt, *Maria Theresias Männer. Ihre Lieben, ihre Ratgeber und die Stützen ihres Throns*, Wien 2015, S. 111.

75 Vocolka/Heller, *Die private Welt*, S. 170.

76 Huber, *Pioniere*, S. 3.

77 Vocolka/Heller, *Die private Welt*, S. 170.

78 Huber, *Pioniere*, S. 3.

79 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 301.

80 Monika Gertraud Gasser, *Das Gesundheitsverhalten von Herrscherinnen und Herrschern des 18. Jahrhunderts im Vergleich. Dargestellt am Beispiel von Maria Theresia, Friedrich dem Großen, Marie Antoinette und Joseph II.*, Dipl. Innsbruck 2005, S. 18–19.

Mit der Ankunft van Swietens in Wien änderte sich auch die Art und Weise, wie Maria Theresia ihre Kinder gebar. Hatte sie ihre ersten sechs Kinder noch in gewohnter Weise – im Gebärstuhl, umgeben von Frauen – zur Welt gebracht, entband sie die restlichen zehn im Bett liegend und in Anwesenheit von lediglich einer Hebamme und ihrem Leibarzt.⁸¹ Sobald sich der Termin der Niederkunft näherte, bezog die ausgewählte Hebamme einen Raum am Aufenthaltsort der Kaiserin. Da die Anwesenheit bei den Entbindungen der Herrscherin als Privileg wahrgenommen wurde, erwarteten die Frauen der Hofgesellschaft eine symbolische Kompensation dafür, dass sie nun dem Entbindungszimmer fernbleiben mussten, um vor der Hofgesellschaft nicht das Gesicht zu verlieren. Deshalb wurden die Hofdamen früher zum Handkuss vorgelassen, als es bis dahin üblich gewesen war. Unter van Swieten kam es auch zu einer Verdrängung der Religion aus dem Entbindungszimmer zugunsten der Wissenschaft. So veranlasste er beispielsweise, dass dort keine Reliquien mehr aufgestellt wurden.⁸²

Wie überzeugt Maria Theresia von dem Einzug der Ärzte im Gebärzimmer war, kam in einem Brief an die schwangere Tochter Maria Antonia zum Ausdruck, indem sie hoffte, dass ihr Leibarzt den Geburtshelfer auswählte und „daß es ein erfahrener und christlicher Mann ist. [...] Ich bin immer sehr gut dabei gefahren, jenen die Wahl zu überlassen, die am besten ihr Wissen anzuwenden verstehen“⁸³. Auffällig ist, dass van Swieten und die Hebamme in den Aufzeichnungen über die Entbindungen als Akteur*innen kaum auszumachen sind. Namentlich wird die Hebamme beispielsweise in Khevenhüller-Metschs Tagebüchern überhaupt nie erwähnt.

3.3 *Rituale und Ablauf der Entbindungen*

Da die Herrschaft innerhalb der Familie weitergegeben wurde, fiel lebenszyklischen Ritualen wie Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod eine politische Bedeutung zu. Sie dienten der Familie dazu, deren reale, soziale sowie kulturelle Macht vor den Untertanen, dem Adel und auch konkurrierenden Herrscherfamilien zu demonstrieren, was natürlich besonders bei männlichem Nachwuchs funktionierte.⁸⁴ In die Rituale um die Geburt flossen auch religiöse Elemente ein, die in der Frömmigkeit der Habsburger*innen, der sogenannten *pietas Austriaca*, begründet waren.⁸⁵

Als sich abzeichnete, dass die Niederkunft der Herrscherin nicht mehr weit entfernt war, wurden die bereits erwähnten Gebete für die Königin und deren Nachwuchs verstärkt. In der Kammerkapelle des jeweiligen Schlosses wurde das Allerheiligste ausgesetzt und in der Residenzstadt Wien wurde eine Art Gebetskette der Untertanen in verschiedenen Kirchen gebildet. Auch nachts wurde am Kaiserhof durchgehend für die Königin gebetet.⁸⁶ Als die Wehen einsetzten, zog sich die Kaiserin in ihr Schlafgemach zurück.

81 Weiss, Zur Herrschaft geboren, S. 35.

82 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 300–303.

83 Brief Maria Theresias an Marie Antoinette, 2.5.1778, zit. nach Christoph, Maria Theresia und Marie Antoinette, S. 253.

84 Stollberg-Rilinger, Rituale, S. 56–57.

85 Vocolka/Heller, Die Lebenswelt, S. 274.

86 Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 298–299.

Dorthin wurden dann auch die Reliquien gebracht.⁸⁷ Derweil versammelte sich die kaiserliche Familie zum Gebet in der Kapelle.⁸⁸ In den Zeremonialprotokollen erschienen die Entbindungen oft als nüchterner Sachvermerk. Bezüglich der Geburt wurde nur vermerkt, ob sie erfolgreich verlaufen war oder nicht. Auch Datum und Uhrzeit wurden dokumentiert. Der Gesundheitszustand des neugeborenen Kindes und der Entbundenen wurden kaum erwähnt.⁸⁹ So vermerkte Oberst Khevenhüller-Metsch im Februar des Jahres 1746 in seinem Tagebuch „den 26. gegen 11 Uhr nachts wurden I.M. [Ihre Majestät] die Kaiserin einer Erzherzogin [Maria Amalia] gantz glücklich entbunden“.⁹⁰

Am 12. März 1741 gegen 23 Uhr setzten bei Maria Theresia die Wehen bei ihrer vierten Entbindung ein und etwa eine Stunde später wurde das Allerheiligste in der Kammerkapelle in der Augustinerkirche ausgesetzt. Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs und die obersten Hofdamen versammelten sich im Gebärdzimmer der Königin. Maria Theresia wurde am darauffolgenden Tag kurz nach zwei Uhr vom Thronfolger Joseph entbunden.⁹¹ Wie bedeutend die Geburt Josephs war, spiegelt sich auch in einem Brief Maria Theresias an eine ihrer engsten Vertrauten, die Gräfin Edling, vom 12. März 1766 wider. Darin schrieb sie: „Heute vor fünfundzwanzig Jahren um zwei Uhr in der Nacht war der glücklichste Tag, den ich in meinem Leben gehabt, nach dem 12. Februar 1736 [Hochzeitstag].“⁹² Diesem Schema folgend betonte sie in einem Schreiben im März 1777 an ihren Sohn Ferdinand die Wichtigkeit der Geburt Josephs, insbesondere auf den Erbfolgekrieg bezogen. Es lässt sich an dieser Stelle gut erkennen, welche Bedeutung dieses männliche Kind hatte:

„Welch ein großer Tag für mich, der all meine Handlungen von vor sechsund-dreißig Jahren wieder lebendig macht und der mir auch die Hoffnung gegeben hat, daß der liebe Gott, diese göttliche Vorsehung, das Szepter unserem Hause belassen wollte, weil er mir im kritischsten Augenblicke einen Sohn gewährte. [...] ich hatte kein Königreich mehr, [...] so daß ich [...] nicht einmal mehr wußte, wo ich niederkommen sollte [...].“⁹³

Der zweite Sohn Maria Theresias und Franz Stephans wurde am 1. Februar 1745 geboren. Über das Geburtsgeschehen selbst vermerkte Khevenhüller-Metsch, dass die Königin glücklich entbunden wurde und was Franz Stephan den Versammelten im Spiegelsaal verkündete. Auch der zweite Sohn, Karl Joseph, wurde mit großer Freude empfangen, wie aus folgendem Eintrag Khevenhüller-Metschs hervorgeht:

87 Zumindest bis zur Zeit von Swietens, wie vorhin erwähnt.

88 Weiss, Zur Herrschaft geboren, S. 35.

89 Kubiska, Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof, S. 495.

90 Khevenhüller-Metsch/Schlitter (Hrsg.), Aus der Zeit Maria Theresias, Bd. 2, S. 78–79, zit. nach Birkenbihl, Maria Theresia, S. 56.

91 Weiss, Zur Herrschaft geboren, S. 248–249.

92 Brief Maria Theresias an Gräfin Rosalie von Edling, 12.3.1766, zit. nach Maria Theresia, Familienbriefe. Mit einem biographischen Anhang (Die Fünfzig Bücher 3), Berlin-Wien 1916, S. 108.

93 Brief Maria Theresias an Erzherzog Ferdinand, 13.3.1777, zit. nach Walter, Maria Theresia, S. 403.

„Bald darauf kamme auch die Kaiserin aus der Cammer heraus und ob sie zwar ihres bekanten Zustands halber so schwach an Füßen, daß sie kaum stehen kann und sich immer tragen lassen muß, gieng sie aus der nemmlichen Emotion von Freuden mit verwunderlicher Geschwindigkeit zum Fenster, um solches zu eröffnen und selbst hinunter zu schreien, daß ein Ertzherzog gebohren worden seie.“⁹⁴

Am 17. September 1748 wurde die Herrscherin von einer Tochter entbunden. Laut dem entsprechenden Tagebucheintrag von Khevenhüller-Metsch hatte Maria Theresia gegen Mittag die ersten Wehen verspürt. Daraufhin wurde sie zur Ader gelassen, was ohnehin für den nächsten Tag angesetzt gewesen war. Es wurde vermutet, dass die Entbindung noch einige Stunden entfernt lag, weshalb sich Kaiser Franz mit einigen Gefolgsleuten zum Spaziergang in den Garten begab. Kurz darauf wurden sie zurückgerufen, wo es bald hieß, „die Kaiserin wäre wirklichen entbunden; jedoch wollte niemand sagen, wie es mit selber stünde und ob es ein Sohn oder eine Tochter seie“⁹⁵. Als Frauen aus dem Gebärtzimmer kamen, herrschte große Bestürzung und es wurde befürchtet „üble Nachricht zu vernehmen“⁹⁶. Schließlich wurde bekannt, dass das Kind tot war.⁹⁷

Nach den Entbindungen war es üblich, dass ausgewählte Personen zum Handkuss an das Wochenbett gelassen wurden. Dies geschah nur, wenn dies der Gesundheitszustand der Mutter erlaubte und fand meistens einige Zeit nach der Entbindung statt. Bei den ausgewählten Personen handelte es sich um den päpstlichen Nuntius, Botschafter und Stadtdamen.⁹⁸ Noch im selben Monat der Geburt Maria Christines im Mai 1742 ließ die Königin Kammerfrauen und Hofdamen in ihr Schlafzimmer eintreten und erlaubte ihnen, ihr die Hand zu küssen. Bei Karl Joseph geschah dies zehn Tage nach der Geburt. Maria Theresia war zu diesem Zeitpunkt bereits aufgestanden. Bei den Geburten von Maria Josepha und Maria Antonia verlief es ähnlich.⁹⁹

Als Maria Beatrice d'Este von ihrer Schwiegermutter Maria Theresia Ratschläge zu einer ihrer bevorstehenden Entbindungen erbat, schickte die Königin eine Hebamme in die Lombardei.¹⁰⁰ In einem begleitenden Brief gestand sie ihrer Schwiegertochter „ich kann Euch nicht einmal einen ernsthaften Rat geben, denn trotz meiner sechzehn Kinder weiß ich nicht, rein gar nichts“¹⁰¹. Das Unwissen war ihr zufolge beabsichtigt: „was

94 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 31.1.1745, zit. nach Rudolf Khevenhüller-Metsch/Hanns Schlitter (Hrsg.), *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch. Kaiserlichen Obersthofmeisters. 1742–1776*, Bd. 2, Leipzig-Wien 1908, S. 22.

95 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 17.9.1748, zit. nach Khevenhüller-Metsch/Schlitter, *Tagebuch des Fürsten Khevenhüller-Metsch*, Bd. 2, S. 262.

96 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 17.9.1748, zit. nach ebd., S. 263.

97 Ebd., S. 262–264.

98 Beck, *Macht-Räume*, S. 86.

99 Ruth Frötschel, *Mit Handkuss. Die Hand als Gegenstand des Zeremoniells am Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Irmgard Pangerl/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), *Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 31, Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 47)*, Innsbruck-Wien 2007, S. 337–356, hier S. 345.

100 Gasser, *Das Gesundheitsverhalten*, S. 62.

101 Brief Maria Theresias an Maria Beatrice, 23.8.1773, zit. nach Rothe, *Die Mutter und die Kaiserin*, S. 336.

[die] Niederkunft [...] angeht, wollte ich unwissend bleiben, um besser gehorchen zu können.“¹⁰²

3.4 *Rituale nach der Geburt*

Nach der Entbindung bestimmte der Kaiser die Örtlichkeit und die Uhrzeit der Taufe. Diese fand meistens noch am selben Tag, spätestens aber am nächsten Tag statt. Organisiert wurde die Taufe vom Obersthofmeister¹⁰³, der auch Botschafter, den päpstlichen Nuntius und andere Gäste zur Feierlichkeit einlud. Die Taufe fand in der Hofburg in der sogenannten Ritterstube statt, in Schönbrunn in einem der Vorzimmer. Ab 1755 wurde laut Hofzeremoniell sowohl in der Wiener Hofburg als auch im Schloss Schönbrunn die zweite *Antecamera*¹⁰⁴ verwendet. Diese Regelung zur Änderung des Raumes in der Hofburg betraf allerdings nur mehr die letzten beiden Kinder, Maria Antonia und Maximilian Franz.¹⁰⁵ Khevenhüller-Metsch vermerkte in seinem Tagebuch, dass die Taufe Maria Antonias am 3. November 1755 in der „Antikamera, weil die Ritterstube durch die neue Einrichtung der Zimmer zu klein geworden, geschehen ist“¹⁰⁶. Der Saal wurde dafür jeweils mit Teppichen ausgestattet, auf einer Bühne befand sich ein Altar mit Baldachin und der traditionellen kaiserlichen Taufgarnitur. Vor dem Altar wurden die Kniebänke und Sessel für die Kaiserfamilie platziert. Zusätzlich wurden Reliquien aus der Schatzkammer geholt, die dem Säugling Kraft und Heil bringen sollten. Diese Reliquienverehrung während der Taufe wurde allerdings unter Maria Theresia beziehungsweise unter van Swieten abgeschafft. Durchgeführt wurde die Taufe durch den päpstlichen Nuntius in Anwesenheit der ganzen hohen Geistlichkeit.¹⁰⁷ Während der Zeremonie wurde der Säugling von den Patinnen und Paten beziehungsweise dessen Stellvertreter*innen gehalten und der Kaiser nannte die Namen, die das Kind erhalten sollte. Der Kopf des Täuflings wurde dreimal mit Taufwasser, dem Jordanwasser beigemischt war, übergossen.¹⁰⁸

Die Frömmigkeit der Dynastie der Habsburger*innen spiegelte sich auch in den Namensgebungen ihrer Kinder wider. Neben den Namen der Großeltern des Kindes, waren Namen der Jungfrau Maria und die anderer Heiligen eine beliebte Wahl. So trugen zehn Töchter Maria Theresias den Namen Maria. Die einzige Ausnahme stellte Johanna Gabriela dar. Thronfolger Joseph erhielt seinen Namen, da die schwangere Maria Theresia nach der Geburt von drei Töchtern zum heiligen Josef um den Erhalt eines Sohnes gebetet hatte.¹⁰⁹ Bei einem weiteren Blick auf die Namensliste der Kinder fällt auf, dass

102 Brief Maria Theresias an Maria Beatrice, 23.8.1773, zit. nach Rothe, *Die Mutter und die Kaiserin*, S. 336–337.

103 Der Obersthofmeister hatte die gesamte Dienerschaft des Kaisers unter sich und hatte vor allem zeremonielle, repräsentative und organisatorische Aufgaben: Martin Mutschlechner, *Im Vorhof der Macht – Die vier obersten Hofchargen*, o. D., <https://www.habsburger.net/de/kapitel/im-vorhof-der-macht-die-vier-obersten-hofchargen>, eingesehen 28.2.2021.

104 Vorzimmer, Zeremoniensaal (Schloss Schönbrunn).

105 Beck, *Macht-Räume*, S. 85–87.

106 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 3.11.1755, zit. nach Maria Theresia, *Familienbriefe*, S. 158.

107 Vocolka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 274–276.

108 Kubiska, *Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof*, S. 497–500.

109 Weiss, *Zur Herrschaft geboren*, S. 41–43.

Kinder oftmals wie ein bereits verstorbenes Kind benannt wurden. So gab es zweimal eine Maria Elisabeth und dreimal eine Maria Karolina.

Obwohl seit dem Konzil von Trient (1545–1563) lediglich ein Taufpate gestattet war, blieben Fürstenhäuser bei der Tradition von mehreren Patinnen und Paten.¹¹⁰ In erster Linie wurden hierfür Großeltern und nahe Verwandte ausgewählt. Bei Kindern des Kaisers kam der Wahl eine besondere politische Bedeutung zu, darum entschied man sich vor allem für Päpste und Monarchen. Eine Tradition, die besonders von Maria Theresia verfolgt wurde. Bei ihrem ersten Sohn und Thronfolger Joseph war unter anderem Papst Benedikt XIV. Pate.¹¹¹ Für Leopold wurde die russische Zarin, für Johanna Gabriela der englische König und für Maria Karolina der französische König als Taufpate bestimmt. Maria Theresia wollte mit der Wahl der Pat*innen ihrer Kinder die Beziehungen zu den europäischen Höfen stärken.¹¹²

Nach dem Ritual der Taufe ertönte üblicherweise in der Kapelle das *Te deum*.¹¹³ Zeitgleich wurden drei Salven abgefeuert – eine jeweils am Beginn und Ende des *Te deums* und schließlich eine, als die Herrschaften aus der Ritterstube auszogen.¹¹⁴ Bis zu Maria Theresia geschah dies nur bei der Taufe von Erzherzögen. Die Königin änderte dies aber, sodass auch bei ihren Töchtern die Salutschüsse abgefeuert wurden.¹¹⁵ Da die Geschütze immer größer und lauter wurden, verbot van Swieten das Abfeuern jedoch, wenn sich der Säugling in unmittelbarer Nähe befand.¹¹⁶ Anschließend wurde das Kind wieder zur Mutter in das Gebärtzimmer gebracht, wo es den Segen der beiden Eltern erhielt, bevor es in das eigene Appartement gebracht wurde.¹¹⁷ Bei den Tauffeierlichkeiten des Erzherzogs Josephs gab es allerdings einen Unterschied, denn als Thronfolger wurde er nach der Taufe mit einer weiteren Zeremonie in den Orden des Goldenen Vlieses aufgenommen. Joseph war damit einer von nur zwei Habsburgern, denen diese Aufnahmezeremonie direkt im Anschluss an die Tauffeierlichkeiten zuteil wurde.¹¹⁸

Bei den 16 Entbindungen Maria Theresias kam es zweimal zu einer Nottaufe. Bei der Entbindung des zehnten Kindes 1748 kam es bei der Geburt zu Komplikationen, „weillen das Kind nicht wohl gewendet und zuerst mit denen Füßelen gekommen“¹¹⁹. Gerard van Swieten und die Hebamme versicherten, dass sie das Kind mit der Nottaufe versehen hatten, dies wurde von der Hofgesellschaft allerdings angezweifelt.¹²⁰ So lässt sich bei Khevenhüller-Metsch lesen, dass „ungehindert der Prothomedici Van Suiten und der Hebamme Versicherens, velle doch, ob es noch bei Leben die Tauff erhalten

110 Weiss, *Die Österreicherin*, S. 30.

111 Vocolka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 276–277.

112 Weiss, *Zur Herrschaft geboren*, S. 44.

113 Vocolka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 276.

114 Kubiska, *Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof*, S. 500–501.

115 Beck, *Macht-Räume*, S. 86.

116 Vocolka/Heller, *Lebenswelt der Habsburger*, S. 276.

117 Kubiska, *Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof*, S. 500.

118 Ebd., S. 501–502.

119 *Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch*, 17.9.1748, zit. nach Khevenhüller-Metsch/Schlitter, *Tagebuch des Fürsten Khevenhüller-Metsch*, Bd. 2, S. 264.

120 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 307–308.

habe, zweifeln wollen.“¹²¹ Auch beim letzten Kind der Kaiserin kam es erneut zu einer Nottaufe, da sich der Bub ebenfalls nicht gedreht hatte. Er wurde von der Hebamme notgetauft, erholte sich aber im Laufe des Tages wieder, sodass die Taufe am Abend öffentlich wiederholt werden konnte.¹²²

Die Kindbettzeit am Hofe wurde durch den ersten Messebesuch der Kaiserin und mit der Aussegnung der Wöchnerin und ihres Kindes beendet.¹²³ Diese fand je nach Ort der Entbindung in der Loretokapelle der Augustinerkirche oder der Schlosskapelle Schönbrunn statt. Bei Totgeburten fand die Aussegnung in aller Stille in einer Kammerkapelle statt.¹²⁴ Die Aussegnung beziehungsweise „der Hervorgang“ Maria Theresias nach der Geburt Josephs wurde besonders feierlich begangen. Sechs Wochen nach der Entbindung fand in Wien eine Illumination – die normalerweise direkt nach der Geburt erfolgte – statt und die Bürger*innen demonstrierten ihre Anteilnahme. Maria Theresia befahl, diese Festlichkeiten auf ihren Hervorgang zu verschieben, damit sie selbst daran teilnehmen konnte. Zwei weitere Dinge bezüglich der üblichen Zeremonien und Gegebenheiten nach der Entbindung änderten sich mit Maria Theresia. Zum einen trug sie ab 1751 ihre Kinder selbst zur Aussegnung in die Kapelle.¹²⁵ Zum anderen verzichtete sie während der Wochenbettzeit nicht mehr auf Gottesdienste.¹²⁶ Im Anschluss an die Aussegnung wurde ein öffentliches Mahl abgehalten.¹²⁷ Nach der Geburt Maria Antonias am Allerseelentag 1755 berichtete Khevenhüller-Metsch, „die Kaiserin wurde im Kindbett unwohl, und erst am 14. Dezember konnte der Hervorgang gefeiert werden“¹²⁸.

3.5 Verkündigung der Entbindung und anschließende Festivitäten

Nach der Entbindung verkündete der Kaiser dem Volk die Geburt und es wurde ein Bote ausgesandt, um die Glocken im Stephansdom zu läuten. Kammerdiener wurden an befreundete Höfe geschickt, um ihnen die Geburt zu verkünden.¹²⁹ Weiters wurden die jeweiligen Entbindungen im „Wiener Diarium“ veröffentlicht. Zur Entbindung selbst wurde wie in den Zeremonialprotokollen nur Datum und Uhrzeit berichtet, ob es ein Erzherzog oder eine Erzherzogin war und, ob die Geburt glücklich verlaufen war. Sogar bei Maria Karolina, die kurz nach der Geburt verstarb, wurde berichtet, dass es eine glückliche Entbindung gewesen war.¹³⁰ Bei Johanna Gabriela sowie Maria Josepha war der Wortlaut der Meldung identisch.¹³¹

121 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 17.9.1748, zit. nach Khevenhüller-Metsch/Schlitter, Tagebuch des Fürsten Khevenhüller-Metsch, Bd. 2, S. 264.

122 Weiss, Zur Herrschaft geboren, S. 47.

123 Weiss, Die Österreicherin, S. 20.

124 Vocolka/Heller, Die Lebenswelt, S. 276.

125 Bis zu diesem Zeitpunkt wurde das Kind von der ausgewählten Erzieherin des Kindes in die Kirche getragen: Stollberg-Rilinger, Maria Theresia, S. 313.

126 Ebd., S. 311–313.

127 Beck, Macht-Räume, S. 88.

128 Tagebuch des kaiserlichen Obersthofmeister Johann Josef Khevenhüller-Metsch, 3.11.1755, zit. nach Maria Theresia, Familienbriefe, S. 159.

129 Vocolka/Heller, Die private Welt, S. 28.

130 Wienerisches Diarium, 18.9.1748, S. 7.

131 Siehe dazu: Wienerisches Diarium, 7.2.1750, S. 7; Wienerisches Diarium, 20.3.1751, S. 7.

Ein weiteres Ritual um die Zeit der Entbindung war die „päpstliche Windelpräsentation“, bei der die Geschenke des Papstes in eine Windel eingewickelt präsentiert wurden. Diese Geschenke wurden nur katholischen, männlichen Thronfolgern zuteil. Ein außergewöhnlicher Fall war hier Maria Theresias erstgeborener Sohn, der spätere Kaiser Joseph II. „Seine“ Windelpräsentation fand nämlich erst statt, als er bereits im sechsten Lebensjahr war, was auf das gespannte Verhältnis zwischen Österreich und dem Vatikan zur Zeit seiner Geburt zurückzuführen ist.¹³² Diese Windeln wurden im Audienzzimmer ausgestellt, damit sie vom Hofstaat betrachtet werden konnten. Auch eine öffentliche Präsentation der Mutterschaft der Fürstin wurde durchgeführt: An den Fürstenhöfen war es üblich, dass die Fürstin nach der Geburt für Glückwunschbekundungen von Gesandten „öffentlich“ im Bett lag. Maria Theresia hielt von dieser Form des Rituals offenbar nicht viel und präsentierte sich selbst nur dreimal im Paradebett liegend, ansonsten tat sie dies immer stehend. Nach der Geburt Josephs wurde ihr Bett allerdings zur öffentlichen Schau zur Verfügung gestellt.¹³³

Wurde ein Prinz geboren, wurde drei Tage lang eine große Gala am Wiener Hof gefeiert. Bei einer Prinzessin wurde am ersten Tag eine große Gala gefeiert und an den darauffolgenden zwei Tagen eine kleine Gala.¹³⁴ Auch die Bevölkerung der Residenzstadt Wien feierte die Geburt mit Illuminationen und Tanz in den Straßen, in anderen Städten wurde in bescheidenerem Ausmaß zelebriert. Für solche Festivitäten wurden vom Kaiserhaus Geld, Semmeln, Krapfen und Wein gespendet. Im Jahre 1743, als mit Joseph der Thronfolger geboren wurde, wurde ein eigenes Festschießen veranstaltet. Maria Theresia verschob diese Feiern teilweise zeitlich nach hinten, sodass sie nach ihrer Aussegnung selbst daran teilnehmen konnte.¹³⁵

4. Fazit

Das Leben Maria Theresias war der Öffentlichkeit gewidmet. Der Körper einer Herrscherin beziehungsweise der Frau eines Herrschers war ein Politikum und gehörte nicht ihr allein. Dieser Körper war zuständig dafür, dass die Dynastie weiterhin bestand. Damit lässt sich auch erklären, dass die Verkündung der Schwangerschaft, Aderlässe und Geburten der breiten Öffentlichkeit im „Wienerischen Diarium“ bekannt gemacht wurden. Umso erstaunlicher ist es, dass in den Zeitungsbeiträgen, den Tagebucheinträgen Khevenhüller-Metschs, den Zeremonialprotokollen und den Briefen der Herrscherin keine genaueren Aufzeichnungen zum Entbindungsvorgang bis auf Datum, Zeit, Ort und den Ausgang der Entbindung aufgeschrieben wurden. Letzten Endes blieb der Körper der Herrscherin doch bis zu einem bestimmten Grad privat. Daher ist es auch schwierig, die „adeligen“ Entbindungen Maria Theresias mit denen in anderen Bevölkerungsschichten zu vergleichen. Die Pflicht einer adeligen Frau, Kinder zu bekommen, erfüllte Maria Theresia vollends. Es lässt sich jedoch im Laufe der Zeit ein Umdenken bei ihren

132 Vocolka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 276.

133 Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, S. 312–313.

134 Beck, *Macht-Räume*, S. 86.

135 Vocolka/Heller, *Die Lebenswelt*, S. 277.

Schwangerschaften feststellen. Während sie die ersten noch leicht hinnahm, fielen ihr diese mit zunehmendem Alter sichtlich schwerer. Wünschte sie sich nach der Geburt Josephs direkt wieder schwanger zu sein, so hoffte sie während der Schwangerschaft ihres zehnten Kindes, dass diese die letzte sein würde.

Der Wiener Hof des 18. Jahrhunderts war stark gekennzeichnet durch das Zeremoniell und die damit verbundenen Rituale. Auch die Geburten und Entbindungen waren durch sie bestimmt. Um auf alle Eventualitäten rituell vorbereitet zu sein, wurden vor der Niederkunft eigene Sitzungen zum Ablauf der Zeremonien rund um die Geburt abgehalten. Bei Maria Theresia lässt sich eine Befolgung des Zeremoniells erkennen, gleichzeitig durchbrach sie es aber, indem sie Neuerungen einführte. So entschied sie sich ab 1747 ihren Entbindungsort in den Sommermonaten nach Schönbrunn zu verlegen, anstatt dafür zurück in die Hofburg zu fahren. Zugunsten ihrer Töchter änderte sie das Zeremoniell, sodass diese bei deren Taufe ebenfalls Salutschüsse bekamen und nicht mehr nur die Erzherzöge. Die wohl größte Veränderung war der Einzug des Arztes Gerard van Swieten in das Gebärzimmer und der gleichzeitige Auszug der Hofdamen. Besonders lässt sich diesbezüglich aber die Bedeutung von Zeremoniell erkennen, denn dieser Auszug musste durch einen vorgezogenen Handkuss kompensiert werden, um die Ehre der Damen aufrecht zu erhalten. Eine Konstante im Gebärzimmer gab es aber: die Hebamme. Hier ist auffällig, dass diese nie namentlich erwähnt wurde. Das hängt damit zusammen, dass die Hebamme nicht als Person wichtig war, sondern lediglich ihre Funktion.

Bei den Ritualen rund um Schwangerschaften und Entbindungen ist trotz einiger Änderungen bei späteren Entbindungen ein gewisser roter Faden erkenntlich. Der vorgesehene Ablauf begann mit der öffentlichen Verkündung der Schwangerschaft, indem die Herrscherin in einer Sänfte zur Kirche getragen wurde. Daraufhin wurden in den Ländereien der Herrscherin Gebete für eine glückliche Schwangerschaft und Entbindung angesetzt. Während dieser Zeit wurde an der Schwangeren dreimal ein Aderlass durchgeführt, der ebenfalls ein öffentliches Ereignis war. Beim Eintreten der Wehen wurde in den Kapellen das Allerheiligste ausgesetzt und die Hofgesellschaft versammelte sich. Nach der Entbindung verkündete der Kaiser die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter und bestimmte einen Zeitpunkt für die Taufe, die ebenfalls einem Hofzeremoniell folgte. Die Wochenbettzeit Maria Theresias war meist kürzer als bei anderen Adelligen, da sie als regierende Herrscherin eine besondere Rolle einnahm. Diese Überschneidung zwischen Herrscherin und Wöchnerin könnte in zukünftigen Forschungen noch näher betrachtet werden. Beendet wurde die Phase der Schwangerschaft, Entbindung und Wochenbettzeit durch die Aussegnung der Königin in der Kirche, woraufhin meist bald die nächste Schwangerschaft folgte und der Kreislauf von Neuem begann.

5. Quellen und Quelleneditionen

Birkenbihl, Wolf H., *Maria Theresia – Monarchin, Mutter und Mensch. Ihr Leben und ihre Zeit in Briefen und Augenzeugenberichten*, Baden-Baden 2017.

Christoph, Paul (Hrsg.), *Maria Theresia und Marie Antoinette. Der geheime Briefwechsel*, Darmstadt 2017.

Khevenhüller-Metsch, Rudolf/Schlitter, Hanns, (Hrsg.), *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch. Kaiserlichen Obersthofmeisters. 1742–1776, Bd. 1*, Leipzig-Wien 1907.

Dies. (Hrsg.), *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch. Kaiserlichen Obersthofmeisters. 1742–1776, Bd. 2*, Leipzig-Wien 1908.

Maria Theresia, *Familienbriefe. Mit einem biographischen Anhang (Die Fünfzig Bücher 3)*, Berlin-Wien 1916.

Rothe, Carl (Hrsg.), *Die Mutter und die Kaiserin. Briefe der Maria Theresia an ihre Kinder und Vertraute*, Berlin 1987.

Walter, Friedrich (Hrsg.), *Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit 12)*, Darmstadt 1968.

Wienerisches Diarium, 23.11.1740, 15.4.1747, 13.4.1748, 18.9.1748, 7.2.1750, 20.3.1751, 22.7.1752.

6. Literatur

Banakas, Anne-Sophie, *Die zwei Körper der Herrscherin. Der politische und der natürliche Körper in den Porträts von Maria Theresia (1740–1780)*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 126 (2018), Heft 1, S. 73–109.

Barth-Scalmani, Gunda, „Freundschaftlicher Zuruf eines Arztes an das Salzburgerische Landvolk“: Staatliche Hebammenausbildung und medizinische Volksaufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Jürgen Schlumbohm u. a. (Hrsg.), *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, S. 102–118.

Beck, Marina, *Macht-Räume Maria Theresias. Funktion und Zeremoniell in ihren Residenzen, Jagd- und Lustschlössern (Kunstwissenschaftliche Studien 189)*, Berlin-München 2017.

Egghardt, Hanne, *Maria Theresias Männer. Ihre Lieben, ihre Ratgeber und die Stützen ihres Throns*, Wien 2015.

Ehalt, Hubert Ch., *Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 14)*, Wien 1980.

Frötschel, Ruth, *Mit Handkuss. Die Hand als Gegenstand des Zeremoniells am Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Irmgard Pangerl/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), *Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine*

Annäherung (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 31, Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 47), Innsbruck-Wien 2007, S. 337–356.

Gasser, Monika Gertraud, Das Gesundheitsverhalten von Herrscherinnen und Herrschern des 18. Jahrhunderts im Vergleich. Dargestellt am Beispiel von Maria Theresia, Friedrich dem Großen, Marie Antoinette und Joseph II., Dipl. Innsbruck 2005.

Gélis, Jacques, Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500–1900, übersetzt von Clemens Wilhelm, München 1989.

Gerabek, Werner E., Swieten, Gerard van (Gerhard von), in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 25, Berlin 2013, S. 729–730.

Hilber, Marina, Institutionalisierte Geburt. Eine Mikrogeschichte des Gebärsaales, Bielefeld 2012.

Horn, Sonia, „...dann mit meiner Hebammerey ich vill mehr gewinnen kann, alß mein Mann mit seiner Doctorey.“ Wiener Hebammen 1700–1750, Dipl, Wien 1995.

Huber, Heinz, Pioniere aus Medizin- und Geschichtswissenschaften in Österreich. Ausgewählte Biographien aus über zwei Jahrhunderten, Innsbruck 2017.

Kubiska, Irene, Und ist wegen dieser so glücklich- und trostreichen Geburth ein allgemeines Frolockhen und grosse Freydt gewesen. Das Geburten- und Taufzeremoniell am Wiener Hof im Zeitraum von 1652 bis 1800, in: Irmgard Pangerl/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 31, Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 47), Innsbruck-Wien 2007, S. 493–527.

Labouvie, Eva, Selbstverwaltete Geburt. Landhebammen zwischen Macht und Reglementierung (17.–19. Jahrhundert), in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), Heft 4, S. 447–506.

Dies., Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln 1998.

Dies., Beistand in Kindsnöten. Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550–1910) (*Geschichte und Geschlechter* 29), Frankfurt-New York 1999.

Mutschlechner, Martin, Im Vorhof der Macht – Die vier obersten Hofchargen, o. D., <https://www.habsburger.net/de/kapitel/im-vorhof-der-macht-die-vier-obersten-hofchargen>, eingesehen 28.2.2021.

Pawlowsky, Verena, Trinkgelder, Privatarbeiten, Schleichhandel mit Ammen. Personal und Patientinnen in der inoffiziellen Ökonomie des Wiener Gebärsaales (1784–1908), in: Jürgen Schlumbohm u. a. (Hrsg.), *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, S. 206–220.

Pethes, Nicolas, Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung, Hamburg 2008.

Schlumbohm, Jürgen, *Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden, 1700–1850*, München 1983.

Schnettger, Matthias, Rezension zu: Barbara Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*, München 2017, in: *sehpunkte* 17 (2017), Heft 9, <http://www.sehpunkte.de/2017/09/30136.html>, eingesehen 14.2.2020.

Stollberg-Rilinger, Barbara, *Rituale (Historische Einführungen 16)*, Frankfurt am Main 2013.

Dies., *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit*, München 2017.

Vocelka, Karl/Heller, Lynne, *Die Lebenswelt der Habsburger. Kultur- und Mentalitätsgeschichte einer Familie*, Graz-Wien-Köln 1997.

Ders./Dies., *Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie*, Graz-Wien-Köln 1998.

Walter, Friedrich (Hrsg.), *Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit 12)*, Darmstadt 1968.

Weiss, Sabine, *Die Österreicherin. Die Rolle der Frau in 1000 Jahren Geschichte*, Graz-Wien-Köln 1996.

Dies., *Zur Herrschaft geboren. Kindheit und Jugend im Haus Habsburg von Kaiser Maximilian I. bis Kronprinz Rudolf*, Innsbruck 2008.

Sabrina Schober ist Masterstudentin der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck. sabrina.schober@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Sabrina Schober, Hofzeremoniell und Gebärstuhl. Zur Bedeutung von Ritualen bei den Entbindungen Maria Theresias (1717–1780), in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 233–256, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

The Beginnings of an Empire. The Transformation of the Ottoman State into an Empire, demonstrated at the example of Grand Vizier Mahmud Pasha's life and accomplishments

Vera Flatz

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: Yasir Yilmaz, MA PhD und Univ.-Prof. Dr. Stefan Ehrenpreis

eingereicht im: WiSe 2019/20

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

The Beginnings of an Empire. The Transformation of the Ottoman State into an Empire, demonstrated at the example of Grand Vizier Mahmud Pasha's life and accomplishments

The following seminar paper deals with Grand Vizier Mahmud Pasha's life and the processes that turned an Ottoman principality into the Ottoman Empire. Starting with Sultan Mehmed's II appointment in 1444, important practices such as the nomination of a grand vizier changed significantly. Moreover, Mehmed II built a new palace which reflected the new imperial self-perception, a new code of law was installed, and the empire was centralised. All these developments become especially visible in the life of Grand Vizier Mahmud Pasha Angelovic. The paper examines secondary literature as well as contemporary sources of Kritobolous and Ibn Khaldun. Sources on Mahmud Pasha's life are rare and need to be analysed with caution as his posthumous legend influenced the production of literature about his life.

1. Introduction

Mahmud Pasha Angelovic, born at the beginning of the 15th century in a town in Serbia, became one of the most influential grand viziers of the Ottoman Empire. How did that happen? In 1453, Mehmed II conquered Constantinople and made it the capital of one of the biggest empires of the early modern period. Mahmud Pasha became his second grand vizier and contributed significantly to the rise of the Ottoman Empire.

Characteristic for that period is the immense change the Ottoman state underwent, from a tribal society into a global empire. This change was reflected in virtually every aspect of Ottoman rule. This paper will therefore aim at answering the question: How was the Ottoman state transformed into an empire, and how is that transformation reflected in Mahmud Pasha's life? It will be argued that Mahmud Pasha's rule reflects major changes that happened after the conquest of Constantinople. His person exemplifies the changes in the selection of high officials in court, the palace as the next centre of power, the increasing power of the grand vizier, the renewed imperial picture of the sultan, the recent conflict structures, the new code of law and the changes in architecture, art, and literature. Most importantly, it reflects the centralisation of the new empire.

The main monograph that will be used for this paper is "The Sultan of Vezirs"¹ by Theoharis Stavrides. He collected all available sources on Mahmud Pasha's life and put them into context with contemporary developments. Other works that will be used to expand the research include "The Ottoman Empire. The Classical Age 1300–1600"² by Halil Inalcik, "Architecture, Ceremonial, and Power. The Topkapi Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries"³ by Gülru Necipoğlu and several academic articles. Furthermore, contemporary sources of Kritobolous⁴, edited by Diether Reinsch, and Ibn Khaldun⁵ will be used. Unfortunately, sources on Mahmud Pasha are scarce and many details of his life are unknown. The sources which exist have to be analysed with care as his posthumous legend influenced the production of literature about his life.

In the first part of the paper, Mahmud Pasha's childhood and origins will be explained. Linked to this is the practice of *devshirme*, which completely changed the process of appointing important figures at court. In the second part, several changes under the rule of Mehmed II which were linked to Mahmud Pasha will be analysed. This includes the fall of Constantinople, the palace as the new centre of the empire, the new code of law and the renewed image of the sultan. Finally, a closer look will be taken at the development of the office of grand vizier and how it changed during the reign of Mehmed II.

2. Mahmud Pasha's Origins and *Devshirme*

Most scholars agree that Mahmud Pasha Angelovic was born in Serbia, in the village of Novo Brdo. Other Ottoman academics, however, provide different information, some claiming that Mahmud Pasha was born in Croatia. Nevertheless, the theory that he originated from Serbia is the most verisimilar one also because Serbia is named in the most plausible sources, including Ibn Kemal's writings.⁶ Moreover, his family back-

1 Theoharis Stavrides, *The Sultan of Vezirs. The Life and Times of the Ottoman Grand Vezir Mahmud Pasha Angelovic (1453–1474)*, Leiden-Boston-Köln 2001.

2 Halil Inalcik, *The Ottoman Empire. The Classical Age 1300–1600*, London 1973.

3 Gülru Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power. The Topkapi Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, Cambridge 1991.

4 Diether Roderich Reinsch, *Mehmet II. erobert Konstantinopel. Das Geschichtswerk des Kritobulos von Imbros*, Graz 1986.

5 Ibn Khaldun, *The Muqaddimah. An Introduction to History*, Princeton 1980.

6 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 73–74.

ground is not completely clear. Although the sources again contradict each other, it is likely that Mahmud Pasha originated from two aristocratic Balkan families.⁷

An important practice that changed during the reign of Mehmed II is the appointment of non-Turkish people to important offices. Before his reign, bureaucratic personnel were almost exclusively native born Muslims with an *ulama*⁸ background. This practice had started already in the pre-Ottoman states and was continued until the ascendance of Mehmed II. In the 14th century, most slaves were prisoners of war, and others came from the slave markets. At the end of the 14th century, a new practice arose: *devshirme*.⁹ *Devshirme* has been defined as:

“The forcible removal, in the form of a tribute, of children of the Christian subjects from their ethnic, religious, and cultural environment and their transplantation into the Turkish-Islamic environment with the aim of employing them in the service of the Palace, the army, and the state, whereby they were on the one hand to serve the Sultan as slaves and freedmen and on the other to form the ruling class.”¹⁰

The *devshirme* was a very harsh practice and many scholars argue that it went against the Shariah as the Islamic law forbids the forceful conversion of Christian subjects. Christians had the status of *dhimmi*, which is connected to the right to freely exercise their religious beliefs.¹¹ In contrast, the government saw the *devshirme* practice rather as a form of levy than as an enslavement of Christians. The practice became very popular; in the 15th and 16th century, the majority of slaves had a *devshirme* background. These children were sent to Istanbul and were then separated; the most promising ones stayed in the palaces in Istanbul or Edirne and received special training. The others were trained to enter the *Janissary* corps.¹²

The change from taking personnel with an *ulama* background to a *devshirme* background had several reasons. Firstly, the 15th century was a time of great expansion. Many regions, such as Bosnia, Serbia or Anatolia came under Ottoman rule and needed to be incorporated into the growing empire. Controlling and ruling those regions required new personnel. One of the reasons why Mehmed II favoured men from Christian backgrounds is that they originated from those regions, which would facilitate the

7 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 75.

8 The *ulama* were a powerful class that determined the consensus on questions concerning the Islamic law in early Islamic times and played an important clerical role as well: Asma Afsaruddin, *Ulama*, in: Britannica, <https://www.britannica.com/topic/ulama>, accessed 30.11.2020.

9 Inalcik, *The Ottoman Empire*, p. 77.

10 Original quote: „Das Phänomen, dessen Ursprung und Wesen den Gegenstand unserer Untersuchung bilden, ist das Devshirme, d. h. die vom türkischen Staat in Form eines Tributs durchgeführte gewaltsame Abtrennung von Kinder der christlichen Untertanen aus ihrer ethnischen, religiösen und kulturellen Umgebung und ihre Verpflanzung in die türkisch-islamische zum Zweck ihrer Verwendung im Palast-, Militär- und Staatsdienst, wobei sie einerseits dem Sultan als Sklaven und Freigelassene (Klienten) dienen, andererseits die herrschende Schicht des Staates bilden sollen.“: Basile D. Papoulia, *Ursprung und Wesen der Knabenlese im osmanischen Reich*, München 1963, p. 1.

11 Paul Wittek, *Devshirme and Sharia*, in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 17 (1955), No. 2, pp. 271–278, here p. 271.

12 Inalcik, *The Ottoman Empire*, pp. 78–79.

transition process. Additionally, this made him more independent from the influential Ottoman elites such as the Çandarlı family.¹³ Another reason for this shift was that boys with a *devshirme* background were completely obedient and loyal to the sultan. They could not rely on a strong family background in Istanbul or Edirne and had no networks inside the palace; therefore, they were completely dependent on the sultan.¹⁴

In the case of Mahmud Pasha Angelovic it is rather unlikely that he was part of the regular *devshirme* practice. Most likely he was taken by horsemen of Sultan Murad II in 1427. Mahmud Pasha presumably had an aristocratic background, and families with a high status were usually not the target of *devshirme*. Moreover, at that time Serbia was only partially integrated into the Ottoman Empire, which makes it even more unlikely that a normal *devshirme* took place there. On the other hand, Mahmud Pasha was taken on the way from one city to another, seemingly a coincidence. This could point to Mahmud Pasha being a prisoner of war. The sources do not clearly indicate whether it was a raid taking children of conquered aristocratic Byzantine and Balkan families to the palace to train them for the highest offices, or if it was a mere coincidence that Mahmud Pasha was taken.¹⁵

Interestingly, the identity-building process of the Ottoman Empire facilitated the transformation process as well. In contrast to the nation-building of the 19th and 20th century, the Ottoman identity was rather fluid, flexible and tried to incorporate as many people as possible. It was more an addition of a new identity than an exchange for the old one. This allowed for a much more effective and positive rule in the conquered territories, as the new elites could still use their old networks to rule the territories.¹⁶ However, these men of the new elite needed to be extremely loyal and devoted Ottomans and Muslims. Evidence that supports the claim that the *devshirme* practice contributed to a more rapid Islamisation in the conquered territories can also be found in Bosnia. Sanja Kadric argues that the *devshirme* practice in Bosnia, which started very soon after the occupation, contributed to the rapid Islamisation there. There are numerous records which show that palace personnel of *devshirme* origin brought converted family members into the palace, or the family members were rewarded a *timar*^{17,18}

These beneficial family ties are visible in Mahmud Pasha's case as well. Mahmud Pasha's brother Michael Angelovic was a high official in the fealty of Despot George Brankovic. After Brankovic's death and the ascendance of his son Lazar, Michael Angelovic mediated a peace between Serbia and the Ottomans. It is widely believed that Mahmud Pasha was the mediator on the side of the Ottomans.¹⁹ After Lazar's death, Michael

13 Christine Isom-Verhaaren, Constructing Ottoman Identity in the Reigns of Mehmed II and Bayezid II, in: *Journal of the Ottoman and Turkish Studies Association* 1 (2014), No. 1–2, pp. 111–128, here p. 113.

14 Inalcık, *The Ottoman Empire*, p. 79.

15 Stravides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 107–109.

16 Isom-Verhaaren, *Constructing Ottoman Identity*, p. 112.

17 Because of a shortage of coins, the large standing army could not be paid a salary in cash. It became the practice to award them agricultural land to pay them: Halil Inalcık, *The Ottoman Empire*, p. 107.

18 Sanja Kadric, *The Islamisation of Ottoman Bosnia. Myths and Matters*, in: Andrew C. S. Peacock (Ed.), *Islamisation. Comparative Perspectives from History*, Edinburgh 2017, pp. 277–295, here pp. 286–287.

19 Stravides, *The Sultan of Vezirs*, p. 94.

Angelovic became part of the regency and got the most important position, the great voivode, partly because of his family ties to the Ottoman court. He was therefore also a representative for the pro-Ottoman side.²⁰ Michael was later arrested and stayed in captivity for more than two years even though his brother tried to intervene. Most likely, Michael Angelovic ended up at the Ottoman court. He remained a Christian but was held in high esteem at the court or even held a high office.²¹ Mahmud Pasha's mother lived at the end of her life in Istanbul as well and had remained a Christian like her son Michael.²² Because of these family ties, Mahmud Pasha was an extremely valuable asset for the sultan. Mahmud Pasha used his family connections but also his own diplomatic skills to integrate newly conquered territories into the Ottoman Empire. He contributed to the surrenders of Smederevo, Trabzon, Mytilene and the Peloponnese.²³

During the reign of Mehmed II, most of the higher positions in court were given to men from a *devshirme* background or to children from aristocratic families in the conquered territories. This was done to ensure absolute loyalty from the converted boys and to be independent from the influence of other Ottoman aristocratic families. Besides, the family background of these men helped to influence the integration and Islamisation of the new territories.

3. Mahmud Pasha's Rise and Changes in the Ottoman Empire

In this chapter several changes during the reign of Mehmed II will be analysed. They will also be brought into connection with Grand Vizier Mahmud Pasha, who was appointed to that position in 1456. Many of these changes contributed to the transformation of a principality into the centralised Ottoman Empire.

3.1 *The Fall of Constantinople*

The first time Mahmud Pasha appears in the sources is during the siege of Constantinople. The Greek historian Kritobolous is the only one who mentions Mahmud Pasha this early. He discusses him first when he talks about the composition of the army.

“He [Sultan Mehmed] gave Ishak, who then was the beylerbey of Asia, and Mahmud, Comes at that time, brave men, who were admired because of their war experience and boldness, the part from the Myriandrion to the Golden Gate and the sea there.”²⁴

20 Milos Ivanovic, *The Nobility of the Despotate of Serbia between Ottoman Empire and Hungary (1457–1459)*, in: Kosana Jovanovic/Suzana Miljan (Eds.), *Secular Power and Sacral Authority in Medieval East-Central Europe*, Amsterdam 2018, pp. 167–177, here p. 170.

21 Stavrides, *The Sultan of Vizirs*, p. 99.

22 *Ibid.*, p. 93.

23 Isom-Verhaaren, *Constructing Ottoman Identity*, p. 115.

24 Original quote: „Ishak aber, der damals Statthalter von Asien war, und Mahmut, zu jener Zeit Komes, tapferen Männern, die wegen ihrer Kriegserfahrung und Kühnheit viel bewundert wurden, übergab er den vom Myriandrion bis zum Goldenen Tor und zum dortigen Meer reichenden Abschnitt.“: Roderich Reinsch, *Mehmet II. erobert Konstantinopel*, p. 81.

Kritobolous describes Mahmud Pasha as a courageous man who was important for the conquest of Constantinople. Mahmud Pasha appears frequently throughout the book and is portrayed as succeeding in one of the most difficult and most important parts of the siege.²⁵ Stavrides points out that the fact that Mahmud Pasha was fighting alongside the Beylerbey of Anatolia and was called Comes by Kritobolous indicates that he already held an important position at the Ottoman court at that time. Interestingly, Kritobolous is the only contemporary author who indicates that Mahmud Pasha was part of the siege of Constantinople. This could be due to the fact that by the time Kritobolous wrote his work, Mahmud Pasha had already been appointed as grand vizier. Therefore, the heroic descriptions could be seen as flattery and the attempt of Kritobolous to be recognised by the court. On the other hand, Kritobolous was the only author who showed the Ottoman side of the conquest; therefore, it is not surprising that Mahmud Pasha does not occur in other Greek sources.²⁶

In general, the fall of Constantinople can be called a turning point in history for the Ottomans as well as for the Western world. Franz Babinger points out that Constantinople was more significant than whole countries. In a city where the leader of Eastern Christendom had reigned since the 4th century, the archenemies of the Christian church were now the new leaders. The effect on many Western powers was immense, and especially pope Nicholas V and his cardinals were shocked; however, the Western powers were occupied with their own quarrels and few forces were sent to help the Byzantine Empire.²⁷ From that moment on, the Ottomans were seen as the classic “Other” described in Edward Said’s *Orientalism*. Islam, and with it the Ottoman Empire, represented a constant danger for Christianity and the Western world. Ottomans were seen as barbaric, dark creatures, and Christian authors had little interest in learning about the high culture of the Ottoman court. To this day, originating from the time of Mehmed II and the formation of the empire, Islam is very often associated with terror, devastation and barbaric people.²⁸

Kritobolous describes the fall of Constantinople very detailed as well. He depicts the siege, the battle and the time afterwards as very brutal and merciless. According to his account women and children were murdered, young Byzantine women were raped, nuns were killed, and churches were robbed.²⁹ Not without reason, this event is often taken as a partition between the middle ages and the early modern age. It marked the end of the Eastern Roman Empire, the triumph of modern weapons, especially the cannon, and it started the period of an increased Ottoman presence in Europe.³⁰

Another event connected to the fall of Constantinople that holds importance for Mahmud Pasha is the dismissal of Grand Vizier Çandarlı Halil. Çandarlı Halil Pasha had been an adversary of Mehmed II for a long time. In 1446 he organised a Janissary revolt

25 Reinsch, *Mehmed II. eroberer Istanbul*, p. 111.

26 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 112–113.

27 Franz Babinger, *Mehmed the Conqueror and his Time*, Princeton 1953, p. 98.

28 Edward Said, *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*, London 1978, p. 59.

29 Reinsch, *Mehmed II. eroberer Istanbul*, pp. 120–121.

30 Inalcik, *The Ottoman Empire*, p. 26.

against Mehmed II and forced him to give his throne back to his father Murad II. When Murad II died, Mehmed could ascend to the throne once more.³¹ After the fall of Constantinople Mehmed was strong enough to imprison Çandarlı Halil Pasha, who was executed after forty days of imprisonment. He had been accused of working with the Greeks and taking bribes from them.³² Kritobolous reflects that event as well, writing about the torture of the former grand vizier and recounting his immense wealth which was found after his death.³³ With the death of Çandarlı Halil Pasha, the Çandarlı family lost their power, after four family members had served as grand viziers consecutively.³⁴ Some sources claim that Mahmud Pasha was installed as grand vizier right after Halil Pasha. It is however more likely that Mahmud Pasha was appointed as vizier in 1454 and as grand vizier in 1456.³⁵

The conquest of Constantinople held immense importance for Ottoman as well as European history. It marked the transition from a principality to an empire and gave Mehmed II the byname "the Conqueror". Until today, the fall of Constantinople is taken as a date for the beginning of the Modern Period. Furthermore, the origins, the importance and often also the end of a grand vizier's life changed significantly afterwards.

3.2 *The Palace as the new Centre of the Empire*

After the conquest of Istanbul, Mehmed needed a palace which could mirror his claim to the throne. Immediately after the conquest he ordered the construction of a new palace on the site of the Forum Tauri, which was completed in 1455. Shortly afterwards, however, the sultan ordered the construction of another new palace in 1459, known today as the Topkapı Palace. There has been an ongoing debate why Mehmed felt the need for a new palace so soon after the first one was built.³⁶ Inalcik attributes this to Mehmed feeling insecure in the midst of the city.³⁷ Others claim it was due to the fact that the old palace was not big enough, or that he did not feel safe and was eager to build a stronger fortress. All of these reasons might have been factors, but the most important factor was the new imperial image that Mehmed II wanted to present.³⁸ Mehmed saw himself as the heir to the Byzantine Empire, and therefore the Eastern Roman Empire. Constantinople, now Istanbul, lay at the borders of Europe and it inspired the dream of controlling parts of Europe as well. Western powers were convinced that Mehmed would invade Italy and the dream of world domination seemed possible during his reign. These imperial claims needed to be reflected by the new palace.³⁹ The old one had been big enough to accommodate the palace personnel as well, but it did not satisfy the sultan's wish for grandeur. Also, the new location in the neighbourhood

31 Inalcik, *The Ottoman Empire*, p. 21.

32 Babinger, *Mehmed the Conqueror and his Time*, p. 102.

33 Reinsch, *Mehmed II. erobert Istanbul*, p. 140.

34 Babinger, *Mehmed the Conqueror and his Time*, p. 102.

35 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 59–61.

36 Inalcik, *The Ottoman Empire*, p. 76.

37 Ibid.

38 Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power*, p. 10.

39 Ibid., pp. 10–11.

of the two magnificent buildings the Hagia Sophia and the Hippodrome reflected the imperial claim. The Hagia Sophia had already been transformed into a mosque and the Hippodrome was used for Ottoman festivities. The exact placement meant that Mehmed had a view over the sea, which contemporaries saw as a metaphor for his dominion over both the Black Sea and the Mediterranean.⁴⁰

At the same time, not only the outside of the palace sent the message of imperial sovereignty, but the palace became the political centre of the empire as well. By appointing boys of a *devshirme* background to the most important offices in the empire, the dominant families, within the central political sphere as well as the rural, lost their power. This was done to prevent alternative power accumulations elsewhere in the vast empire. The power was now accumulated at court. The men who graduated from the palace education built their own networks and offered lower positions to their allies. Given time, the local elites were replaced by palace graduates who had a strong connection to the court in Istanbul. This produced a network of relationships throughout the empire, which was centred at the palace in Istanbul.⁴¹

Another point that is connected to the architecture of the palace is the withdrawal of the sultan. In general, the new palace was built at the city's borders, secluded from the public eye.⁴² Moreover, "the three courts of the palace were arranged successively, with access to the person of the sultan as their basic criterion."⁴³ The sultan spent most of his time in the Inner Palace, where the harem and other apartments were situated. The Second court, adjoining the Inner Palace, held the services and organisations which were responsible for the connection to the outer world. Between the two courts was the Gate of Felicity, which marked a sharp border where only the highest officials could enter, including the grand vizier.⁴⁴ While security issues might have played a role as well, the major reason for this withdrawal was the new idea of royal seclusion and sultanic sacredness. The idea behind it was that the sultan, "this spiritual being, endowed with divine light"⁴⁵ could not be present at the same places as ordinary people.⁴⁶ Closely connected to the imperial seclusion is the new dynastic law code *kanunname*, which records this practice.

3.3 *The Kanunname and the New Image of the Sultan*

Kanun is, opposed to the religious law, the regulation which was determined by the sultan alone. The *kanuns* mostly affected the administration and the public sphere. The practice of *kanun* started in the mid eleventh century with the beginning of Turkish rule, as establishing royal code of laws had already been common in Turkish tradition.⁴⁷

40 Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power*, p. 13.

41 Baki Tezkan, *The Second Ottoman Empire. The Political and Social Transformation in the Early Modern World*, Cambridge 2010, pp. 93–94.

42 Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power*, p. 16.

43 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 30.

44 Inalcık, *The Ottoman Empire*, p. 77.

45 Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power*, p. 16.

46 *Ibid.*

47 Inalcık, *The Ottoman Empire*, p. 70.

Mehmed II published his own code of law, called *kanunname*, towards the end of his reign, sometime between 1477 and 1481. His code of law holds special importance as it is commonly regarded as the first attempt “to set out the hierarchical rules related to the appointment and promotion of officials and servants as well as fixing their place in official court protocol.”⁴⁸ It is important to notice that the code of law contains rules of former sovereigns as well and should therefore not be regarded as the start of a new practice but rather as the culmination of a trend.⁴⁹ According to the introduction of the *Nişancı Leyszade*, the *kanunname* was written after the conquest of Istanbul, for the new empire could no longer rely on the oral traditions of its ancestors, but needed a written code of law which had symbolic and practical reasons. On the symbolic level, it signified the transformation from a tribal illiterate society into a literate empire. On the practical level, it set out the hierarchy of the palace.⁵⁰

The *kanunname* is composed of a preamble and three parts. The preamble starts with: “This law code is my ancestor’s law. It is my law too. Let my noble progeny, generation after generation act with it.”⁵¹ In the first part of the *kanunname* the hierarchy of the Ottoman Empire is established, and the ranks of all officials are listed and described. In the second part the order of the palace, the administration and the ceremonies are characterised. Finally, the third section describes how much high officials should earn and which exact titles they should use.⁵² One important part of the *kanunname* deals with fratricide. One reason why the Ottoman Empire existed for such an extended amount of time and never fell apart was that the rulers always arranged their succession and eliminated possible inner familiar threats to the throne.⁵³ The *kanunname* says that, “For the welfare of the state, the one of my sons to whom God grants the sultanate may lawfully put his brothers to death. A majority of the ulema considers this permissible.”⁵⁴ Mehmed II acted on this notion when he had his half-brother Ahmed executed upon his accession.⁵⁵

Another very important fact that is connected to the *kanunname* is the theme of princely seclusion. This has already been mentioned in the previous chapter. The architecture of the palace and the new code of law go hand in hand when defining the new image of the sultan. Before Mehmed’s reign public appearances of the sultan were the norm and private ones the exception. When Mehmed ascended to the throne, he continued this practice at first, also to avoid speculations about a possible death. During his reign however, the sultan increasingly withdrew from the public. Around 1475, he stopped personally presiding over the meetings of the imperial council. The *kanunname* sanctions this behaviour and only calls for two appearances per year when

48 Abdurrahman Atçıl, *Scholars and Sultans in the Early Modern Ottoman Empire*, Cambridge 2016, p. 70.

49 Ibid.

50 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 32.

51 Atçıl, *Scholars and Sultans*, p. 70.

52 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 30.

53 Antony Black, *History of Islamic Political Thought*, Edinburgh 2011, p. 209.

54 Inalcık, *The Ottoman Empire*, p. 59.

55 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 33.

the officials had to kiss his hand.⁵⁶ His absence is again mirrored in the architecture of the palace. Between the second court, where the officials of the centralised government worked and the third court, where the sultan spent the majority of his time, there was an immense gate, which symbolised his supreme authority as well as the absence of the ruler.⁵⁷ The Ottomans lacked a long genealogy to legitimise their rule. To compensate this, they focused primarily on the secular law. Administering justice, based on *kanuns*, was the key concept of the Ottoman dynasty.⁵⁸ This is again a sign of the progressing centralisation of the state.

In general, the *kanunname* therefore reflects the centralising tendencies of the new empire as well as the new image of the sultan. Mehmed II began to withdraw from the public as well as from the administration of the state. This behaviour was sanctioned by the *kanunname* and was reflected in the architecture of the palace. The administrative power which the sultan gave away was directly transferred to the grand vizier. With a changing image of the sultan it is vital to look at the changing role of the grand vizier as well. This changing role of the grand vizier becomes most obvious in the figure of Mahmud Pasha Angelovic.

4. Mahmud Pasha and the new Image of the Grand Vizier

The office of grand vizier was not an invention of the Ottomans but had existed in earlier Islamic states as well. Stavrides argues that the first grand vizier was appointed under the Abbasids and that the office underwent considerable transformation since then.⁵⁹ Ibn Khaldun mentions that already during the Umayyad dynasty the office of *wazir* was the highest rank in the administration. He also states that in early Islamic states an administration and therefore a grand vizier was not needed as the caliphate was mostly a religious realm and not a political one.⁶⁰ However, this has been disproved by most modern scholars. Already the prophet Muhammed acted as the political leader of a new and emerging Islamic community. While he was mostly a religious leader in Mecca, he became a political statesman in Medina who tried to organise the lives of Meccan emigrants and allies of the new religion.⁶¹ Ibn Khaldun also states that most of the people were illiterates and that a central administration did not exist either. He also places a more powerful and important vizierate at the beginning of the Abbasid dynasty.⁶² The lack of a central administration therefore plays a much more important role in the development of the office of grand vizier than the political form of the state. This development is closely connected to the centralising tendencies of the Abbasids. The administration and the reign became more tightly organised and the state suddenly became visible in the provinces because of tax collection, among other things. Never-

56 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 34–35.

57 Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power*, p. 56.

58 *Ibid.*, p. 57.

59 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 37.

60 Ibn Khaldun, *The Muqaddimah*, p. 8.

61 Monika Tworuschka, *Grundwissen Islam*, Münster 2016, p. 29.

62 Ibn Khaldun, *The Muqaddimah*, p. 8.

theless, the provinces still had different coins, weights and units of measure, different tax collection practices and the local elites remained in place.⁶³ Ibn Khaldun states that during the Abbasid dynasty, the vizier now had to oversee the tax collection process and was entrusted with the official correspondence of the caliph.⁶⁴ The beginning centralisation and related tasks can therefore be seen as one of the main reasons why a more powerful vizier in the administration was needed. This is also one of the reasons why the office of grand vizier changed significantly again after the fall of Constantinople and the centralisation efforts of Mehmed II.

Mahmud Pasha Angelovic serves as the perfect example for these changes. It is not clear whether he was taken during a typical *devshirme*; however, he was certainly from a *kul* origin, meaning that he was considered a slave of the sultan. Four out of seven grand viziers of Mehmed II were converted Christians with a *kul* background.⁶⁵ This resulted in the fact that the grand vizier was completely dependent on the sultan. When looking at the end of these grand viziers lives, this dependency becomes obvious. Three out of the four grand viziers were executed while the fourth was banished into exile.⁶⁶ Mahmud Pasha was also executed by the sultan, and before his execution he was dismissed two times. There are several reasons why Mahmud Pasha lost the trust of the sultan, including the hostility between Mahmud Pasha and the sultan's son Prince Mustafa, the advice of Mahmud Pasha to not follow Uzun Hassan after the battle of Otluk Beli, and the slander of Mahmud Pasha's rivals at court.⁶⁷ It becomes obvious that Mahmud Pasha had no powerful family background at court which could have prevented his execution; he was completely dependent on the sultan's opinion and good will. Additionally, the sultan might have feared the increasing power of Mahmud Pasha and a collaboration with his enemies.

This might seem like a diminishment in power of a grand vizier, but on the contrary, the actual power and scope of action increased. Due to the new imperial image of the sultan, who increasingly withdrew from the public, the grand vizier became the deputy of the sultan and was in charge of all daily affairs at court.⁶⁸ Right at the beginning of the *kanunname* the importance of this position is highlighted.

"Know that the Grand Vezir is, above all, the head of the vezirs and commanders. He is the greatest of all. He is the absolute deputy in all matters. The defterdar is deputy for my Treasury and he [the Grand Vezir] is the supervisor. In all meetings and in all ceremonies the Grand Vezir takes his place before all others."⁶⁹

63 Gudrun Krämer, *Geschichte des Islams*, München 2005, pp. 77–78.

64 Ibn Khaldun, *The Muqaddimah*, p. 10.

65 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 67.

66 *Ibid.*, p. 69.

67 *Ibid.*, p. 183.

68 *Ibid.*, pp. 69–70.

69 Inalcik, *The Ottoman Empire*, p. 94.

Stavrides calls Mahmud Pasha “a little Sultan in his own right”.⁷⁰ This expansion of power is not only visible in the theoretical status of the grand vizier, but Mahmud Pasha’s life shows that he had indeed immense power and liberties which he used. He held two important military positions in his life, Beylerbey of Rumelia, which made him the commander of the Ottoman army in the Balkans and Sanjak-bey of Gelibolu, which made him the admiral of the Ottoman fleet. Mehmed II also centralised the army, which he did by diminishing the power of the military lords. Now Mahmud Pasha only had to answer to the sultan, which made this position more powerful than ever.⁷¹ After the conquest of Constantinople and the ongoing conflict with the naval power Venice, the need for a more powerful navy arose. The technical inferiority of the Ottoman’s navy was compensated by the sheer amount of ships that were used.⁷² This strategy was also used in the battle of Negroponte in 1470, where a witness described the Ottoman fleet as a floating forest.⁷³

Mahmud Pasha also used his influence to establish two pious foundations and to construct various buildings. He built mosques, schools, madrasas and soup kitchens. Since 1204, Constantinople had begun to decline, and by the time of Mehmed II, the surrounding Ottoman cities such as Brusa or Adrianople were economically much stronger. Mehmed II was concerned about further damage a forceful conquest would cause. Eventually, he gave the order that looting the city would be allowed after a successful conquest, as entering the city more quickly was the main goal. This resulted in an even more damaged city, which had to be rebuilt by the Ottomans afterwards.⁷⁴ Mahmud Pasha’s architectural patronage contributed to the economic, social and cultural recovery of Istanbul. His mosques in particular became important religious centres around which whole complexes were built.⁷⁵

The new empire did not only need new buildings, but also required a new literary tradition which would signify the importance of the empire. Mahmud Pasha was a literary patron as well as a poet himself. Similarly to the sultan’s practice, he wrote poems in Turkish and Persian using a pen name.⁷⁶ By writing in Turkish, Mahmud Pasha and the sultan contributed to the development of Ottoman-Turkish as a literary language. Translation works at the court aimed at the same goal.⁷⁷ The frequent use of Persian words and the Persian language indicate that the sultan and his grand vizier tried to produce high-brow Ottoman literature, modelled after the great Iranian-Islamic empires of the past.⁷⁸ Moreover, the sultan was also very much interested in European

70 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 70.

71 *Ibid.*, p. 192.

72 Ovidiu Christea, *Venice Confronting the Ottoman Empire. A Struggle for Survival (Fourteenth–Sixteenth Centuries)*, in: Oliver Jens Schmitt (Ed.), *The Ottoman Conquest of the Balkans. Interpretations and Research Debates*, Vienna 2016, pp. 265–280, here p. 273.

73 *Ibid.*, p. 275.

74 Inalcık, *The Policy of Mehmed II toward the Greek Population of Istanbul and the Byzantine Buildings of the City*, in: *Dumbarton Oaks Papers* 23/24 (1969/70), pp. 229–249, here p. 231.

75 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, p. 287–288.

76 *Ibid.*, Chapter 8.

77 Linda T. Darling, *Political Literature and the Development of an Ottoman Imperial Culture in the Fifteenth Century*, in: *Journal of the Ottoman and Turkish Studies Association* 1 (2014), No. 1–2, pp. 57–69, here p. 65.

78 Stavrides, *The Sultan of Vezirs*, pp. 325–326.

and especially Italian art and culture. Gentile Bellini, for example, was invited to the Ottoman court in 1479 and in 1480 produced a portrait of Mehmed II which remains the most well-known portrait of the sultan.⁷⁹

5. Conclusion

In conclusion, Mahmud Pasha Angelovic served as a high official, vizier, and eventually grand vizier for more than twenty years. During these twenty years, the Ottoman state was transformed from a principality into an empire. The process culminated in 1453 with the fall of Constantinople and its renaming to Istanbul by Mehmed II. The fall of Constantinople marked the beginning of several new practices. Grand viziers now came mostly from a kul origin in contrast to the former ulama background. Mehmed II changed this practice to suppress the old powerful families and enhance the dependency of the grand viziers. Shortly after the conquest, Mehmed II ordered the construction of a second new palace, which reflected the new imperial self-perception and led to a gradual withdrawal of the sultan from the public and eventually also from the divan. This conduct was sanctioned by Mehmed's new code of law: the *kanunname*, which also gave the centralised administration a clear hierarchy. Moreover, the *kanunname* describes the position of grand vizier as the deputy of the sultan. Even though the complete dependency seems to have limited the power of the grand vizier, in reality he had more power and more scope of action than ever before. This becomes visible in the person of Mahmud Pasha. He was responsible for many of the important conquests of that time, including the conquests in the Balkans. He facilitated the transition process in these new territories because of his family background of an aristocratic Balkan family. He also contributed to the religious, cultural, social and literary rise of the empire with his architectural and literary patronage. Despite his immense contributions to the empire, Mahmud Pascha's position fully depended on the sultan's goodwill. Lacking other allies, he was executed in 1474.

It can be said that Mahmud Pasha shaped the new centralised empire and is certainly one of the most important grand viziers of the Ottoman Empire. He, without a doubt, is the sultan of viziers.

6. Sources

Ibn Khaldun, *The Muqaddimah. An Introduction to History*, Princeton 1980.

Reinsch, Dieter Roderich, *Mehmet II. erobert Konstantinopel. Das Geschichtswerk des Kritobulos von Imbros*, Graz 1986.

79 Julian Raby, *A Sultan of Paradox. Mehmed the Conqueror as a Patron of the Arts*, in: *Oxford Art Journal* 5 (1982), No. 1, pp. 3–8, here p. 4.

7. Bibliography

Afsaruddin, Asma, Ulama, in: Britannica, <https://www.britannica.com/topic/ulama>, accessed 30.11.2020.

Atçıl, Abdurrahman, *Scholars and Sultans in the Early Modern Ottoman Empire*, Cambridge 2016.

Babinger, Franz, *Mehmed the Conqueror and his time*, Princeton 1953.

Black, Antony, *History of Islamic Political Thought*, Edinburgh 2011.

Christea, Ovidiu, Venice Confronting the Ottoman Empire. A Struggle for Survival (Fourteenth–Sixteenth Centuries), in: Oliver Jens Schmitt (Ed.), *The Ottoman Conquest of the Balkans. Interpretations and Research Debates*, Vienna 2016, pp. 265–280.

Darling, Linda T., Political Literature and the Development of an Ottoman Imperial Culture in the Fifteenth Century, in: *Journal of the Ottoman and Turkish Studies Association* 1 (2014), No. 1–2, pp. 57–69.

Inalcık, Halil, The Policy of Mehmed II toward the Greek Population of Istanbul and the Byzantine Buildings of the City, in: *Dumbarton Oaks Papers* 23–24 (1969/70), pp. 229–249.

Idem., *The Ottoman Empire. The Classical Age 1300–1600*, London 1973.

Isom-Verhaaren, Christine, Constructing Ottoman Identity in the Reigns of Mehmed II and Bayezid II, in: *Journal of the Ottoman and Turkish Studies Association* 1 (2014), No. 1–2, pp. 111–128.

Ivanovic, Milos, The Nobility of the Despotate of Serbia between Ottoman Empire and Hungary (1457–1459), in: Kosana Jovanovic/Suzana Miljan (Eds.), *Secular Power and Sacral Authority in Medieval East-Central Europe*, Amsterdam 2018, pp. 167–177.

Kadic, Sanja, The Islamisation of Ottoman Bosnia. Myths and Matters, in: Andrew C. S. Peacock (Ed.), *Islamisation. Comparative Perspectives from History*, Edinburgh 2017, pp. 277–295.

Krämer, Gudrun, *Geschichte des Islams*, München 2005.

Necipoğlu, Gülru, *Architecture, Ceremonial, and Power. The Topkapi Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, Cambridge 1991.

Papoulia, Basilike D., *Ursprung und Wesen der Knabenlese im osmanischen Reich*, München 1963.

Raby, Julian, A Sultan of Paradox. Mehmed the Conqueror as a Patron of the Arts, in: *Oxford Art Journal* 5 (1982), No. 1, pp. 3–8.

Said, Edward, *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*, London 1978.

Stavrides, Theoharis, *The Sultan of Vezirs. The Life and Times of the Ottoman Grand Vezir Mahmud Pasha Angelovic (1453–1474)*, Leiden-Boston-Köln 2001.

Tezkan, Baki, *The Second Ottoman Empire. The Political and Social Transformation in the Early Modern World*, Cambridge 2010.

Tworuschka, Monika, *Grundwissen Islam*, Münster 2016.

Wittek, Paul, *Devshirme and Sharia*, in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 17 (1955), No. 2, pp. 271–278.

Vera Flatz ist Masterstudentin im Masterstudiengang Lehramt für Sekundarstufe Englisch/Geschichte, Politische Bildung und Sozialkunde an der Universität Innsbruck. Vera.flatz@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Vera Flatz, *The Beginnings of an Empire. The Transformation of the Ottoman State into an Empire, demonstrated at the example of Grand Vizier Mahmud Pasha's life and accomplishments*, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 257–271, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Lobende Erwähnungen 2021

(gesponsert von der **Philosophisch-Historischen Fakultät**)

Die Bautätigkeit der Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. in Rom und deren Wahrnehmung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Thekla Kollmann

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: Univ.-Ass. MMag. Markus Debertol

eingereicht im: SoSe 2020

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Building Operations under Pope Julius II, Leo X and Paul III in Rome and their Perception in the First Half of the 16th Century

The following seminar paper examines the perception of building projects in Rome under Pope Julius II, Leo X and Paul III in the first half of the 16th century. On the one hand, contemporary reports show that measures to beautify and improve the streets of Rome generally left a positive impression among the Roman population. On the other hand, a letter written by Raffael Sanzio to Leo X criticized reconstruction efforts as they led to drastic changes, for example in demolishing numerous ancient monuments.

1. Einleitung

„Wie viele Päpste, Heiliger Vater, [...] haben antike Tempel, Statuen, Bogen und andere herrliche Gebäude zu Grunde gerichtet! [...] Das neue Rom, das wir jetzt erblicken, in seiner ganzen Größe und Schönheit, mit Palästen, Kirchen und andern Bauwerken geschmückt, ist, um es frei herauszusagen, durchaus mit Kalk gebaut, der aus antikem Marmor gewonnen wurde.“¹

1 Alfred von Reumont, *Geschichte der Stadt Rom*, Bd. 3, Abt. 2, Berlin 1870, S. 358. Originalzitat: „Quanti pontifici, Padre Santissimo, [...] hanno atteso a ruinare templi antichi, statue, archi et altri ædificii gloriosi! [...] che arderei dire che tutta questa Roma nova che hor si vede, quanto grande ch'ella si sia, quanto bella, quanto ornata di pallaggi, chiese et altri ædificii, tutta è fabricata di calce di marmi antichi!“, zit. in Francesco Paolo di Teodoro, *Lettera a Leone X di Raffaello e Baldassarre Castiglione* (Biblioteca dell'“Archivum Romanicum”), Florenz 2020, S. 44.

Mit diesen Worten kritisierte Raffael Sanzio die Zerstörung römischer Altertümer zur Gewinnung von Material für neue Bauwerke in einem Brief an Papst Leo X.² Die Päpste der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ließen Rom zu einer Renaissancestadt ausbauen. Durch die Errichtung von Palästen, Kirchen und Straßen erfuhr die Stadt eine Neugestaltung.³ Dabei traten die städtebaulichen Maßnahmen von Julius II., Leo X. und Paul III. hervor. Papst Julius II. (1503–1513)⁴ hatte neben vielen anderen Unternehmungen den Neubau der Peterskirche in Auftrag gegeben, welcher von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde.⁵ Leo X. (1513–1521)⁶ förderte, wie sein Vorgänger, die städtische Bautätigkeit und trug zur Verschönerung der Straßen Roms bei.⁷ Paul III. (1534–1549)⁸ widmete sich, nach einer unruhigen Zeit, der Neugestaltung des Kapitols, dem Bau einer Triumphstraße anlässlich des Besuchs Kaiser Karls V. und der Fortsetzung des Neubaus der Peterskirche.⁹

Über die Bautätigkeit der genannten Päpste und besonders den Bau des Petersdoms sind zahlreiche Arbeiten erschienen, darunter etwa jene zur Architekturgeschichte Roms von Hubertus Günther¹⁰ und Marcello Fagiolo.¹¹ Eine Publikation, die sich mit der zeitgenössischen Perzeption der Umgestaltung Roms auseinandersetzt, gibt es bislang noch nicht. Dennoch verwiesen Horst Bredekamp¹² und Guido Rebecchini¹³ in ihren Arbeiten über den Neubau Sankt Peters und die Bautätigkeit Pauls III. auf zeitgenössische Berichte. Besonders relevant ist hier das Werk „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters“ von Ludwig von Pastor, welches auf Quellen aus dem Vatikanischen Apostolischen Archiv basiert und dabei auf Berichte von Botschaftern, Klerikern, Humanisten und Literaten verweist.

Die eingangs zitierten Worte Sanzios deuten darauf hin, dass die Bautätigkeit der Päpste nicht nur positiv wahrgenommen wurde. Davon ausgehend wird in der vorliegenden Arbeit der Frage nachgegangen, inwiefern die städtebaulichen Maßnahmen unter den Päpsten Julius II., Leo X. und Paul III. in zeitgenössischen Quellen gelobt sowie kritisiert

2 Ludwig von Pastor, *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 4: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubenspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513–1534)*, Abt. 1: Leo X., Freiburg im Breisgau 1956, S. 467.

3 Loren Partridge, *Renaissance in Rom. Die Kunst der Päpste und Kardinäle*, Köln 1996, S. 14–15.

4 Ludwig von Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innozenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. 1484–1513*, Abt. 2: Pius III. und Julius II., Freiburg im Breisgau 1956, S. 5.

5 Ebd., S. 915.

6 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 9.

7 Ebd., S. 387.

8 Ludwig von Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5: *Geschichte Papst Pauls III.*, Freiburg im Breisgau 1956, S. 9.

9 Kunibert Bering, *Die Peterskirche in Rom. Architektur und Baupropaganda (Architektur der Welt)*, Weimar 2003, S. 38.

10 Hubertus Günther, *L'urbanistica romana sotto il pontificato dei Medici*, in: Henry A. Millon (Hrsg.), *Rinascimento da Brunelleschi a Michelangelo. La rappresentazione dell'architettura*, Mailand 1994, S. 546–551, <https://doi.org/10.11588/artdok.00001273>, eingesehen 8.8.2020.

11 Marcello Fagiolo dell'Arco, *Das römische Pontifikat. Die Geschichte einer Ideologie im Spiegel einer heiligen Stadt*, in: Maurizio Fagiolo dell'Arco (Hrsg.), *Petersdom und Vatikan. Eine Dokumentation über das Zusammenwirken von Päpsten, Malern und Bildhauern, die Petersdom und Vatikan zu einem Wahrzeichen der Christenheit und Denkmal der Kunst machten*, Freiburg im Breisgau 1983, S. 12–27.

12 Horst Bredekamp, *Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung. Bau und Abbau von Bramante bis Bernini*, Berlin 2000.

13 Guido Rebecchini, *After the Medici. The New Rome of Pope Paul III.*, in: *I Tatti Studies in the Italian Renaissance* 11 (2007), Heft 1, <https://www.jstor.org/stable/20111825>, eingesehen 8.8.2020.

wurden und worauf diese Reaktionen zurückzuführen sind. Basierend auf der Aussage Sanzios über die Zerstörung von Altertümern zu Gunsten prachtvoller Bauten wird die These aufgestellt, dass die Bautätigkeit in zeitgenössischen Quellen durchwegs negativ beurteilt wurde. Zur Beantwortung der Forschungsfrage wird im ersten Teil der Arbeit auf die positiven und im zweiten Teil auf die negativen Urteile über die päpstlichen Bautätigkeiten eingegangen, wobei die Urheber jener Kritiken sowie deren Perspektive genauer beleuchtet werden.

2. Positive Beurteilungen der Bautätigkeit Papst Julius II., Leos X. und Pauls III.

2.1 Papst Julius II. als Mäzen der Künste

Ein Zeugnis der Bewunderung der Bautätigkeit von Julius II. ist das Büchlein „Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae“¹⁴ („Von den Wunderwerken des neuen und alten Rom“) vom florentinischen Kanonikus Francesco Albertini. Er widmete das am 3. Februar 1510 erschienene Werk Julius II., welcher neben den Päpsten Nikolaus V. und Sixtus IV. das „neue Rom“ gekennzeichnet habe. Der Autor rühmte Julius II. dafür, dass er beim Ausbau der Stadt, welchen Sixtus IV. begonnen hatte, all seine Vorgänger übertroffen habe.¹⁵ Wie kam Albertini zu diesem Urteil?

Zum einen muss angemerkt werden, dass Papst Julius II., wie bereits Nikolaus V. und Sixtus IV. vor ihm, das Ziel hatte, die geistliche Weltherrschaft der Kirche zu stärken, indem er Rom zu einem Zentrum der Kunst machen wollte.¹⁶ In der Baukunst knüpfte Julius II. durch die Anpassung der Verkehrswege Roms an den großen Pilgerstrom an seine Vorgänger an. Dazu gab er Donato Bramante den Auftrag zur Verbreiterung und Begradigung der Via della Lungara und zum Bau der Via Giulia, einer Parallelstraße auf der anderen Seite des Tibers. Mit der Errichtung neuer Straßenanlagen wandelte Julius das von engen und unregelmäßigen Straßen geprägte Rom um. Diese Maßnahme wurde in einer Marmorinschrift in der Via de' Banchi gelobt, welche 1512 von den Ädilen Domenico Massimo und Geronimo Pico gestiftet wurde.¹⁷

Zum anderen hob sich Julius II. von seinen Vorgängern dahingehend ab, indem er die Kunst in einem bisher unbekanntem Ausmaß und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln förderte und bei zeitgenössischen Meistern der Kunst – wie Bramante, Raffael und Michelangelo – monumentale, aber umsetzbare Werke in Auftrag gab.¹⁸ Diese künstlerischen Arbeiten listete Albertini in seinem Werk einzeln auf und hob sie damit besonders hervor.¹⁹ Zu den größten Unternehmungen Julius' II. zählte der Neubau der Petersbasilika. Der Entschluss dazu ist erstmals im Jahre 1505 nachweisbar. Am 18. April

14 Übersetzung nach Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 952–953.

15 Francesco degli Albertini, *Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae*, Rom 1510, S. 75, <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11211054-1>, eingesehen 10.2.2021.

16 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 897–898.

17 Ludwig von Pastor, *Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance*, Freiburg im Breisgau 1925, S. 26–28.

18 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 912–913.

19 Albertini, *Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae*, S. 89–90.

1506 fand die feierliche Grundsteinlegung von Neu-Sankt Peter statt.²⁰ Anfangs lehnte Julius II. die Pläne Bramantes, welche die Zerstörung Alt-St. Peters vorsahen, aus Ehrfurcht vor dem Heiligen Petrus noch ab.²¹ Schlussendlich nahm er sie aber doch an, da sie seiner Vorstellung eines „erneuerten Petersdoms“ entsprachen.²² Neben der Baufähigkeit der konstantinischen Basilika galt Ästhetik als Hauptgrund für einen Neubau. So gab der Sekretär und Chronist von Julius II., Sigismondo de' Conti,²³ an, dass die prunkvolle Renaissancebaukunst die Architektur Alt-St. Peters übertreffen sollte.²⁴

Ein weiteres Urteil über die Bautätigkeit von Julius II. stammte von Tommaso Inghirami, der während des Pontifikats Julius' II. zum Präfekten der Vatikanischen Bibliothek ernannt wurde. In seiner Leichenrede auf Julius II., „*Pro Iulio II pont. max. funebris oratio*“, die er im Petersdom am 21. Februar 1513 hielt, lobte er dessen Bautätigkeit mit überschwänglichen Worten:²⁵

„Die Stadt, die er plebejisch, unscheinbar, schmutzig fand, hat er in eine reinliche, glanzvolle, des Römernamens würdige umgeschaffen. Stellt man die innerhalb von vierzig Jahren von Savonesen errichteten Bauten zusammen, so würden sie das wahre Rom bilden. Alles übrige, man verzeihe mir den Ausdruck, waren Hütten.“²⁶

Dieses Urteil kann ein Zeugnis dafür sein, dass die unter Julius II. gesetzten baulichen Maßnahmen durchwegs positiv wahrgenommen und auch bewundert wurden. Tatsächlich kümmerte sich der Papst auch um die Sicherheit Roms, indem er die Restaurierung der Stadtmauern und die Fortsetzung der Arbeiten an der Befestigung der Engelsburg in Auftrag gab. Zudem sorgte er für die Anlegung neuer sowie die Verbesserung alter Kloaken und Wasserleitungen. Er ließ unter anderem die Aqua Virgo ausbessern.²⁷

2.2 Papst Leo X. und das „Goldene Zeitalter“

Nachdem Julius II. 1513 verstorben war, wurde Giovanni de' Medici zum Papst gewählt und nahm den Namen Leo X. an.²⁸ Mit der Wahl des Sohnes von Lorenzo il Magnifico waren die Hoffnungen auf einen Übergang des Papsttums zum Mäzenatentum im

20 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 923–924.

21 Bredekamp, *Sankt Peter in Rom*, S. 35.

22 Christof Thoenes, *Der heilige Raum der Basilika St. Peter*, in: *Fabbrica di San Pietro, Vatikanstadt* (Hrsg.), *Der Petersdom. Mosaik, Ikonographie, Raum* (Monumenta Vaticana Selecta), Stuttgart 2011, S. 16–67, hier S. 18. So lautete die Umschrift auf der 1506 von Cristoforo Caradosso geprägten Gründungsmedaille von Neu St. Peter „*Templi Petri Instauratio*“.

23 Partridge, *Renaissance in Rom*, S. 50.

24 Bredekamp, *Sankt Peter in Rom*, S. 37.

25 Stefano Benedetti, Inghirami Tommaso, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 62, Rom 2004, http://www.treccani.it/enciclopedia/inghirami-tommaso-detto-fedra_%28Dizionario-Biografico%29/, eingesehen 3.8.2020.

26 Tommaso Inghirami, *Thomae Phaedri Inghirami Voltterrani Orationes duae*, hrsg. von Pier Luigi Galletti, Rom 1777, S. 82; „[...] hanc urbem ex coenosa, humili, sordida, nitidam, magnificam, splendidam, dignamque plane Romano nomine reddidit; ut si omnia aedificia a Savonensibus in hac urbe intra quadragessim annum facta unum in locum conferantur, haec denique vera Roma; quod reliquum fuerit, absit verbo invidia, mapalia, attegaieque merae censeantur.“, Übersetzung nach Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 952.

27 Ebd., S. 951–952.

28 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 15.

Stile der Medici groß.²⁹ Letztendlich trieben vor allem Humanisten die Überhöhung des Mäzenatentums Leos X. voran.³⁰ So empfand der Humanist Egidio da Viterbo die Wahl des ersten Medici-Papstes als Anbruch eines „Goldenen Zeitalters“ und als Erneuerung des augusteischen Roms. Der Augustinermönch da Viterbo, der bereits unter Julius II. zum apostolischen Prediger ernannt wurde und während des Pontifikats Leos X. seine „*Historia viginti saeculorum*“ schrieb, ließ die letzte seiner zwanzig Epochen der Menschheitsgeschichte im Pontifikat Leos X. enden. In dieser Zeit siedelte da Viterbo den Höhepunkt des „Goldenen Zeitalters“ an, welches von den Werken Leos X. gekennzeichnet gewesen sei.³¹ Was die Unterstützung von Musik, Kunst und Literatur betraf, war der Papst, trotz Geldnot aufgrund schlechter Finanzwirtschaft, äußerst freigiebig. Diese verschwenderische Freigiebigkeit nahmen die Römer*innen durchwegs positiv auf.³²

Ein weiteres positives Urteil stammte von Alessandro Gabbioneta. Der Vertreter der Herzöge von Mantua bei den Päpsten in Rom schrieb in einem Brief am 14. Januar 1517, dass die Stadt täglich schöner geworden und beständig gewachsen sei.³³ Leo X. hatte in den ersten Jahren seines Pontifikats die Projekte Julius' II. fortgesetzt. Er ließ die Herstellungsarbeiten an der Via Alessandrina von Giuliano da Sangallo fortführen, die Straßen im Borgo verbessern und den Platz vor der Engelsburg umgestalten.³⁴ 1516 erneuerte Leo X. die Bulle von Sixtus IV. über die Verbreiterung und Verschönerung der Straßen.³⁵ So entstanden etwa 1517 die Via del Babuino, die später von Paul III. weitergebaut und in Via Paolina umbenannt wurde, und die Via Ripetta (Via Leonina), die beide zur Piazza del Popolo führten. Hierbei sollte die von Raffael und Antonio da Sangallo entworfene Piazza del Popolo direkt auf den von Sangallo entworfenen Medicialast zulaufen.³⁶ Der Palast blieb jedoch unvollendet.³⁷ Wie der Kunsthistoriker Hubertus Günther zeigte, sind zahlreiche Pläne zur Urbanistik Roms erhalten. Viele davon wurden jedoch nie oder nur zum Teil verwirklicht.³⁸ Hauptgründe dafür waren der Tod des Architekten Raffaels 1520 und jener Leos X. 1521.³⁹

29 Günther, *L'urbanistica romana*, S. 547.

30 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 554.

31 Stefania Pasti, *Le fonti della Visione di Ezechiele di Raffaello. L'Historia Viginti Saeculorum di Egidio da Viterbo e il De Partu Virginis di Jacopo Sannazaro*, in: *Accademia Raffaello. Atti e Studi* 15 (2016), Heft 1–2, S. 8–32, hier S. 18–22.

32 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 20–21.

33 Ebd., S. 387; Abschrift des Briefes angefertigt von Ludwig von Pastor, in: Bd. 4, Abt. 2, S. 706. Das Original befindet sich im Archivio Gonzaga in Mantua.

34 Günther, *L'urbanistica romana*, S. 547.

35 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 387.

36 Fagiolo dell'Arco, *Das römische Pontifikat*, S. 23.

37 Partridge, *Renaissance in Rom*, S. 25.

38 Hubertus Günther, *Die Straßenplanung unter den Medici-Päpsten in Rom (1513–1534)*, in: *Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte*, Bd. 1, München 1985, S. 237–293, hier S. 237, <https://doi.org/10.11588/artdok.00001294>, eingesehen 8.8.2020.

39 Günther, *L'urbanistica romana*, S. 547.

2.3 *Papst Paul III.: Der römische Papst*

Mit Alessandro Farnese wurde 1534, erstmals seit mehr als hundert Jahren, wieder ein Kardinal aus Rom zum Papst gewählt.⁴⁰ Sein Pontifikat wurde insbesondere von den zeitgenössischen Literaten Luca Contile und Dionigi Atanagi als ein neues „Goldenes Zeitalter“ gelobt. Es sei von Ruhe, Ordnung und einer Blüte der Freien Künste sowie der Literatur gekennzeichnet gewesen.⁴¹ Aus diesem Lob geht zum einen hervor, dass Paul III. die Kunst und Wissenschaft förderte und sich in dieser Zeit viele Literaten in Rom aufhielten.⁴² Zum anderen erfreuten sich die Literaten über die nunmehr eingelebte Ordnung und Ruhe, denen eine politisch instabile, unruhige Zeit vorausgegangen war. Im Kontext des Kampfes um die Vorherrschaft in Italien zwischen Frankreich und den Habsburgern hatten Söldner Karls V. zwischen 1527 und 1528 Rom geplündert („Sacco di Roma“).⁴³ Paul III. widmete sich daher dem Wiederaufbau der Stadt. Bereits vor der Wahl Pauls III. hatte der römische Adelige Tomarozzo den Niedergang der Stadt beklagt und forderte – mit Bezug auf die große römische Antike – einen besseren Zusammenhalt unter den zerstrittenen und in ihrer Macht geschwächten römischen Adelsfamilien.⁴⁴ Auch Paul III. bediente sich der antiken Symbolik, indem er Feste mit Triumphzügen, Feuerwerken, Prozessionen und Banketten organisierte, um so den Adel Roms zufriedenstellen und diesem gleichzeitig die Macht entziehen zu können.⁴⁵

Die antike Symbolik spielte auch in der architektonischen Neugestaltung Roms eine bedeutende Rolle.⁴⁶ Paul III. ernannte Latino Giovenale Manetti mit einem auf den 28. November 1534 datierten Breve zum Kommissar für die Altertümer. Seine Aufgabe war der Schutz der Statuen, Inschriften und Marmorsteine vor Ausbeutung und Verfall.⁴⁷ Welche Bedeutung die Rezeption der Antike in der Politik Pauls III. einnahm, zeigte sich im Bau einer Triumphstraße für den Besuch Karls V., die am Palatin, Forum Romanum und antiken Triumphbögen vorbeiführte. Der Papst präsentierte Rom in seiner antiken Größe und trat dadurch dem Kaiser – nach der päpstlichen Niederlage im „Sacco di Roma“ – selbstbewusst entgegen. Durch seine rege Bautätigkeit machte Paul III. Rom zu einem „Bauplatz der Erneuerung“.⁴⁸ Die Stadt erfuhr einen Aufschwung, der sich im Anstieg des Wohlstands und der Bevölkerungszahl manifestierte.⁴⁹ Der anstehende Besuch Karls V. im April 1536 veranlasste Paul III. zum Umbau des Kapitols.⁵⁰ Zudem ließ Paul III. Altbauten verbessern und Neubauten im Vatikan errichten, die Engelsburg ausbauen und verschiedene Kirchen restaurieren. Von der zeitgenössischen Bevölkerung Roms sehr gerühmt wurde dabei die Restaurierung der später nach dem Spital Santo

40 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, S. 20–21.

41 Rebecchini, *After the Medici*, S. 173.

42 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, S. 723.

43 Silvina Paula Vidal, *Una revisione delle tesi di André Chastel su alcune rappresentazioni contemporanee del Sacco di Roma (1527)*, in: *Archivio Storico Italiano* 173 (2015), Heft 2, S. 275–312, hier S. 275 <https://www.jstor.org/stable/10.2307/26229867>, eingesehen 26.2.2021.

44 Rebecchini, *After the Medici*, S. 150.

45 Ebd., S. 168.

46 Ebd.

47 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, S. 750–752.

48 Fagiolo dell'Arco, *Das römische Pontifikat*, S. 23.

49 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, S. 245.

50 Ebd., S. 751–753.

Spirito in Sassia benannten Kirche Santa Maria.⁵¹ Aufgrund der seit 1517 drohenden „Türkengefahr“ beauftragte der Papst Antonio da Sangallo mit der Errichtung neuer Befestigungsanlagen.⁵² Die Einwohner*innen Roms profitierten auch vom Bau neuer Straßenanlagen und von Straßenregulierungen, durch die ab 1536 zahlreiche Gassen und Vorbauten entfernt wurden.⁵³

3. Negative Beurteilungen der Bautätigkeit Papst Julius' II., Leos X. und Pauls III.

3.1 Julius II., Donato Bramante und der Neubau der Peterskirche

Auffällig ist der Umstand, wie viel Kritik der Neubau der Peterskirche seinem Auftraggeber Julius II. und dessen Bauleiter Bramante einbrachte. Der Gelehrte Onofrio Panvinio schrieb in seinem „De rebus antiquis eccl. Basilicae S. Petri“, die Zeitgenoss*innen hätten den Abbruch der alten Basilika bedauert. Vor allem das Kardinalskollegium habe sich gegen den Abriss der alten Kirche gestellt. Panvinio beschuldigte Bramante, den Papst mit seinen Plänen für den Abriss überzeugt zu haben. Zudem habe Julius II. nicht auf die vielen kritischen Stimmen im Kardinalskollegium gehört.⁵⁴ Dabei muss darauf geachtet werden, dass Panvinio seine eigene kritische Haltung durch die Stimmen der Zeitgenoss*innen zum Ausdruck bringen wollte.⁵⁵ Aus welchen Gründen stieß der Neubau der Petersbasilika auf solche Ablehnung? Der päpstliche Zeremonienmeister Paris de' Grassi lieferte mit einer auf Juni 1511 datierten Aussage einen Hinweis zur Debatte: Ihm zufolge wurde Bramante – vielsagend „ruinante“ genannt – die schonungslose Zerstörung alter Denkmäler vorgeworfen.⁵⁶ In der Tat wurden in vielen zeitgenössischen Quellen die Zerstörung der alten Basilika und der achtlose Umgang mit Altertümern beklagt.⁵⁷ Auch Raffael vertrat diesen Standpunkt. Michelangelo beschwerte sich über den schonungslosen Abriss der Säulen der alten Konstantinbasilika.⁵⁸

Als Papst Julius II. im Jahr 1513 starb, war die Peterskirche Ruine und Baustelle zugleich.⁵⁹ Der Unmut über den Abriss Alt-St. Peters dauerte nach dem Tode Julius' II. an und kam auch in der zeitgenössischen Satire zum Ausdruck. Ein Beispiel hierfür ist der 1517 erschienene satirische Dialog „Simia“⁶⁰ („Affe“) zwischen Bramante, dem Heiligen Petrus und dem Bologneser Alessandro Zambeccaro vor den Toren des Paradieses.⁶¹ Verfasser war der Humanist Andrea Guarna aus Salerno, der vermutlich zwischen 1510 und 1511

51 Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 5, S. 756–764.

52 Ebd., S. 744–745.

53 Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 5, S. 245, S. 751–753.

54 Onofrio Panvinio, *De rebus antiquis memorabilibus et praestantia basilicae sancti Petri apostolorum principis Vaticanae*, Rom 1568 (unveröffentlichtes Manuskript), S. 372–373, <https://digi.vatlib.it/mss/detail/238490>, eingesehen 24.2.2021.

55 Bredekamp, Sankt Peter in Rom, S. 50–51.

56 Luigi Frati, *Le due spedizioni militari di Giulio II. Tratte dal diario di Paride Grassi bolognese [...]*, Bologna 1886, S. 286–287, <https://catalog.hathitrust.org/Record/100337169/Home>, eingesehen 24.2.2021.

57 Ebd., S. 920–922.

58 Ebd., S. 928.

59 Thoenes, Der heilige Raum, S. 46.

60 Michael Petschenig/Franz Skutsch/Josef M. Stowasser, *simia*, in: Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, Wien 2015, S. 470.

61 Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 3, S. 921–922.

sowie 1516 in Rom verweilte.⁶² Julius II. wird in dem fiktiven Gespräch durch Bramante als eigentlicher Verantwortlicher für die Zerstörung Alt-St. Peters beschuldigt, denn er habe lediglich den Abriss der alten Peterskirche finanziert, sich aber nicht um den Aufbau Neu-St. Peters gekümmert. Petrus würde Bramante den Zutritt zum Paradies erst erlauben, sobald der Neubau abgeschlossen sei. Damit äußerte der Autor des Dialogs indirekt Zweifel daran, ob der Neubau unter Leo X., dem Nachfolger Julius' II., vollendet werden könnte.⁶³ Insgesamt kritisierte Guarna durch die vorkommenden Personen die Kurie, die sich seiner Meinung nach durch Korruption und Laster kennzeichnete.⁶⁴ Wie aus diesem satirischen Beispiel hervorgeht, bestand in der zeitgenössischen Papstkritik Uneinigkeit darüber, wer für den Niederriss Alt-St. Peters verantwortlich war. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass es hierfür nicht nur einen einzelnen Verantwortlichen gab.⁶⁵

3.2 *Leo X. und die Altertümer*

Wie bereits im vorherigen Kapitel thematisiert, kritisierte Raffael den achtlosen Umgang mit römischen Altertümern unter Leo X. Von Bedeutung ist an dieser Stelle der Brief über die Altertümer Roms („Lettera a Leone X“)⁶⁶, den Raffael und Baldassarre Castiglione an den Papst richteten. Wie aus dem Zitat am Beginn der vorliegenden Arbeit hervorgeht, warf Raffael den vorherigen Päpsten vor, antike Monumente, wie Tempel, Bogen und Säulen zu zerstören, um das daraus gewonnene Material für den Bau geistlicher und profaner Gebäude zu verwenden.⁶⁷ Daher rief Raffael Leo X. zum Schutz antiker Denkmäler auf. Zudem erstellte er einen Stadtplan des antiken Roms.⁶⁸ Durch ein Breve vom 27. August 1515 wurde Raffael daraufhin zum Oberaufseher aller in Rom ausgegrabenen Marmorstücke und Steine ernannt. Jeder Fund musste gemeldet werden, um zu entscheiden, ob das Fundstück als Baumaterial verwendet werden durfte oder nicht. Auch Leo X. nahm sich beispielsweise beim Wiederaufbau der Zona del Popolo vor, antike Denkmäler weder zu zerstören noch zu beschädigen.⁶⁹ Doch bedeutet dies nicht, dass unter Leo X. keine Altertümer mehr in Mitleidenschaft gezogen wurden. Das Verständnis für den Erhalt von Antikem war – aus heutiger Perspektive – noch wenig ausgeprägt. So wurden etwa 1519 die Sarkophage im Mausoleum des Kaisers Honorius zerstört.⁷⁰

62 Stefano Simoncini, Guarna, Andrea, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 60, Rom 2003, http://www.treccani.it/enciclopedia/andrea-guarna_%28Dizionario-Biografico%29/, eingesehen 6.8.2020.

63 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 921–922.

64 Simoncini, Guarna, Andrea

65 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 3, S. 928.

66 Francesco Paolo di Teodoro, *Lettera a Leone X*, S. 7.

67 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 467.

68 Ebd., S. 467–469.

69 Günther, *L'urbanistica romana*, S. 548.

70 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 4, S. 551.

3.3 Paul III. und die Zerstörung von Bauwerken und Anlagen

Paul III. bediente sich der antiken Symbolik, um seine Macht in Rom zu konsolidieren. Er präsentierte sich als Beschützer antiker römischer Relikte, indem er Manetti zum Kommissar für Altertümer ernannte. Dennoch zeigte er, wie schon seine Vorgänger, ein widersprüchliches Verhalten im Umgang mit antiken Überresten. Zeugnis dafür ist ein von Paul III. erlassenes Breve vom 22. Juli 1540. Damit erlaubte er den Deputierten der Fabbrica di S. Pietro die Suche nach Baumaterialien, wie etwa Marmor oder Travertin, in antiken Bauwerken. Bereits zuvor trugen Materialsucher solche Materialien von antiken Ruinen ab und verwendeten diese für neue Bauten. 1539 und 1540 trugen Materialsucher Rohstoffe für den Neubau von Sankt Peter im Forum Romanum zusammen. Auch für den Bau der Triumphstraße für Karl V. wurden Monumente des Forums beschädigt.⁷¹ Manetti ließ etwa zu, dass im Zuge des Straßenbaus die Fläche des Forum Romanum zwischen den Triumphbögen des Konstantins, des Septimius Severus und des Titus mit dem Bauschutt von antiken Monumenten und Wohnhäusern aufgeschüttet und geebnet wurde.⁷² So berichteten der französische Diplomat Guillaume du Bellay und sein Begleiter François Rabelais, die sich zwischen 1535 und 1536 in Rom aufhielten, von der Zerstörung von Monumenten, Kirchen und Häusern.⁷³

Die Neugestaltung im Zuge des Besuchs Kaiser Karls V., deren Vorbereitungen Anfang 1536 begonnen hatten, führte jedoch nicht nur zur Beschädigung von Altertümern.⁷⁴ Der Botschafter Fabrizio Pellegrino aus Mantua schrieb in einem Brief an den Herzog Federico Gonzaga am 22. Januar 1536, dass die Maßnahmen vor allem die arme Bevölkerung Roms getroffen hätten, welche bereits unter den Auswirkungen des „Sacco di Roma“ gelitten und nur mit Mühe für ihren Lebensunterhalt gesorgt habe.⁷⁵ Am 28. Januar schrieb Pellegrino, dass Paul III. durch die Straßen geritten sei und den Bau von Triumphbögen, die Zerstörung von Häusern und Mauern sowie die Ebnung und Begradigung von Straßen und Gärten angeordnet habe, sodass dem Kaiser die (antike) Größe der Stadt präsentiert werden konnte. Ihm zufolge bedeutete die Zerstörung einen großen Schaden für die Stadt und ihre Vergangenheit. Mit den Worten „ma bisogna bere a questo calice“ wies Pellegrino darauf hin, dass die Römer*innen die Maßnahmen hinnehmen mussten.⁷⁶

4. Fazit

Anhand der zeitgenössischen Berichte von Botschaftern, Klerikern, Humanisten und Literaten kann die eingangs aufgestellte These nur teilweise bestätigt werden. Zum einen wurden die Maßnahmen der Neugestaltung in Quellen negativ beurteilt, da diese zur Zerstörung der Altertümer Roms zu Gunsten prachtvoller Bauten führten. So wurde

71 Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, S. 750–752.

72 Ebd., S. 170.

73 François Rabelais, *Lettres écrites d'Italie*, hrsg. von V. L. Bourilly, Paris 1910, S. 58, [https://core.ac.uk/search?q=repositories.id:\(733\)](https://core.ac.uk/search?q=repositories.id:(733)), eingesehen 24.2.2021.

74 Rebecchini, *After the Medici*, S. 192.

75 Ebd., S. 148, S. 191.

76 Fabrizio Pellegrino an Herzog Federico Gonzaga, 28.1.1536, zit. in Rebecchini, *After the Medici*, S. 192.

etwa die Zerstörung Alt-St. Peters unter Julius II. heftig kritisiert. Diese negativen Beurteilungen gingen einerseits auf klerikale Kreise zurück, die die Zerstörung des antiken christlichen Heiligtums nicht hinnehmen wollten. Andererseits stammte diese Kritik aber auch von Humanisten, die sich zunehmend für den Schutz der römischen Altertümer einsetzten. Bestrebungen, die Altertümer zu schützen, und die Missbilligung der Zerstörung selbiger zeigten sich auch während der Pontifikate Leos X. und Pauls III. Fabrizio Pellegrino führte in seinem Bericht vor Augen, dass die Maßnahmen zur Neugestaltung Roms unter Papst Paul III. vor allem die arme Stadtbevölkerung belasteten. Daraus kann geschlossen werden, dass die städtebaulichen Unternehmungen von Betroffenen höchst wahrscheinlich negativ wahrgenommen wurden.

Demgegenüber erfuhren die städtebaulichen Maßnahmen zur Verschönerung und Verbesserung der Straßen sowohl unter Julius II. als auch unter Leo X. und Paul III. besonderen Zuspruch. Zudem fanden bauliche Unternehmungen im Namen von Sicherheit und Gesundheit unter Julius II. positive Resonanz. Die Bautätigkeit Julius' II. wurde aufgrund der monumentalen Aufträge und des Engagements bekannter Architekten besonders gelobt. Insgesamt stellte sich heraus, dass das Lob vor allem von Seiten der Kleriker, Humanisten und Literaten stammte, welche von der Bautätigkeit der drei genannten Päpste profitierten.

5. Literatur und Quellen

Albertini, Francesco degli, *Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae*, Rom 1510, <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11211054-1>, eingesehen 10.2.2021.

Benedetti, Stefano, Inghirami Tommaso, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 62, Rom 2004, http://www.treccani.it/enciclopedia/inghirami-tommaso-detto-fedra_%28Dizionario-Biografico%29/, eingesehen 3.8.2020.

Bering, Kunibert, *Die Peterskirche in Rom. Architektur und Baupropaganda (Architektur der Welt)*, Weimar 2003.

Bredenkamp, Horst, *Sankt Peter in Rom und das Prinzip der produktiven Zerstörung. Bau und Abbau von Bramante bis Bernini*, Berlin 2000.

Fagiolo dell'Arco, Marcello, *Das römische Pontifikat. Die Geschichte einer Ideologie im Spiegel einer heiligen Stadt*, in: Maurizio Fagiolo dell'Arco (Hrsg.), *Petersdom und Vatikan. Eine Dokumentation über das Zusammenwirken von Päpsten, Malern und Bildhauern, die Petersdom und Vatikan zu einem Wahrzeichen der Christenheit und Denkmal der Kunst machten*, Freiburg im Breisgau 1983, S. 12–27.

Fрати, Luigi, *Le due spedizioni militari di Giulio II. Tratte dal diario di Paride Grassi bolognese [...]*, Bologna 1886, <https://catalog.hathitrust.org/Record/100337169/Home>, eingesehen 24.2.2021.

Günther, Hubertus, Die Straßenplanung unter den Medici-Päpsten in Rom (1513–1534), in: *Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte*, Bd. 1, München 1985, S. 237–293, <https://doi.org/10.11588/artdok.00001294>, eingesehen 8.8.2020.

Ders., L'urbanistica romana sotto il pontificato dei Medici, in: Henry A. Millon (Hrsg.), *Rinascimento da Brunelleschi a Michelangelo. La rappresentazione dell'architettura*, Mailand 1994, S. 546–551, <https://doi.org/10.11588/artdok.00001273>, eingesehen 8.8.2020.

Inghirami, Tommaso, *Thomae Phaedri Inghirami Volterrani Orationes duae*, hrsg. von Pier Luigi Galletti, Rom 1777.

Panvinio, Onofrio, *De rebus antiquis memorabilibus et praestantia basilicae sancti Petri apostolorum principis Vaticanae*, Rom 1568 (unveröffentlichtes Manuskript), <https://digi.vatlib.it/mss/detail/238490>, eingesehen 24.2.2021.

Partridge, Loren, *Renaissance in Rom. Die Kunst der Päpste und Kardinäle*, Köln 1996.

Pasti, Stefania, Le fonti della Visione di Ezechiele di Raffaello. L' *Historia Viginti Saeculorum* di Egidio da Viterbo e il *De Partu Virginis* di Jacopo Sannazaro, in: *Accademia Raffaello. Atti e Studi* 15 (2016), Heft 1–2, S. 8–32.

Pastor, Ludwig von, *Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance*, Freiburg im Breisgau 1925.

Ders., *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 3: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innozenz'VIII. bis zum Tode Julius' II. 1484–1513*, Abt. 2: Pius III. und Julius II., Freiburg im Breisgau 1956.

Ders., *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 4: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubenspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens'VII. (1513–1534)*, Abt. 1: Leo X., Freiburg im Breisgau 1956.

Ders., *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 5: *Geschichte Papst Pauls III.*, Freiburg im Breisgau 1956.

Petschenig, Michael/Skutsch, Franz/Stowasser, Josef M. simia, in: *Stowasser, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch*, Wien 2015, S. 470.

Rabelais, François, *Lettres écrites d'Italie*, hrsg. von V. L. Bourilly, Paris 1910, [https://core.ac.uk/search?q=repositories.id:\(733\)](https://core.ac.uk/search?q=repositories.id:(733)), eingesehen 24.2.2021.

Rebecchini, Guido, After the Medici. The New Rome of Pope Paul III., in: *I Tatti Studies in the Italian Renaissance* 11 (2007), Heft 1, S. 147–200, <https://www.jstor.org/stable/20111825>, eingesehen 8.8.2020.

Reumont, Alfred von, *Geschichte der Stadt Rom*, Bd. 3, Abt. 2, Berlin 1870.

Simoncini, Stefano, Guarna, Andrea, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 60, Rom 2003, http://www.treccani.it/enciclopedia/andrea-guarna_%28Dizionario-Biografico%29/, eingesehen 6.8.2020.

Teodoro, Francesco Paolo di, Lettera a Leone X di Raffaello e Baldassarre Castiglione (Biblioteca dell'“Archivum Romanicum”), Florenz 2020.

Thoenes, Christof, Der heilige Raum der Basilika St. Peter, in: Fabbrica di San Pietro, Vatikanstadt (Hrsg.), Der Petersdom. Mosaik, Ikonographie, Raum (Monumenta Vaticana Selecta), Stuttgart 2011, S. 16–67.

Vidal, Silvina Paula, Una revisione delle tesi di André Chastel su alcune rappresentazioni contemporanee del Sacco di Roma (1527), in: *Archivio Storico Italiano* 173 (2015), Heft 2, S. 275–312, <https://www.jstor.org/stable/10.2307/26229867>, eingesehen 26.2.2021.

Thekla Kollmann ist Studentin der Geschichte im 4. Semester an der Universität Innsbruck. Thekla.Kollmann@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Thekla Kollmann, Die Bautätigkeit der Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. in Rom und deren Wahrnehmung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 275–286, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).

Ein Blick in Hossers Küche. Analyse der Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser über die bei der Belagerung der Burg Weineck (1292) aufgewendeten Lebensmittel

Mattia Pellegrini

Kerngebiet: Mittelalter

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Julia Hörmann-Thurn und Taxis

eingereicht im: SoSe 2020

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

A look into Hosser's kitchen. Analysis of chef Jakob Hosser's accounts on food used during the siege of Weineck Castle (1292)

The following seminar paper examines the catering of Otto von Königsberg's troops at the siege of Weineck Castle in 1292. Firstly, the dispute between Meinhard II. and the Bishops of Trient as well as older Tyrolean accounting books are discussed. Then, the primary sources – Hosser's accounts – are analyzed. It will be shown that Hosser's records allow interesting conclusions on the diet of the siege troops and the chef's purchasing of goods. The analysis shows, among other things, that the food supply was highly differentiated, consisted largely of animal products and was subject to certain fluctuations.

1. Einleitung

Meinhard II. (um 1239–1295), Graf von Tirol-Görz und Herzog von Kärnten, zählt bis heute zu den meistdiskutierten Herrscherpersönlichkeiten im Tiroler Raum. Der Trend zu wissenschaftlichen Publikationen über den „Begründer des Landes Tirol“ und Stammvater der Linie Tirol-Görz ist bis dato ungebrochen.¹ Trotzdem sind einige Aspekte seiner Person und seiner Taten weitestgehend unerforscht. Die vorliegende Ar-

¹ Zahlreiche Beiträge zum Leben und Wirken Meinhards II. haben Autorinnen und Autoren wie Josef Riedmann, Christoph Haidacher, Franz-Heinz Hye oder Julia Hörmann verfasst.

beit soll einen Beitrag dazu leisten, einen dieser Aspekte der Geschichte Meinhards II. und damit auch des Landes Tirols greifbar zu machen: Bis zum heutigen Tag gibt die Belagerung der Burg Weineck am Virgl bei Bozen, die im direkten Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen Meinhard II. und den Bischöfen von Trient steht, Rätsel auf. Leider sind wenige Zeugnisse über dieses Ereignis überliefert und die langfristige Strategie Meinhards II. nach der Eroberung der Burg bleibt unklar.² Umso bedeutender scheinen jene wenigen Quellen, die von diesem Ereignis berichten. Allen voran die Rechnungslegungen über die im Zuge der Belagerung aufgewendeten Lebensmittel aus den Tiroler Rechnungsbüchern. Am aufschlussreichsten scheint hierbei die Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hossler. Die umfangreichste der drei erhaltenen Dokumentationen über die Versorgung der Belagerer beinhaltet Informationen, die Rückschlüsse über die Vorgänge bei Weineck zulassen.

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, die Approvisation der Belagerungstruppen zu durchleuchten. Es wird der Frage nachgegangen, wie sich die Verpflegung der Belagerer der Burg Weineck gestaltete.

An dieser Stelle soll von keiner allzu abwechslungsreichen Kost ausgegangen werden. Es ist anzunehmen, dass in dieser Kriegssituation weit andere Prioritäten gesetzt wurden, als den Mannschaften Gaumenfreuden zu bereiten. Trotzdem kann von einer gut durchdachten Beschaffung und Organisation der Ressourcen ausgegangen werden, die bei einer erfolgreichen Belagerung unerlässlich sind. Daher soll folgende These überprüft werden: Die Verpflegung der Belagerungstruppen der Burg Weineck war einfach und bescheiden, aber gut geplant und organisiert.

Zu Beginn wird die Rechnungslegung kontextualisiert, bevor die Konfrontation Meinhards II. mit den Bischöfen von Trient und die damit verbundene Rolle der Burg Weineck ins Zentrum der Betrachtungen rückt. Auch wird der Entstehungskontext der Tiroler Rechnungsbücher thematisiert, um anschließend die Approvisation präsentieren und analysieren zu können. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es nicht, sämtliche Unklarheiten rund um die Belagerung der Burg Weineck zu beseitigen. Stattdessen soll die Lektüre der folgenden Seiten zu weiteren Fragen anregen und einen Forschungsprozess in Gang setzen.

2. Belagerung der Burg Weineck im Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht

Die Burg Weineck befand sich in Bozen am Virgl auf einer zweihundert Meter über dem Bozner Becken gelegenen Ausbuchtung des Kohlernbergs und stand an einer geostrategisch bedeutenden Schnittstelle dieses Gebietes. Am Fuße des Virgl fließt die Talfer in den Eisack. Wer im Mittelalter von Süden aus Bozen erreichen wollte, musste aufgrund der unpassierbaren Etsch an Virgl vorbei, um anschließend bei Kampill den Eisack zu überqueren. Selbiges galt für die Passage des oberen Etsch- und Eisacktals. Somit konn-

2 Josef Nössing, Weineck, in: Oswald Trapp (Hrsg.), *Tiroler Burgenbuch*, Bd. 8: Raum Bozen, Bozen 1989, S. 71–75, hier S. 73–74.

ten die Weinecker, bedingt durch ihre Lage, den Nord-Süd Transit gut überwachen.³ Der Name der Burg leitet sich vom althochdeutschen Wort „Winni“ ab und bedeutet „Gefolgschaftsfreund“. Bewohnt wurde die Burg hauptsächlich von Ministerialen des Stifts Trient.⁴ Die Belagerung der Burg stand im engen Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen Meinhard II. und den Bischöfen von Trient. Meinhard II. – auch „Schöpfer Tirols“ genannt – erreichte die Territorialisierung und Machtausbreitung Tirols Richtung Süden durch jahrzehntelange Auseinandersetzungen mit dem Bistum Trient. Im Streit mit der Kirche erwies sich Meinhard II. als kluger Stratege und kaltblütiger Eroberer. Um die Macht der Kirche zurückzudrängen, war ihm vom Rechtsbruch bis zur Gewaltanwendung „jedes Mittel recht“⁵. Mithilfe seiner Militärmacht erzwang Meinhard II. 1258 die Übergabe von Lehen von Bischof Egno, vertrieb den Kirchenmann wenige Jahre darauf aus Trient und herrschte schlussendlich selbst über die Stadt. In den Jahren der Herrschaft über Trient ging er mit äußerster Härte gegen politische Gegner vor und griff zu Maßnahmen wie der Konfiszierung von Besitztümern oder der Anordnung von Gefängnisstrafen.⁶

Einige Male mussten der Papst und der römisch-deutsche König in die Auseinandersetzung zwischen Meinhard und der Kirche eingreifen. Diverse Interventionen König Rudolfs von Habsburg erscheinen aus heutiger Sicht jedoch als reine Formalakte. Ungeachtet dessen trieb Meinhard II. seine Expansionsambitionen im Herrschaftsgebiet von Trient vehement voran. Er hatte die Gunst des Königs durch seine militärische Unterstützung Rudolfs im Kampf gegen König Ottokar von Böhmen gewonnen, daneben wusste er aufgrund verwandtschaftlicher Bindungen und Gelddarlehen das Reichsoberhaupt auf seiner Seite.⁷ 1277 überfiel Meinhard II. Bozen und Trient. Massive Zerstörungen in Bozen schüchterten die ansässige Bevölkerung dermaßen ein, dass sie sich Meinhard II. unterwarf. Um seine Stiftsstadt vor dem heranrückenden Landesfürsten zu verteidigen, suchte der Trienter Bischof Heinrich II. Hilfe im Süden und verbündete sich mit der Republik Padua und deren Städtebund. Bei Trient kam es zur Schlacht, aus der die Truppen Meinhards II. als Sieger hervorgingen. Die Vormacht Meinhards II. über das Trienter Gebiet war nun nicht mehr zu brechen. Auch unter dem Nachfolger Heinrichs II., Bischof Phillipp von Bonacolsi, setzten sich die Konfrontationen fort. Im Jahre 1295 erklärte Meinhard II. schließlich die Restitution aller jahrzehntelang erkämpften Kirchengüter.⁸

Nach mehreren Interdikten über das Land, wiederholtem Kirchenbann Meinhards II., zahlreichen Streitzügen und Verhandlungen war Trient zwar de jure kein Teil des Landesfürstentums, de facto blieb die Stiftsstadt aber in enger Abhängigkeit zur Grafschaft

3 Georg Innerebner, Schloß Weinegg und die Weinegger, in: *Der Schlern* 29 (1955), Heft 1, S. 104–117, hier S. 104–106.

4 Nössing, Weineck, S. 71–72.

5 Michael Forcher, *Kleine Geschichte Tirols*, Innsbruck-Wien 2006, S. 26.

6 Franz Hammerl, *Tirol. Des Reiches Südmark im Mittelalter*, Leipzig 1939, S. 91–93.

7 Josef Riedmann, *Das entscheidende Jahrhundert in der Geschichte Tirols (1259–1363)*, in: Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol/Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hrsg.), *Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols*, Katalog zur Tiroler Landesausstellung von Schloss Tirol und Stift Stams von 31.5.1995–31.10.1995, Dorf Tirol-Innsbruck 1995, S. 27–58, hier S. 41.

8 Hammerl, *Südmark*, S. 98–100.

Tirol. Mittels Verträgen über Schutz-, Wehr- und Steuerhoheiten sicherte sich der Tiroler Landesfürst die Macht über Trient und dessen Stiftsländereien.⁹ Die Burg Weineck blieb von der tobenden Auseinandersetzung lange Zeit unbehelligt. Vermutungen, Weineck musste als Sitz der Trienter Ministerialen ein strategisch wichtiges Ziel für Meinhard II. dargestellt haben, können somit nicht bestätigt werden. Während andere bischofs-treue Einrichtungen in der Umgebung beseitigt wurden und die Weinecker für ihren Lehensherren Partei ergriffen, wurde Weineck bei der Zerstörung Bozens 1277 nicht in Mitleidenschaft gezogen. Warum Meinhard II. sich nicht gegen Weineck richtete, bleibt rätselhaft. Erst im Jahre 1292 beauftragte der Landesfürst Otto von Königsberg mit der Belagerung der Burg, die insgesamt 13 Wochen, vom 18. Juli bis zum 16. Oktober, dauerte und mit dem Sieg Meinhards II. endete. Das Adelsgeschlecht von Weineck bestand weiterhin fort, doch die Burg wurde zur Gänze abgetragen.¹⁰ Heute zeugen spärliche Überreste von der einstmals mächtigen Burganlage, daneben wird die Burg in nur einigen wenigen Überlieferungen erwähnt.¹¹ Eine dieser Quellen sind die Rechnungslegungen der Kanzlei Meinhards II., welche die Verpflegung der Belagerungsmannschaften dokumentieren.

3. Die Küche hinter der Belagerung

Vor der Analyse der Rechnung Jakob Hossers werden einige relevante Randinformationen dargeboten und in den historischen Kontext eingebettet. Meinhard II. war es gelungen, aus den heterogen beherrschten Gebieten an Etsch, Eisack und Inn ein einheitliches Territorium zu formen. Nach dem Historiker Christoph Haidacher basierte seine Strategie auf zwei Faktoren: Einerseits der brutalen Anwendung von Gewalt, andererseits der gezielten Nutzung von Geld als politisches Mittel. Dazu gehörten etwa die regelmäßige Investition in Liegenschaften, der Goldhandel oder Bankgeschäfte. Geld- bzw. finanzpolitische Vorhaben stärkten die machtpolitische Stellung Meinhards II. und füllten gleichzeitig die landesfürstlichen Kassen. Ohne einen funktionierenden Verwaltungsapparat hätte sich eine derartige Politik kaum bewerkstelligen lassen.¹² Diese ausgeklügelte Verwaltungsorganisation ermöglichte es Meinhard II., das Land nachhaltig gegen verschiedene geistliche und weltliche Ansprüche zu verteidigen und seinen Machtbereich stetig zu erweitern. Ein Produkt ebendieser Organisation sind die älteren Tiroler Rechnungsbücher, die unter anderen die Rechnungen zur Belagerung von Weineck inkludieren.

9 Forcher, *Kleine Geschichte*, S. 26.

10 Nössing, *Weineck*, S. 73.

11 Zu den urkundlichen Erwähnungen: Hannes Obermair, *Bozner Urkundenwesen des Mittelalters und die Gründung der städtischen Siedlung Bozen*, in: Reimo Lunz (Hrsg.), *Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauer (Berichte der internationalen Studientagung in Schloß Maretsch)*, Bozen 1991, S. 159–190, hier S. 176–177. Näheres zu dem Weinecker Geschlecht, Genealogie sowie dem Aufbau der Burg: Innerebner, *Schloß Weinegg*, S. 107–109.

12 Christoph Haidacher, *Die älteren Tiroler Rechnungsbücher (IC. 277, MC. 8). Analyse und Edition*, Bd. 1 (*Tiroler Geschichtsquellen* 40), Innsbruck 1993, S. 11–13.

4. Die älteren Tiroler Rechnungsbücher

Diese Rechnungsbücher bzw. „Raitbücher“ (von „raiten“, Mittelhochdeutsch für „zahlen“, „rechnen“) stellen eine einzigartige Quelle dar.¹³ Wo anderorts in Europa von derartigen Dokumenten aus dem Spätmittelalter bloß Fragmente erhalten sind, überlieferte der Verwaltungsapparat des spätmittelalterlichen Tirols ein breites Repertoire an Quellenmaterial. Im Zeitraum zwischen 1288 und 1350 produzierte die Kanzlei der Tiroler Landesfürsten um die zwanzig Codices.¹⁴ Sie dokumentierten genauestens die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Verwaltung, heutige Maßstäbe der Buchführung erfüllten sie allerdings nicht. Elisabeth Bamberger zufolge entsprechen die Tiroler Rechnungsbücher einer „laufende[n] Reihe von Rechnungsberichten lokaler Amtleute [sic]“¹⁵. Vereinzelt Überlieferungen von ähnlichen Dokumenten aus anderen römisch-deutschen Ländern sind im Vergleich inhaltlich magerer und besitzen weniger Aussagekraft.¹⁶ Die Tiroler Rechnungsbücher halten den Gegenstand und den Grund einzelner Ausgabeposten fest und liefern somit Informationen über die (Verwaltungs-) Geschichte des Tiroler Raums und darüber hinaus.¹⁷ Im meinhardinischen Tirol war die Führung derartig genauer Aufzeichnungen notwendig, um die Einnahmen und Ausgaben im Überblick zu behalten.¹⁸ Aufgrund des Fehlens von landesübergreifenden Finanzbilanzen konnten die Rechnungsbücher eine Übersicht über die finanziellen Tätigkeiten der Gerichte, Zölle und Salinen generieren.¹⁹ Sie wiesen die von den Beamten gemachten Angaben nach, offensichtlich auch, um Veruntreuung zu verhindern.²⁰

5. Quittung einer Belagerung

Zur Belagerung der Burg Weineck wurden sechs Rechnungen verfasst, wovon aber nur drei vollständig überliefert sind. Die Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hossler über die bei der Belagerung Weinecks aufgewendeten Lebensmittel berichtet über die gesamten 13 Wochen der Belagerung, während die anderen erhaltenen nur vier oder fünf Wochen abdecken.²¹ Seine Rechnung beginnt mit einer Kontexterzählung inklusive der Angabe des Datums und des Küchenmeisters: Am Freitagabend des 18. Juli 1292 soll Otto von Königsberg gemeinsam mit dem Burggrafen²² und dessen

13 Josef Riedmann, Die Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten, in: Gabriel Silagi (Hrsg.), Landesherrliche Kanzleien im Spätmittelalter (Münchner Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 35), München 1984, S. 314–324, http://elec.enc.sorbonne.fr/cid/cid1983/art_13, eingesehen 5.8.2020.

14 Riedmann, Rechnungsbücher, S. 314–324.

15 Elisabeth Bamberger, Die Finanzverwaltung in den deutschen Territorien des Mittelalters (1200–1500), in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft/Journal of Institutional and Theoretical Economics* 77 (1922–23), Heft 1–2, S. 168–255, hier S. 218.

16 Otto Stolz, Der geschichtliche Inhalt der Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten von 1288–1350 (Schlern Schriften 175), Innsbruck 1957, S. 5.

17 Ebd.

18 Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 1, S. 18.

19 Ebd.

20 Bamberger, Finanzverwaltung, S. 218.

21 Christoph Haidacher, Die älteren Tiroler Rechnungsbücher (IC. 278, IC 279 und Belagerung von Weineck). Analyse und Edition (Tiroler Geschichtsquellen 40), Bd. 2, Innsbruck 1998, S. 15–16.

22 Burggraf (purgravio): Militärkommandant der Burg, Amt der Tiroler Grafschaft.

Gesellschaft vor das Lager von Weineck getreten sein.²³ Otto von Königsberg und der Burggraf sollen Hosser zum Küchenmeister berufen haben, weil er ihnen „gut passte“²⁴. Allen Anschein nach fanden sie Gefallen an seinen Kochkünsten. Anschließend folgt die genaue Rechnungslegung der aufgewendeten Lebensmittel. In der Regel wurden die Lebensmittel mitsamt den Mengenangaben und dem dafür bezahlten Geldbetrag notiert. Leider fehlt in der Auflistung häufig der Geldbetrag, was die Analyse erschwert. Hosser bezog die Nahrungsmittel zumeist von Konrad, dem Beschließer²⁵ von Gries, oft aber auch vom Verwalter Gerold. Zweimal ist vom Verwalter Enna die Rede.²⁶

Die Angabe der bezahlten Geldmengen erfolgte in der Rechnung mittels den Abkürzungen *lb. Ver, G, S* und *Ver*. Im Nachtrag ist einmalig die Abkürzung *m* zu finden. Die Tirolischen Münzen waren benannt nach ihrer Ursprungsstätte Verona, zu Deutsch Bern bzw. Welsch-Bern. Die Abkürzung *m* steht für *marca Veronesium* bzw. Mark Berner, während *lb. Ver.* für *libra Veronensium*, dem Pfund Berner, steht. *G* meint *Grossus*, den Groschen oder Zwanziger bzw. Kreuzer. *S* steht in der Rechnung für *Solidus*, im Tirolischen Schilling. Dazu kommt die „kleinste“ der tirolischen Münzen, der *Veronenses* bzw. Berner. Das Verhältnis der verschiedenen Münzen zueinander lautete wie folgt: Ein Mark entsprach zehn Pfund, zehn Pfund waren 120 Groschen, 120 Groschen waren zweihundert Schillinge und zweihundert Schillinge waren 2.400 Berner. Mark und Solidus galten nur als Rechnungsmünzen, auch das Pfund war zu diesem Zeitpunkt noch keine etablierte Münze. In Bezug auf die untersuchte Rechnung bedeutet dies, dass allein der Groschen und der Berner real im Umlauf waren.²⁷

6. Analyse der Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser

Wie bereits im vorherigen Kapitel erwähnt, ist die Analyse der Rechnung nicht unproblematisch. Bei einigen Angaben fehlt die Mengenbezeichnung und/oder der verrechnete Preis der Ware. In der unten angeführten Tabelle 1 wurde trotz dieser Ungereimtheiten versucht, sämtliche eingekaufte Waren in einer Gesamtdarstellung zu vereinen und fünf Kategorien zuzuordnen. Um einen Überblick darüber zu geben, welche und vor allem wie viele Ressourcen eine Belagerung benötigte, wurden in der Tabelle (wo vorhanden) die Mengenangaben angeführt. In den eckigen Klammern ist das Mengenmaß angegeben. Insgesamt kommen in der Rechnung drei Maßeinheiten vor: das Maß, das Sterium und das Pazeiden. Alle drei sind Hohlmaße. Das Maß wird heute in der Regel nur noch für die Angabe einer Biermenge (1 Liter) verwendet. In der Vergangenheit variierte die Menge eines Maßes zwischen 0,8 und 2 Liter und wurde räumlich sowie zeitlich unterschiedlich verwendet.²⁸ Das Sterium wird heute als Raummeter oder Ster hauptsächlich

23 Haidacher Rechnungsbücher, Bd. 2, S. 43–45.

24 Ebd.; Hosserius [...] bene constat: Siehe dazu die Übersetzung der lateinischen Rechnung ins Deutsche (Anlage).

25 Ebd.; Beschließer (claviero): Amt der Tiroler Grafschaft.

26 Ebd.

27 Ferdinand Kogler, Übersicht über das Münzwesen Tirols bis zum Ausgang des Mittelalters, in: *Finanz Archiv/Public Finance Analysis* 19 (1902), Heft 2, S. 133–135, hier S. 133.

28 Mass, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, aktualisiert 29.10.2009, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014198/2009-10-29/>, eingesehen 7.4.2021.

in der Holzwirtschaft verwendet und entspricht einem Kubikmeter. Ein Ster Mehl würde beispielsweise 715 kg Mehl entsprechen.²⁹ Einmal wird in der Rechnung die Einheit Pazeiden verwendet, welche hauptsächlich für Wein, in der Rechnung allerdings für Essig, verwendet wurde. Ein Pazeiden ergibt etwa 6,43 bis 6,85 Liter.³⁰ Fehlt die Maßeinheit, handelt es sich in der Tabelle um die Stückzahl. Wenn in der Rechnung keine Mengenangaben gemacht wurden, sind die Waren in ihrem Geldwert wiedergegeben. Deren Größenordnung (*lb Ver, G, S*) ist hierbei in eckigen Klammern angeführt.

		Woche												
		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Fleisch und Fisch	Fische [G]			28		20	17							
	Fische [S]				35									
	frische Rinder	8	10	5	6	3	4,25	5	4		10	11	10	12
	Schafe			33	10	20	12	26						
	Schafe [S]			5										
	getrocknete Schafe									3				
	Schultern				4									
	Schweine						0,5							
	getrocknete Schwemeschinken	6	5	5	4	5	4	3						
Tierprodukte	Schmalz [Maß]												1	
	Schmalz [G]			4			4							
	Schmalz [S]				13	12	4							
	Eier	150	100		170	100	100							
	Käse	600	350	160	245	350	250	200	200	300	300	110	300	250
Getreide und Hülsenfrüchte	Bohnen [Maß]	7	4	6,5	10									
	Griesmehl [Sterium]					1								
	grobes Mehl [Sterium]					4								
	Mehl [Sterium]				4,5	4								
	Roggen [Sterium]					1								
Würz- und Konservierungsmittel	Essig [Pazeiden]									3,5	3,5			
	Kräuter [G]						3							
	Kräuter [S]						13							
	Pfeffer und Safran [S]	24	24	24	24	24	24							
Sonstiges	Diverses [lb. Ver.]						12	6,5	33,5	44	10	28	29	18
	Diverses [G]								4	8		9		-2
	Diverses [S]							4			15			
	Diverses [Ver]								8	6	4	10		
	Tischgeschir [S]	30												

Abbildung 1: Tabellarische Darstellung der Rechnung (vom Autoren erstellt; Quelle: Haidacher³¹)

Auf den ersten Blick sticht hervor, dass sich die meisten Werte auf die ersten Wochen und damit den Beginn der Belagerung konzentrieren. Ab der sechsten Woche wurden statt der Mengen- sowie Geldangaben der einzelnen Güter lediglich Naturalien aufgezählt und der dafür bezahlte Geldbetrag hinterlegt. Jene Einträge, die die Geldsumme für verschiedene Waren angeben, werde in der Tabelle in der Kategorie „Diverses“ subsumiert. Eine Untersuchung der Mengen ist somit nur bis zur sechsten bzw. siebten Woche sinnvoll. In den ersten fünf Wochen wurde der Großteil der Waren über den Beschließer Konrad abgewickelt, mit fortschreitender Belagerung nahm Hosser aber zunehmend Lebensmittel vom Verwalter Gerold ab. Wenn der Küchenmeister Lebens-

29 Ster, in: Holzlexikon Holz Kars GmbH, o. D., <https://holz-kahrs.de/lexikon/ster>, eingesehen 7.4.2021.

30 Pazeiden, in: Austria Forum, aktualisiert 12.10.2019, <https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Pazeiden>, eingesehen 24.9.2020.

31 Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 2, S. 43–44.

mittel von Gerold bezog, weist die Abrechnung Lücken auf. Im Gegensatz dazu wurde die Rechnungslegung bei Konrad sehr präzise geführt. Auch bei den Geschäften mit dem Verwalter Enna wurden Mengenangaben genannt. Relativ vage und intransparent erscheint die Buchführung in der elften, zwölften und 13. Woche. Hier finden sich in den Summenaufzählungen unpräzise Vermerke wie „und anderes zum Kochen“ bzw. „und anderes für die Küche“³². Naheliegende Vermutungen, es habe sich dabei um Kräuter oder Gewürze gehandelt, sind unzutreffend, da jene Produkte separat in der Aufstellung geführt wurden. Warum die Abrechnung gegen Ende der Belagerung und insbesondere beim Bezug der Waren vom Verwalter Gerold dermaßen ungenau und oberflächlich dargelegt wurde, ist aus heutiger Sicht kaum nachvollziehbar. Hosser und Gerold der Veruntreuung von Geldern zu beschuldigen, wäre aufgrund der unsicheren Beweislage aber keine plausible Erklärungsvariante.

Die Gesamtdarstellung (Tabelle 1) verdeutlicht, dass manche Waren regelmäßig bezogen wurden, während es sich bei anderen um Einzelkäufe handelte. Deutlich sticht hierbei das Tischgeschirr hervor, welches in der ersten Woche „auf Geheiß des Herrn Otto“ gekauft wurde.³³ Weitere Beispiele wären vier Schultern (von welchem Tier ist nicht notiert) in der vierten, ein halbes Schwein in der sechsten oder drei getrocknete Schafe in der neunten Woche.³⁴ Bei den Schultern und den getrockneten Schafen könnte es sich um kulinarische Besonderheiten gehandelt haben, die ansonsten schwer oder nur teuer zu bekommen waren. Demgegenüber stehen Rinder, Käse, Eier, Schmalz, Pfeffer und Safran, welche die gesamte Belagerung hindurch nahezu jede Woche gelistet wurden.³⁵ Manche Lebensmittel wurden hingegen gelegentlich bzw. nur zu gewissen Perioden gekauft. So wurden Schafe ab der dritten Woche bis zum Ende der Belagerung (mit Ausnahme der elften Woche) angeschafft, Fische standen in acht der 13 Belagerungswochen auf dem Speiseplan. Interessant erscheint der Wechsel von Bohnen zu Getreide: In den ersten vier Wochen, vom 21. Juli bis zum 24. August, wurden wöchentlich zwischen sechseinhalb und zehn Maß Bohnen erworben, von der fünften Woche bis zum Ende der Belagerung jedoch kein einziges Maß mehr. Gleichzeitig wurden in den ersten drei Wochen kein Getreide bzw. Mehl bestellt. Mit relativ großer Wahrscheinlichkeit ist dies auf die Erntezeit von Bohnen zurückzuführen, da die Ackerbohne bis Ende Juni/Anfang Juli geerntet wird.³⁶ Rund um diesen Zeitraum war die Hülsenfrucht wahrscheinlich um einiges billiger zu bekommen als Getreide, weshalb sie sich als günstige, sättigende und nahrhafte Alternative anbot. In der vierten Woche erwarb Hosser große Mengen Getreide und Mehl, die in der neunten Woche langsam versiegtten. Vermutlich wurde Mehl ab diesem Zeitpunkt nur mehr in kleineren Mengen angeschafft, da es bis zum Ende der Belagerung wöchentlich

32 Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 2, S. 43–45; siehe Anlage.

33 Ebd., S. 43–44.

34 Auch in den Summeneinträgen (in der Tabelle unter „Diverses“) wurden diese Lebensmittel nicht genannt.

35 Eier, Schmalz, Pfeffer und Safran waren ab der siebten Woche in den Summeneinträgen vermerkt.

36 Plantura Magazin (Hrsg.), Ackerbohne. Alles zum Anbau im eigenen Garten, o. D.,

angeführt wurde.³⁷ Ähnliches galt für Kräuter, die von der sechsten Woche, also ab dem 25. August, bis zum Ende der Belagerung (mit Ausnahme der zwölften Woche) erfasst sind. Um welche Kräuter es sich dabei konkret handelte, gibt die Rechnung nicht preis. Unwahrscheinlich ist, dass die Kräuter für den regulären Küchengebrauch gedacht waren, denn in den ersten fünf Wochen sind keinerlei Hinweise auf Kräuter in den Aufzeichnungen zu finden. Womöglich fanden sie Verwendung in heilenden Tees oder Suppen, da der Herbst und damit die kalte Jahreszeit bevorstand. In diesem Kontext ist auch Essig zu nennen: In der neunten und zehnten Woche der Belagerung, also in der dritten und vierten Septemberwoche, wurden etwa 45 Liter Essig gekauft. Im Mittelalter war das Wissen um die nützliche Wirkung von Essig oder ähnlichen Säuren im Zusammenhang mit der Lebensmittelkonservierung weit verbreitet.³⁸ Bereits um 5000 v. Chr. wurden Säuren zu diesem Zweck verwendet.³⁹ Höchstwahrscheinlich besorgte Hossier den Essig, um wertvolle Lebensmittel für den Winter haltbar zu machen. Diese Vermutung untermauert die ab derselben Woche beginnende regelmäßige Anschaffung von Salz, das ebenfalls als Konservierungsmittel diente.

Die Betrachtung der einzelnen Lebensmittel lässt jedenfalls folgende Rückschlüsse zu: In den 13 Wochen werden insgesamt zwanzig verschiedene Waren in der Rechnungslegung genannt. Die folgende Darstellung ordnet die Waren aus Tabelle 1 fünf Kategorien zu, wobei die Kategorie „Sonstiges“ keine Lebensmittel beinhaltet. Das untenstehende Tortendiagramm vergleicht die einzelnen Kategorien miteinander (die Zahlen neben den Kategorien entsprechen Prozentangaben):

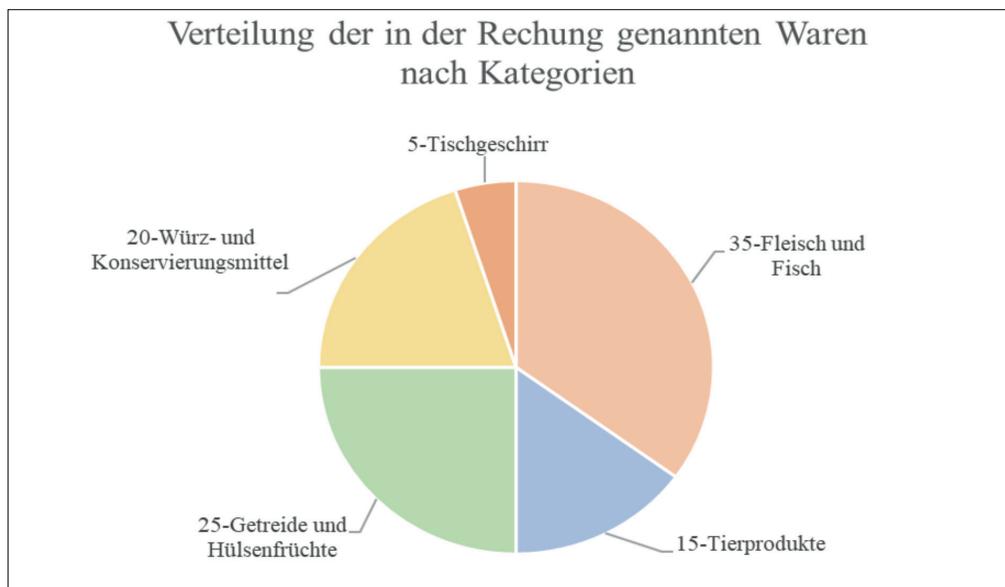


Abbildung 2: Verteilung nach Kategorien (vom Autor erstellt; Quelle: Haidacher⁴⁰)

37 Genaue Mengen sind aus dem Summeneintrag nicht ersichtlich.

38 Erich Lück, *Chemische Lebensmittelkonservierung. Stoffe – Wirkungen – Methoden*, Berlin-Heidelberg u. a. 1986, S. 133.

39 Ebd.

40 Haidacher, *Rechnungsbücher*, Bd. 2, S. 43–44.

Mit 35 Prozent aller Waren nimmt die Kategorie „Fleisch und Fisch“ einen beachtlichen Teil der beschafften Lebensmittel ein. Um welche Art von Fisch es sich dabei handelte, wurde in der Rechnung nicht näher spezifiziert. Die vorliegenden Daten legen nahe, dass in Hossers Küche eine große Diversität an Fleischprodukten herrschte. Wird zur Kategorie „Fleisch und Fisch“ die Kategorie „Tierprodukte“ (15 Prozent) hinzugezählt, ergibt sich, dass die Hälfte aller in der Rechnung erwähnten Nahrungsmittel tierischen Ursprungs war. Dieser hohe Wert ist beachtlich, aber nicht überraschend. Fleisch war im mittelalterlichen Mitteleuropa für die Nahrungsmittelversorgung von großer Bedeutung. Je nach Schätzung sollen die Menschen des Spätmittelalters jährlich etwa 50 bis 100 kg Fleisch pro Kopf konsumiert haben.⁴¹ Für die einfache Bevölkerung dürften 50 kg am ehesten zutreffen bzw. bereits die Obergrenze darstellen. Im Falle der Belagerer von Weineck sind 100 kg als wahrscheinlicher anzunehmen, da Söldnern in ihrer Dienstzeit eine nahrhafte Verpflegung zustand und sie einen Teil ihres Soldes in Naturalien erhielten.⁴² Zum Vergleich: In Österreich wurden im Jahr 2018 pro Person durchschnittlich 64 kg Fleisch verzehrt.⁴³ Die zweitgrößte Kategorie „Getreide und Hülsenfrüchte“ macht 25 Prozent der in der Rechnungslegung angeführten Waren aus. Mit zwanzig Prozent besitzen die „Würz- und Konservierungsmittel“ ebenfalls einen beachtlichen Anteil an den angeschafften Waren.

Abschließend versucht das folgende Säulendiagramm, einen genaueren Eindruck über die Größenverhältnisse zu liefern. Es zeigt fünf Lebensmittel, die in den ersten sieben Wochen regelmäßig eingekauft wurden. Bei allen Angaben handelt es sich um die Stückzahl.

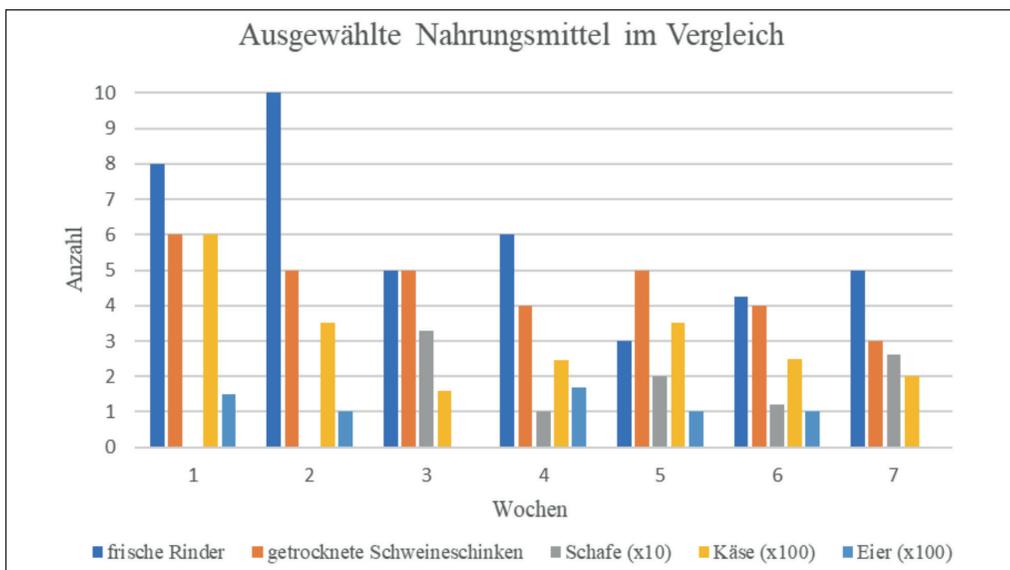


Abbildung 3: Mengenvergleich (vom Autoren erstellt; Quelle: Haidacher⁴⁴)

41 Ernst Schubert, *Essen und Trinken im Mittelalter*, Darmstadt 2006, S. 106; Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, *Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts*, Münster 1995, S. 99.

42 Schubert, *Essen und Trinken*, S. 106.

43 oesterreich.ORF.at (Hrsg.), *Fleischkonsum im Vorjahr leicht gestiegen*, 29.8.2019, <https://oesterreich.orf.at/stories/3010570/>, eingesehen 4.8.2020.

44 Haidacher, *Rechnungsbücher*, Bd. 2, S. 43–44.

Der Abbildung lässt sich entnehmen, dass in den ersten sieben Wochen 41 ganze Rinder und ein Viertel eines Tieres gekauft wurden. Die Anzahl der Rinder variierte von Woche zu Woche zwischen drei und zehn Stück. Im Durchschnitt wurden in den sieben Wochen wöchentlich rund sechs Stück angeschafft. Ein ähnliches Bild ergibt der Blick auf die übrigen Lebensmittel: Sie sind allesamt Schwankungen ausgesetzt. Mit 32 Stück ist die Summe der angeschafften Schweineschinken etwas niedriger als die der Rinder. Der Durchschnitt beträgt viereinhalb Stück Schweineschinken pro Woche. Allerdings muss in diesem Diagramm die Menge der Schafe mit dem Faktor zehn, die der Eier und der Käse mit dem Faktor hundert multipliziert werden, was der Darstellungen derartig variierender Mengen in einem gemeinsamen Diagramm geschuldet ist. Somit wurden in der ersten Woche sechshundert Stück Käse erworben, durchschnittlich wurden pro Woche 308 Stück beschafft. Die Summe der ersten sieben Wochen ergibt 2.155 Stück Käse. Im Gegensatz dazu liegt der Durchschnitt der wöchentlich angeschafften Eier bei 103 Stück, insgesamt wurden in diesen sieben Wochen 620 Eier besorgt. Der Ankauf von Schafen begann erst in der dritten Woche. Hosser schaffte 33 Stück davon an. Mit einem Mittelwert von zwanzig wurden in den fünf Wochen (Wochen 3–7) 101 ganze Schafe gekauft.

Absolut gesehen wurde in der ersten Woche von den hier dargestellten vier Waren eine beachtliche Menge erworben. In keiner der übrigen Wochen wurden so viele getrocknete Schweineschinken und Käse gekauft. Bei den Rindern belegt die erste Woche den zweithöchsten Wert. Vermutungen, die Lebensmittel seien zwar gekauft, aber nicht unmittelbar im Anschluss konsumiert worden, widerlegen die gewonnenen Daten klar: Von den acht Rindern in der ersten Woche scheinen in der zweiten Woche keine mehr vorrätig gewesen zu sein, sodass Hosser erneut zehn Stück einkaufte. Gegen einen Vorratseinkauf spricht auch die kurze Haltbarkeit. Die Konservierung von so großen Mengen wäre zu aufwendig gewesen. Davon abgesehen besorgte Hosser erst ab der neunten Woche regelmäßig Konservierungsmittel wie Salz oder Essig. Somit wurden die Lebensmittel – zumindest in den ersten Wochen – zeitnah konsumiert. Die Gesamtsumme der Verpflegung der Belagerung sowie des Abbruchs der Burg kostete die landesfürstliche Kasse zweihundert Mark, achtzig Pfund und zwölf Groschen.⁴⁵ Im Vergleich: Meinhard II. soll jährlich über tausend Mark für den Erwerb von Liegenschaften ausgegeben haben.⁴⁶

7. Fazit

Die Burg Weineck am Virgl bei Bozen war zweifelsohne ein strategisch bedeutender Außenposten des Hochstifts Trient. Im Kampf um die Herrschaft über die Bozner und Trientner Gebiete war es angesichts von zahlreichen Überfällen, Drohungen und Schlachten seit 1258 – insbesondere aber nach der Zerstörung von Bozen im Jahre 1277 – nur eine Frage der Zeit, bis es zu einer Belagerung der Burg durch den Tiroler Landesfürsten Meinhard II. kam. Der 13-wöchigen Belagerung folgte die Zerstörung

45 Nössing, Weineck, S. 74.

46 Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 1, S. 12.

der Burg. Aus dem Konflikt mit den Bischöfen von Trient ging Meinhard II. als Sieger hervor. Seinen Gebiets-, Vermögens- und Machtzuwachs konnte er durch eine ausgeklügelte Verwaltungsorganisation sichern und entwickelte hierfür ein für das damalige Europa einzigartiges Buchführungssystem. Mit den landesfürstlichen Rechnungsbüchern war die Verwaltung Meinhards II. in der Lage, die laufenden Einnahmen und Ausgaben sowie die eigenen Beamten zu kontrollieren. Aus dieser Verwaltungstätigkeit entsprang die Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser, eine der drei erhaltenen Rechnungen zur Belagerung Weinecks. Die Approvisation dokumentiert mehr oder weniger genau, von wem Hosser welche Waren in welcher Menge und zu welchem Preis erhielt. Obwohl die Rechnungslegung in Hinblick auf die Angabe von Mengen-, Maß- und Geldeinheiten nicht einheitlich ist, präsentierte die vorliegende Arbeit eine statistische Analyse der angekauften Waren. Waren, wie etwa getrocknete Schafe, wurden als einmalige, Käse oder Eier hingegen als regelmäßige Einkäufe identifiziert. Darüber hinaus wurden Fische als gelegentliche und Konservierungsmittel als periodische Käufe klassifiziert. Der Wechsel von Bohnen zu Weizen- und Roggenprodukten war vermutlich saisonal begründet, Mehl wurde ab einem gewissen Zeitpunkt in größeren Mengen beschafft. Das Kaufverhalten variierte sowohl je nach Jahreszeit als auch punktuell.

Zudem wurden insgesamt zwanzig verschiedene Waren kategorisiert: Die Kategorie „Fleisch und Fisch“ war in der Küche Hossers am häufigsten vertreten, gefolgt von „Getreide und Hülsenfrüchten“. Auf Platz drei lagen „Würz- und Konservierungsmittel“, während „Tierprodukte“ den letzten Platz einnahmen. Die Hälfte der in den Rechnungen erwähnten Lebensmittel waren tierische Erzeugnisse bzw. Lebewesen. Alles in allem gab es in Hossers Küche eine große Diversität an Nahrungsmitteln und dadurch konnten die Mahlzeiten der Belagerungstruppen abwechslungsreich gestaltet werden. Im Mengenvergleich wird deutlich, welche Dimension der Lebensmittelbedarf der Belagerer erreichte. Im Gegensatz zu heute verwertete die mittelalterliche Küche sämtliche Teile eines Tieres, wodurch die Zahlen noch eindrucksvoller werden.⁴⁷ Die Darstellung führt vor Augen, dass die Einkäufe von Lebensmitteln von Woche zu Woche schwankten und wahrscheinlich von dem zur Verfügung stehenden Angebot und/oder Hossers Speiseplan abhingen. In Bezug auf die Leitthese der Arbeit ergeben die Erkenntnisse damit ein ambivalentes Bild: Die Approvisation wurde von Hosser gut verwaltet, der zweite Teil der Ausgangsthese wurde also verifiziert. Der erste Teil muss allerdings verworfen werden. Keinesfalls kann die Küche Hossers als nicht abwechslungsreich gelten, da er viele verschiedene Nahrungsmittel anschaffen ließ, mit denen er einen vielfältigen Speiseplan entwerfen konnte.

Wie einleitend angedeutet, bleiben noch zahlreiche Fragen und Forschungsansätze zur Belagerung Weinecks offen. Tiefergreifende Mengenanalysen der bezogenen Lebensmittel sind nötig, um die Ausmaße des Belagerungsaufwandes exakter fassen zu können. Ferner wäre es interessant und für eine umfassende Durchsicht notwendig, die anderen überlieferten Rechnungen miteinzubeziehen. Auch Geldwerte und Preise

47 Teuteberg/Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten, S. 97.

der Lebensmittel könnten bei zukünftigen größer angelegten Untersuchungen mit-
eingebunden werden.

8. Literatur und Quellen

Bamberger, Elisabeth, Die Finanzverwaltung in den deutschen Territorien des Mittelalters (1200–1500), in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft/Journal of Institutional and Theoretical Economics* 77 (1922–23), Heft 1–2, S. 168–255.

Forcher, Michael, Kleine Geschichte Tirols, Innsbruck-Wien 2006.

Haidacher, Christoph, Die älteren Tiroler Rechnungsbücher (IC. 277, MC. 8). Analyse und Edition (Tiroler Geschichtsquellen 40), Bd. 1, Innsbruck 1993.

Ders., Die älteren Tiroler Rechnungsbücher (IC. 278, IC 279 und Belagerung von Weineck). Analyse und Edition (Tiroler Geschichtsquellen 40), Bd. 2, Innsbruck 1998.

Hammerl, Franz, Tirol. Des Reiches Südmark im Mittelalter, Leipzig 1939.

Innerebner, Georg, Schloß Weinegg und die Weinegger, in: *Der Schlern* 29 (1955), Heft 1, S. 104–117.

Kogler, Ferdinand, Übersicht über das Münzwesen Tirols bis zum Ausgang des Mittelalters, in: *Finanz Archiv/Public Finance Analysis* 19 (1902), Heft 2, S. 133–135.

Lück, Erich, Chemische Lebensmittelkonservierung. Stoffe – Wirkungen – Methoden, Berlin-Heidelberg u. a. 1986.

Mass, in: Historisches Lexikon der Schweiz, aktualisiert 29.10.2009, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014198/2009-10-29/>, eingesehen 7.4.2021.

Nössing, Josef, Weineck, in: Oswald Trapp (Hrsg.), *Tiroler Burgenbuch*. Bd. 8: Raum Bozen, Bozen 1989, S. 71–75

Obermair, Hannes, Bozner Urkundenwesen des Mittelalters und die Gründung der städtischen Siedlung Bozen, in: Reimo Lunz (Hrsg.), *Bozen von den Anfängen bis zur Schleifung der Stadtmauer* (Berichte der internationalen Studientagung in Schloß Martsch), Bozen 1991, S. 159–190.

oesterreich.ORF.at (Hrsg.), Fleischkonsum im Vorjahr leicht gestiegen, 29.8.2019, <https://oesterreich.orf.at/stories/3010570/>, eingesehen 4.8.2020.

Pazeiden, in: Austria Forum, aktualisiert 12.10.2019, <https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Pazeiden>, eingesehen 24.9.2020.

Plantura Magazin (Hrsg.), Ackerbohne. Alles zum Anbau im eigenen Garten, o. D., <https://www.plantura.garden/gartentipps/gemuseratgeber/ackerbohne-alles-zum-anbau-im-eigenen-garten#:~:text=den%20schleimigen%20Schnecken-,Ackerbohne%20ernten%20und%20lagern,die%20Aussaat%20spät%20erfolgt%20ist,> eingesehen 4.8.2020.

Riedmann, Josef, Die Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten, in: Gabriel Silagi (Hrsg.), Landesherrliche Kanzleien im Spätmittelalter (Münchner Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 35), München 1984, S. 314–324, http://elec.enc.sorbonne.fr/cid/cid1983/art_13, eingesehen 5.8.2020.

Ders., Das entscheidende Jahrhundert in der Geschichte Tirols (1259–1363), in: Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol/Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hrsg.), Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols, Katalog zur Tiroler Landesausstellung von Schloss Tirol und Stift Stams von 31.5.1995–31.10.1995, Dorf Tirol-Innsbruck 1995, S. 27–58.

Schubert, Ernst, Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt 2006.

Ster, in: Holzlexikon Holz Kars GmbH, o. D., <https://holz-kahrs.de/lexikon/ster>, eingesehen 7.4.2021.

Stolz, Otto, Der geschichtliche Inhalt der Rechnungsbücher der Tiroler Landesfürsten von 1288–1350 (Schlern Schriften 175), Innsbruck 1957.

Teuteberg, Hans Jürgen/Günter Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, Münster 1995.

9. Anlage: Übersetzung der Lateinischen Rechnung ins Deutsche⁴⁸

Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser über die bei der Belagerung der Burg Weineck aufgewendeten Lebensmittel – 1292 VII 18 – X (Mitte), Weineck (TLA, HS. 392. Fol. 2-4)⁴⁹

„Im Jahre des Herrn 1292 am Freitagabend nach dem Tag der Heiligen Margarete (18. Juli) kam der Herr Otto von Königsberg gemeinsam mit dem Burggrafen und dessen Gesellschaft vor das Lager Weinek. Dort wurde Hosser als Küchenmeister berufen, weil er dem Herrn Otto und dem Burggrafen gut passte. Er nahm am neunten Tag für die Familie zur Küche von Konrad, Beschließer von Gries, 6 getrocknete Schweineschinken, 8 frische Rinder, 7 Maß Bohnen⁵⁰, 600 Käse auf. Auch vom Verwalter für Pfeffer und Safran⁵¹ 24 S, 150 Eier für 18 S. Auch für das Tischgeschirr auf Geheiß des Herrn Otto 30 S.

Auch in der zweiten Woche zahlte Hosser selbst für die Küche von Konrad, Beschließer von Gries, 5 getrocknete Schweineschinken, 10 Rinder, 4 Maß Bohnen, 350 Käse, 100 Eier für 12 S, vom Verwalter Gerold für Pfeffer und Safran 24 S.

Auch in der dritten Woche besorgte Hosser derselben Familie des Beschließer Konrad 5 Schweineschinken, 5 Rinder, 6 ½ Maß Bohnen, 33 frische Schafe, 150 Käse. Auch in derselben [Anm.: Woche] vom Verwalter 10 Käse, Schmalz⁵² G 4, für Schafe S 5, für Fische G 28, für Pfeffer und Safran S 24.

48 Dem Kollegen Andreas Wieser möchte ich für die große Hilfe bei der Übersetzung herzlich danken.

49 Originale Rechnung: Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 2, S. 43–45.

50 „Fabe“, vermutlich „fabae“, also Bohnen.

51 „Crocho“, vermutlich „crocus“ bzw. „croceus“, also Safran.

52 „Sagimen“: Haidacher, Rechnungsbücher, Bd. 2, S. 587.

Auch in der vierten Woche besorgte Hosser zur Küche zuerst von Konrad, dem Beschließer von Gries, 4 Schweineschinken, 6 Rinder, 10 Schafe, 10 Maß Bohnen, 225 Käse. Auch in derselben vom Verwalter in Gries 20 ganze Käse für ihn, 170 Eier für S 20, Schmalz S 13, ½ Ster Mehl für S 7, in Fische S 35, für Pfeffer und Safran S 24. Auch in derselben vom Verwalter von Enna 4 Ster Mehl, 4 Schultern.

Auch in der fünften Woche besorgte Hosser für die Küche zuerst von Konrad, dem Beschließer von Gries, 2 lebende Rinder, 5 Schweineschinken, 1 Ster Roggen, 350 Käse. In derselben vom Verwalter 1 Rind für 5 Veroneser Denar, 20 lebende Schafe, für jedes beliebige S 16, für Fische S 20, Schmalz S 12, 1 Ster Grießmehl für S 14, 100 Eier für S 12, für Pfeffer und Safran S 24. In derselben vom Verwalter von Enna 4 Ster Mehl, 4 Ster grobes Mehl.

Auch in der sechsten Woche besorgte Hosser für die Küche des Beschließers Konrad 4 Schweineschinken, 250 Käse, ½ lebendes Schwein von den Gütern der Herren von Weineck. Auch in derselben am Sonntag vom Verwalter 1 Rind, 2 Schafe für 8 ½ Veroneser Denar, für Kräuter S 2. Auch am Montag 1 ¼ Rinder und 3 Schafe für 8 ½ Veroneser Denar, für Kräuter S 3. Auch am Dienstag für Rinder- und Schafsfleisch Veroneser Denar 12. Auch am Mittwoch 1 Rind für lb. Ver. 5 S 5, 4 Schafe für g 40, für Kräuter S 5. Auch am Donnerstag 1 Rind für S 55, 3 Schafe für g 30, für Kräuter S 3. Auch am Freitag für Fische S 10, Schmalz S 5, 50 Eier für S 5 ½, für Kräuter g 1, für Pfeffer und Safran S 24. Auch am Samstag für Fisch g 7, 50 Eier für S 5 ½, Schmalz g 4, für Kräuter g 2.

Auch in der siebten Woche erhielt Hosser für die Küche von dem Beschließer Konrad 3 Schweineschinken, 5 Rinder, 26 Schafe, 200 Käse. In derselben vom Verwalter Gerold in Fische, Schafe, Schmalz, Pfeffer und Safran, Kräuter lb 6 ½ S 4.

Auch in der achten Woche besorgte Hosser für die Küche des Beschließers Konrad 4 Rinder, 200 Käse. In derselben vom Verwalter für Rinder- und Schafsfleisch, Fische, Schmalz, Kräuter, Eier, Salz, Pfeffer und Safran und anderes Veroneser Denar 33 ½ g 4 Ver. 8.

Auch in der neunten Woche erhielt und besorgte Hosser für die Küche vom Beschließer Konrad 3 getrocknete Schafe, 300 Käse, 3 ½ Pazeiden Essig. In derselben vom Verwalter für Rinder- und Schafsfleisch, Fische, Schmalz, Kräuter, Eier, Salz Mehl, Pfeffer und Safran Veroneser Denar 44 g 8 Ver. 6.

Auch in der zehnten Woche besorgte Hosser vom Beschließer Konrad 10 Rinder, 300 Käse, 3 ½ Pazeiden Essig. In derselben vom Verwalter für Fische, Eier, Pfeffer und Safran, Schafe, Salz, Schmalz, Kräuter, Mehl Veroneser Denar 10 S 15 Ver. 4.

Auch in der elften Woche besorgte Hosser vom Beschließer Konrad bei der Familie Haslach 11 Rinder, 110 Käse. In derselben für Rinder- und Schafsfleisch, Käse, Kräuter, Pfeffer und Safran, Salz, Mehl, Schmalz und anderes zum Kochen Veroneser Denar 28 g 9 Ver. 10.

Auch in der zwölften Woche besorgte Hosser bei der Familie Haslach vom Beschließer Konrad 10 lebende Rinder, 300 Käse, 1 Maß Schmalz. In derselben vom Verwalter für

Schafe, Eier, Mehl, Pfeffer und Safran, Salz und anderes für die Küche Veroneser Denar 29.

Auch in der dreizehnten Woche besorgte Hosser durch die Familie von Konrad dem Beschließer 10 Rinder, 250 Käse. In derselben vom Verwalter für 2 Rinder, Kräuter, Schafe, Pfeffer und Safran, Mehl, Schmalz und anderes für die Küche Veroneser Denar 18 weniger g 2.

Die Summe der Verwaltung m 25 lb 8 1/2, 30 Käse für S 40. Die Summe des Beschließer Konrad 81 Rinder, 72 Schafe, 32 ½ Speckseiten⁵³, 3585 Käse, 1 Maß Schmalz, 1 Ster Roggen, 22 Maß Bohnen, 7 Pazeiden Essig.“

Mattia Pellegrini ist Lehramtsstudent im 7. Semester in den Fächern Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung und Geografie und Wirtschaftskunde.

Mattia.Pellegrini@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Mattia Pellegrini, Ein Blick in Hossers Küche. Analyse der Rechnungslegung des Küchenmeisters Jakob Hosser über die bei der Belagerung der Burg Weineck (1292) aufgewendeten Lebensmittel, in: *historia.scribere* 13 (2021), S. 287–302, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 22.6.2021 (=aktuelles Datum).